

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

1805

Nr. 27 bis 52.

Zweiter Band.

Herausgegeben

von

Joh. Friedr. Neefe.

Mitau, 1805.

Bei J. F. Steffenhagen und Sohn.



Mit Bewilligung des Kurf. Hrn. Gouvernements-Schuldirektors.

Ext.

1800 Baarzahlung.

1560

i 1982368 x

Übersicht des Inhalts.

(Die Zahlen bezeichnen die Seiten.)

I. Abhandlungen. Vermischte größere Aufsätze.

- Etwas von den Überresten der finnischen Stammeinwohner Kurlands oder den Liven. 19.
Horazens 19. Ode des 2. Buchs. 27.
Tabakrauchen im Herodot. 39.
Über Stubengelehrte. 44.
Lebensgenuß. 51. u. 67.
Über den Nutzen und die Wirkungen der Räucherungen mit Mineralsäuren. 70. u. 88.
Über eine neue geschmackvolle Anlage in Kurland. 118. u. 132.
Mitgefühl. 139.
Einige Worte als Nachtrag zu dem Aufsatz: Über den Glauben an Geister und Gespenster, in No. 18 d. B. II. 148. u. 181.
Der Tod als Zwilling Bruder des Schlags. 169. 193. 217. 250. 284. 331. 363. u. 380.
Dondangen und seine Umgebungen. 211. 225. 263. 305. 322. u. 341.

Nachtrag zu dem Aufsatze des Herrn Dr. Trinius:
Über den Glauben an Geister und Gespenster.

257. u. 273.

Replik auf diesen Nachtrag. 275.

Für Naturforscher. 267.

II. Literatur.

Ehr. v. Schözers Anfangsgründe der Staatswirthschaft. 1. Band. 17.

Russischer Merkur, von Heideke. 1. u. 25 Stück 33.,
und 3. bis 5. St. 385.

Schroeder de commercio Russico. 49.

Pfaffii Commentatio de calculo Trajectoriarum. Sect. I.
65.

Gedanken über die Erlernung der lateinischen Sprache,
von Malmgrén. 81.

Allgemeine liturgische Verordnung für die evangelisch-
lutherischen Gemeinen im russischen Reiche. 97.

Polyhymnia; von Kaffa. 113.

Parallelen, Bemerkungen und Phantasien, von Anton
Zailonow. 129.

Über einige Gemälde; von Morgenstern. 145.

Orationes Academicae — habitae inter solennia anniver-
saria inaugurationis Universitatis — Mosquensis se-
misaecularia. 161.

Dissertation sur le monument de la reine Comosarye.
177.

Zuruf an Rußlands Völker, zur Einführung nicht nur
schönerer und wärmerer, sondern auch dauerhaf-
terer, feuersicherer und doch sehr wohlfeiler Häu-
ser. (Von Hezel.) 209.

Siruve Diss. de elementis Empedoclis. 241.

Kurlands Nekrolog. 289.

Neue Pittoresken aus Norden. 321.

Nordischer Almanach für 1806; von Albers. 337.

Neuverbesserte lettische Kirchen-Agende; von N. J. Stender. 353. 369. 387. u. 401.

Kurze, faßliche und methodische Anleitung zur Bestellung eines Küchenartens. 417.

III. Miscellen. Vermischte Notizen.

Kurze Nachrichten.

Ankündigung einer Sammlung von Gedichten von Höhlendorff. 16. — Gedanken. 32. 96. — Landwirthschaftliche Erfahrung. 62. — Keine Antikritik. 63. — Erwiederung hierauf. 64. — Etwas von den Ehen bey den Hindus. 76. — Der neue Ifarus. 92. — Kleine Virtuosen in England. 94. — Verzeichniß der Pariser Bibliotheken. 95. — Briefe aus Italien, im Auszuge. 101. 202. 244. 361. u. 422. — Über das Landleben der Städter. 126. — Mann und Frau. 143. — Der Ritter Pinetti in Mitau. 175. — Etwas über das von dem Mechanikus Adam in Mitau vorgezeigte, sogenannte redende, Automat. 185. — Betrachtungen über die Ankündigung eines Zahnarztes. 235. — Der hohle Zahn und der Zahnstocher; eine Art Fabel. 287. — Der Lebenssyrop. 302. — Anzeige von einem vom Rathsherrn Truhart in Riga herauszugebenden neuen Journal. 304. — Neue Erfindung beym Brodbacken. 318. — Vulkans Hunde, welche die Gabe hatten, Keusche und Unkeusche zu unterscheiden. 377. — Suum cuique. 384. — Artemis nicht Selene.

394. — Bereitung der türkischen Roseneffenz. 397.
 — Empfehlung einer vortreflichen Art Fußböden.
 410. — Die Kunst zu scheinen. 427.

IV. Biographische Nachrichten. Charakteristik und Anekdoten von Personen.

Neueste Nachricht von der Reise des Koll. Assessor Sechen. 55. — Professor Schlözer in Moskau erhält vom Kaiser eine kostbare Tabatiere. 95 — Hofrath Schlözer in Göttingen wird in den russischen Adelsstand erhoben. 110. — Merkwürdige Schicksale eines furländischen Landpredigers (Joh. Sievert). 156. —

V. Edle Handlungen.

Der kurische Woltemade. 348.

VI. Theater und Musik.

Sommertheater in Mitau (Beschluß). 1.
 Ein alter Komödientzettel. 78.
 Was ist zur Beurtheilung eines Schauspielers erforderlich? 297.
 Schillers Todtenfeyer auf der Rigischen Bühne. 330.
 Fields Abschiedskonzert in Mitau. 414.

VII. Gedichte.

Poetisches Räthsel. 15. — Die Mausefalle. 15.
 — Juristische Formen. 16. — Die Phantastie. 24.
 — An mein Märchen. 26. — Auf Schillers Tod.

61. — Grabschrift. 80. — Mein Vortheil. 80.
 — Über einen jungen Ehemann von schlechten Vermögensumständen. 80. — An einen Arzt. 80. — Ungerechte Klage. 112. — Die Zweifel. 125. — An die heutigen Schönen. 128. — Alexander. 129. — An die Muse. 155. — Leda's Lehre für ihre Mitschwestern. 160. — An die Freunde in Neapel. 173. — Der einträgliche Handel. 203. — Die Pfeifenköpfe. 208. — Grund der Titelsucht bey N***. 208. — Der springende Kiesel. 240. — Grabschrift. 240. — An den Märchensänger. 288. — An Rantchens Feder. 283. — Der Wille für die That. 288. — Übung macht Meister. 304. — Menschengefühl. 313. — An die Mode. 320. — Auf den Leipziger Messkatalog. 352. — Und diese drey sind eins. 368. — Vom ewigen Frieden. 384. — Ein Arkanum. 399. — Der ewige Frieden. 400. — Anwendung der Schädellehre. 416. — Empfindungen bey einem schönen Harfenspiet. 431. — Bitte. 431.

VIII. Anekdoten.

Lächerliche Anekdote aus der franz. Schreckenszeit. 30. — Kant's Inauguraldisputation. 176. — Die gekränkte Schneiderzunft. 256. — Ein Zwerg wird Heiduck. 287. — Hume. 336. — Der Geizhals auf dem Sterbebette. 336. — Moliere. 336. — Sonderbare Art Jemanden vorzustellen. 429. — Rabelais in der Todesstunde. 439.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 27. Mitau, den 3. Julius 1805.

Ne velim quidem lectorem dari mihi, quid studia referant,
computaturum.

Quinctil

Sommertheater in Mitau.

(Beschluß des in No. 25. abgebrochenen Artikels.)

Den 14. Juny: Rudolph von Czeki, in Musik gesetzt von d'Alayrac. Dieser denkende Künstler versteht, (was so viele nicht verstehen) durch steigendes Interesse die Aufmerksamkeit der Hörer vom Anfange bis ans Ende zu fesseln. Ruhig spricht er zuerst uns Ruhige an; wir werden unvermerkt mit ihm bekannt und befreundet. Nun erst wird er vertrauter und inniger. Wir folgen willig seinem aufstrebenden Enthusiasmus, und werden zuletzt von seinem Gefühle und seiner Begeisterung ergriffen und hingerissen. Freylich muß der Komponist mit dem Dichter Hand in Hand gehen; aber dieß darf jener nicht als Entschuldigung anführen: denn wer zwingt ihn, einem uuberufenen Dichter die Hand zu reichen? Ubrigens versteht es sich von selbst, daß man französische Musik

als solche und nach ihrer Zeit beurtheilen muß. Rudolph wurde von Herrn Arnold sehr gut gegeben, und Demoiselle Brück'l (als Conrad) dürfen wir im Namen aller Zuhörer danken, für den reinen Genuß, den sie uns durch den rührenden, prunklosen Vortrag der schönen Romance zu Anfang des dritten Aufzuges „Mit leichtem feurigem Gefieder 2c.“ gewährte.

Am 15. Juny: Eduard in Schottland oder die Nacht eines Flüchtlings, ein historisches Drama in 3 Akten, nach Duval frey bearbeitet von Kotzebue, worin Herr Dittmarsch die Hauptrolle, da, wo er in Bettlerkleidung auftrat, nur gar zu naturgetreu, übrigens aber ziemlich wahr durchführte; gegen das Ende schien es, als ob sein Eifer erkaltete. Herr Ackermann that mehr als galant in seiner Befehlshaberrolle. Bescheidenheit ist eine große Tugend — an ihrem Ort, und die Sitten eines Kriegers können immer fein seyn, besonders wo es die Gegenwart von Damen erheischt; allein ein Befehlshaber mit einer leisen, zitternden, halbunterdrückten, oft weinerlichen Stimme, ist, wenigstens als Befehlshaber, nirgends an seinem Platze. Herr Vorsch und Madame Dhmann, als Lord und Lady Athol, so wie Madame Taube als deren Nichte, entsprachen auch dießmal ganz der Erwartung, zu der sie immer berechtigten. Besonders zeigte sich Madame Dhmann als Künstlerin von äußerst

feinem Takt in der Scene, wo sie dem noch in Bettlerkleidung dastehenden Prinzen Eduard, auf seine Bitte, ein Glas Wein bringen läßt. Sie legte nämlich, als ihm dieses von dem Bedienten Tom gereicht wurde, selbst die Hand an den Teller, und beobachtete dadurch sehr richtig eine Aufmerksamkeit, die bey solchen Gelegenheiten Personen von hohem Range erwiesen zu werden pflegt. Herr *Lange* hingegen hat sich, als Obrister *Cope*, von Anfang bis zu Ende — und einmal gar so weit vergessen, daß er ausblieb, wo er erscheinen sollte. Herr *Wirsing* befriedigte in der kleinen Rolle des Tom heute weniger als sonst in größeren Rollen; vielleicht daher, weil man von ihm mehr als von manchem andern zu fordern gewohnt ist? — Es folgte darauf ein zwar nicht langes, aber langweiliges Singspiel, das *Geheimniß* betitelt, mit einer unerheblichen Musik von *Solie*, worinn der Gesang der *Madame Ackermann* — der uns überhaupt nur sparsam zu Theil wurde — das Erheblichste und zugleich das Erfreulichste war. Die Arie: „Ein bewährtes Sprichwort heißt: Selig sind, die arm an Geist ic.“ in dem Munde des alten Dieners — den Herr *Werther* mit seiner gewöhnlichen Laune gab — verdient indeß, nicht sowohl wegen der Musik als vielmehr wegen der unerwarteten Wirkung, daß sie zum zweytenmal verlangt wurde, bemerkt zu werden.

Den 16. Juny: die Zauberflöte. Sie scheint zu bekannt, um noch etwas von ihr zu sagen, und ist doch zu schön, um von ihr zu schweigen. Das Genie ist in seinem Schaffen nie sich selbst gleich, es drückt jedem seiner Produkte wieder insbesondere den Stempel der Originalität auf. So Mozart. Welch ein verschiedener Geist weht in der Zauberflöte, im Don Juan, im Figaro? Der der Zauberflöte ist der gemeinfaßlichste und daher allgemeinbeliebteste. Doch getrauen wir uns zu behaupten, daß diese Allgemeinheit des Beyfalls nicht der Musik allein zuzuschreiben sey (wie man gewöhnlich angeht), sondern auch dem so verrufenen Schikanederschen Texte. Und das nicht allein wegen des Theaterprunks, den er veranlaßt, sondern weil er wirklich einen für die Oper geeigneten Stoff behandelt und poetischen Gehalt hat. Das Mysteriöse, Zauber- und Märchenhafte ist das wahre Element der Oper, in der das leichteste, freyeste Spiel der Phantasie — wir möchten sagen — sein Spiel treiben will und soll. Die Tendenz, die Bedeutung des Sujets der Zauberflöte ist groß und edel. Es wäre zu wünschen, daß uns ein gediegener Dichter das, was uns hier gleichsam nur vorgespiegelt wird, mit Geschmack und Einsicht vorspielen lassen möchte. Übrigens wird der Effekt der wahrhaft großen und edlen Partien, durch den Gegensatz der komischen, anscheinend gemeinen, nur noch gehoben. Einer

Schönen verzeihen wir, wenn sie, bevor sie die Arie singt: Bey Männern welche Liebe fühlen &c. aus Verschämtheit die Bemerkung macht: die Worte sind freylich schlecht, aber die Musik ist vortrefflich. Kunstverständigen aber werfen wir die Frage auf: was habt ihr an dem Text jener Arie und dem vieler andern, als: In diesen heil'gen Hallen &c. — Dieß Bildniß ist bezaubernd schön &c. — Ein Mädchen oder Weibchen &c. — Könnte jeder brave Mann &c. als musikalischem Texte, auszusetzen? Und der Inhalt, berührt er nicht die reinsten innersten Saiten des menschlichen Gemüths? Deutet er nicht auf das Höchste hin, wozu der Mensch sich erheben mag?

„In diesen heil'gen Hallen
 Kennt man die Rache nicht,
 Und ist der Mensch gefallen,
 Führt Liebe ihn zur Pflicht.“

Wenn solche Texte nicht erfreuen, sagen wir, verdient nicht, ein Mensch zu seyn. Wir finden in diesem allen so viel Deutsches, daß es, nach unserer Meynung, schon deswegen Nationalstück werden mußte. — Wie sollte auch ein von Poesie entblößter Stoff einen Mozart haben begeistern können? Wie sollte das Poetische sich mit einem ihm ganz fremdartigen Profaischen so innig vermählen? Zwar ist nicht zu läugnen, daß auch Mozart (z. B. im Wandel, in den Canons)

profaische Worte in Musik gesetzt hat; aber dann ist der Effekt wegen dieses Gegensatzes nothwendig komisch, welches auch des Komponisten Absicht war. Wo hingegen eine wirkliche Verschmelzung der Worte und der Musik zu einem schönen ästhetischen Ganzen (wie in der Zauberflöte wenigstens theilweise) Statt findet, und der Effekt des Erhabenen und Rührenden so vollkommen erreicht wird, da müssen jene Elemente, einß wie das andere, poetischen Werth haben. Warum spricht man diesen gleichwohl so allgemein dem Texte der Zauberflöte ab? Darum, weil die musikalische Bildung in unsern Zeiten so allgemein ist, und die für Poesie so sehr vernachlässigt wird. Man fühlt die Schönheit der Musik; für die musikalische und poetische Schönheit des Textes ist man unempfindlich, und darum unbekümmert. Den musikalischen Werth wissen selbst viele Dichter nicht zu schätzen. — — Ein solches Kunstwerk verdient die sorgfältigste Aufführung. In der Oper verlangt das Auge Glanz und Pracht. Wir können daher die antisthenische Eitelkeit, die aus der Kleidung des Tamino und Papageno hervorleuchtete, keinesweges billigen. Der letztere schien sich zu mausern. Im Gegentheil waren die Königin der Nacht (Madame Lehnhold) und Pamina (Mademois. Brück'l) reich und höchst geschmackvoll gekleidet. Madame Lehnhold hat uns in der bemerkten Rolle besser gefallen als in irgend einer andern.

Die Arie: „In diesen heil'gen Hallen“ mußte von Sarastro (Herr D h m a n n) mit mehr Würde und mehr im Charakter einer Basarie gesungen werden. Ein Versetzen im Akkompagnement that uns sehr wehe. In dem Duett: „Bey Männern, welche zc.“ waren die in der obern Stimme bey der Wiederholung angebrachten Verzierungen zum mindesten überflüssig, da nur Einmal wiederholt wird und die Melodie in ihrer kunstlosen Einfachheit und durch dieselbe so lieblich ist. Die Chöre sind theils nicht gehörig besetzt, um den ganzen Effekt zu machen, theils fehlt es an einem Direktor, der, ohne selbst zu spielen, Gesang und Akkompagnement in Ordnung erhielt. Eine solche Direktion geschieht am besten am Flügel.

Den 17. Juny: Cervantes Portrait, Lustspiel in 3 Aufzügen, nach dem Französischen von F. L. Schmidt. Eine nicht übel angelegte, aber, besonders in den ersten beyden Akten, schleppe und nur in einzelnen Scenen unterhaltende, Posse von geringem Werth, die den Beyfall, der ihr hier zu Theil ward, hauptsächlich wohl der interessanten Darstellung der Hauptrollen durch die Herren La Roche (als Maler) Mende und Berther (als Pedrillo und Fabio) und Madame D h m a n n (als Facinthe) zu danken hat. Hierauf folgte: der Dorfbarbier, eine komische Oper, komponirt von Schenk. Herr D h m a n n spielte die Rolle des Lux zu unserer Zufriedenheit. So

wie die Feinheit eines Mannes aus seinem Scherz am meisten erkannt wird; so der feine Takt des Akteurs aus komischen Rollen oder Partien. Die meisten fallen da ins Gemeine, vor dem sie sich doch besonders hüten sollten. Das Spiel kann sehr natürlich und sehr komisch seyn, ohne unedel und gemein zu werden. Das hat Herr Ohmann gezeigt.

Den 18. Juny: der Zinggießer, ein Liederpiel in 2 Aufzügen, nach Holbergs politischem Kannengießer. Eine fade Burlesque, von der auch in musikalischer Hinsicht sich wenig sagen läßt. Zur öftern Wiederholung ist es durchaus nicht geeignet. Im allgemeinen bemerken wir, daß in Hinsicht der Gruppierung größere Sorgfalt zu beobachten wäre. Es gefällt uns nicht, wenn Bravourarien auf Einer und immer auf derselben Seite abgesungen werden. Bey dem Refrain der Arie, oder bey einem Ancora wünschten wir, daß vom Sänger der Platz, oder, sind ihrer mehrere, ihre Stellung gegen einander hätte verändert werden mögen, damit das Auge mehr Leben und Mannigfaltigkeit erblicke.

Den 19. Juny: der Wasserträger. Wir wollen uns nicht erschöpfen an Lobe, das dem Stücke sowohl als der Aufführung gebührt. Die Hauptcharaktere zeigen eine Größe der Gesinnungen, gegen die man nicht gleichgültig bleiben kann, und die dem Stücke bey seiner ersten Erscheinung zu Paris nach den Zeiten des Terrorismus noch ein besonderes Interesse geben mußte, da der ganze

Inhalt mit der Geschichte des Tages in mannigfacher Beziehung stand. Alles, besonders die Erkennung des Präsidenten, ist so schön motivirt, daß man bedauert, den Knoten zuletzt, gleich dem Gordischen, zerhauen zu sehen. Durch einen vierten Akt hätte sich eine interessante Auflösung ergeben können. Die Komposition ist schon längst und anderwärts gewürdigt. Es herrscht darin ein edler Ton und nur Ein Ton, wie in einem guten Gemälde. Sogar die Gemeinplätze am Schluß der Arien und Chöre weiß Cherubini durch seine Harmonie neu und anziehend zu machen. Jenem Ton des Stückes störte Mademoiselle Brück'l durch eine eingelegte Bravourarie, die sie sang, als ihr Gemahl, der Präsident, sich in den Baum versteckt hatte. Die eindringenden Soldaten freylich kann man mit einem „Sie kommen noch nicht“ zurückhalten; aber das Gefühl widerstrebt, fremdartige Stoffe sich zu gleicher Zeit anzueignen, und rächt die an dem Komponisten begangene Verschuldigung. Mademois. Brück'l erhielt mit dieser Arie, was sie wünschte und verdiente — den lautesten Beyfall. Aber eine Schauspielerin darf durchaus nicht Virtuosiin seyn wollen, und über Manier und Ausdruck darf man die Hauptsache nicht vergessen, von der jene nur Nebensachen sind, den Gesang. Die heutige Aufführung, besonders die Romance zu Anfange, veranlaßt uns übrigens eine oben über Stellung und Gruppierung gemachte Be-

merkung dahin einzuschränken, daß die zuweilen bemerkte Unvollkommenheit derselben weniger aus Unkunde, als aus Nachlässigkeit und nur dann Statt findet, wenn nicht ein erfahrener Schauspieler, wie im vorliegenden Falle Herr Kaffka, die Stelle des Direktors vertritt. Herr D h m a n n, als Wasserträger, ließ durchaus nichts zu wünschen übrig. — Es giebt Direktors, die den Improvisatoren bey Strafe das Handwerk legen. Wo dieß nicht der Fall ist, sollte der eigne gute Geschmack des Künstlers ihn in den meisten Fällen zurückhalten. Doch ist vielleicht auch manches Kreuz-Bataillon authentisch, das wir für untergeschoben halten.

Den 20. Juny: die eiserne Maske. Ein Trauerspiel von Zschöcke. Ein ächt tragischer Stoff, aber wie hat ihn der Verfasser behandelt! Eine Kompilation von Widerlichkeiten — eine dramatische Mißgeburt ist unter seinem Pinsel hervorgegangen — ein Gemählde, das zurückstößt, statt Mitleid und Rührung zu erwecken. Ubrigens hat es den Vorzug vor seinen übrigen Stücken, daß die Sprache darin weniger geschraubt ist. Herr D i t t m a r s c h in einigen Scenen, und Madame D h m a n n, jener als Jules und diese als Sadalin (die verkleidete Geliebte des ersteren), waren es hauptsächlich, so wie Herr W i r s i n g in der Rolle des treuen Fleury, die es jedem Zuschauer nicht nur möglich machten, bis ans Ende auszuhalten, son-

dem ihn sogar in einer Art von Selbsttäuschung hinhielten, das letztere mit gespannter Aufmerksamkeit zu erwarten. Das Stück ist übrigens hier nach einer eignen Bearbeitung gegeben worden. Da wir das Original nicht kennen, so ist es uns so wenig möglich die Abänderungen als überhaupt nur zu bestimmen, in wiefern der Bearbeitung oder dem Original der Vorzug gebührt.

Den 21. Juny: Oberon. Dieß alte Stück hatte das Haus doch beträchtlich gefüllt; aber es befriedigt ja auch größtentheils alle Forderungen, welche man an einer Oper zu machen berechtigt ist. Einen hübschern und geschmackvoller kostumirten Oberon als Mademoiselle Brück'l uns zeigte, wird man nicht leicht finden. Auch Amande (Madame Lehnhold) war reich und reizend gekleidet. Ubrigens ging, besonders mit dem Alfkompagnement, nicht alles wie es gehen sollte. Am schlechtesten fielen die Chöre aus. Mademoiselle Brück'l sang im Ganzen sehr brav, wenn sie nur weniger hätte accentuiren wollen. Das Duett „Ach daß ich dich so elend machte“ wurde von Herrn Arnold und Madame Lehnhold vortrefflich vorgetragen; auch war es gewiß ungerecht, daß Herrn Werther (Scherasmin) bey der Arie „Als ich in meinem achten Jahr“ kein lauter Beyfall zu Theil wurde. Er trug sie mit seiner angenehmen Mittelstimme untadelhaft vor.

Den 22. Juny: die Hausfreunde. Ein Schauspiel in 5 Aufzügen von Iffland. Dieses Familiengemälde des großen Menschenkenners ist noch Manuscript und bisher nur auf ein Paar der vorzüglichsten Bühnen Deutschlands gegeben worden. In Berlin, wo es zuerst erschien, wurde es mit nicht geringem Beyfall aufgenommen, wie öffentliche Blätter sagen. Über die Aufnahme, die es vor kurzem (am 8. Juny) in Leipzig gefunden hat, möge die Nachricht, welche die 129. Nummer des Freymüthigen enthält, selbst sprechen. Es heißt darin wörtlich also: „dieß neue Stück erhielt vielen Beyfall — allgemeinen wäre gelogen; weil die in die Logen und das Parterre vertheilte Gallerie sich bey mehreren Scenen ennuyirt hat &c.“ Dasselbe mag sich vielleicht auch von andern Orten sagen lassen. Die Ausführung war wohl ein wenig schleppend, aber im Ganzen gewiß vortrefflich. Herr La Roche und Madame Loof gaben das alte Paar mit seelenvoller Laune, und Madame Ohmann die Hofrätthin Harling so brav, wie man es von ihr stets gewohnt ist; auch ließ Herr Dittmarsch, als Gemahl derselben, nur wenig zu wünschen übrig. Aber mit welcher unübertrefflichen Wahrheit führte vorzüglich Herr Porsch den Charakter des Secretairs Dingel aus, eines gegen alles gleichgültigen eiskalten Menschen, der seine Rechnung mit der Welt bereits abgeschlossen hat und überall mit

einer beyspiellofen Ruhe und Konsequenz verfährt. Herr Lange gab den Geheimenrath Mantel im Anfange nicht schlecht, aber mit der altväterischen gallonirten Kleidung hatte er auch seinen Charakter ausgezogen. Herr Ackermann spielte den Leerfeld durchaus zu weich und süßlich.

Den 23. Juny: Nur König von Ormus. Wieder ein alter Bekannter und zwar ein solcher, der sich in der Regel jährlich blicken läßt. Von der dießjährigen Exekution dieser Oper läßt sich nur bemerken: daß die Janitscharenmusik in der Ouvertüre weg- und es jedem überlassen blieb, sich den Triangel und die türkische Trommel zc. hinzuzudenken. Ein alter Bekannter pflegt überhaupt nicht gern viel Umstände zu machen; daher erschien denn auch wohl Nur (Herr Ohmann) in einem ziemlich schlichten Anzuge, der wenigstens für keinen königlichen Ornat angesehen werden konnte. Überhaupt stach die Kleidung des männlichen Personals sehr bescheiden gegen die Pracht des weiblichen Putzes ab.

Den 24. Juny: Je toller je besser. Mademoiselle Brückl, als Armantine, übertraf heute in der Nachahmung des uralten französischen Geschmacks sich selbst. Die schöne Arie, welche sie auf ihrem Zimmer am Pianoforte singt, wurde viel zu stark und mit überhäuftem Schwürkeln vortragen. Warum thut sie das, da sie im Krei und sonst gezeigt hat, daß sie es sehr wohl anders

kann. Herr Dhmann spielte zwar sehr brav, sang aber auch zuweilen etwas bunt. Unübertrefflich wurden die Rollen des Johann (Herr Werther), des Franz (Herr Reinner) und des Peter Hans Hollunder (Madame Dhmann) gegeben. Sie blieben alle der Natur so treu, daß auch die strengste Kritik verstummen mußte.

Den 25. Juny wurde das Theater, zur Ehre des guten Geschmacks, mit Emilia Galotti von Lessing geschlossen, worin besonders Herr Porsch als Marinelli und Madame Mende als Gräfin Orsina glänzten. Diese letztere Rolle ward unübertrefflich schön gespielt. Überhaupt war diese Vorstellung eine der gelungensten und daher genussreichsten während der ganzen diesjährigen Theaterperiode. Um dieß zu bestätigen brauchen wir, außer dem angeführten Künstlerpaar, nur noch Madame Meyrer, Herrn La Roche, Herrn Dittmarsch und Madame Dhmann — welche letztere die Emilie gab — zu nennen.

Eine kurze Anrede des Herrn La Roche, im Namen des Direktors, folgte, in Stelle der sonst gewöhnlichen Theaterrede, auf diese Vorstellung. — Was wir noch etwa im Allgemeinen über das Theater und den Genuß desselben zu sagen haben, möchten, soll gelegentlich folgen.

Poetisches Räthsel.

In hoher Luft emporgehalten,
Schwebt glänzend ein Kolosß daher,
Fern sehn wir seine Felsgestalten
Und nah' bey uns verschwindet er.
Ein Feind des Lichts, mit ihm im Streite,
Verhüllt er, was die Welt bewohnt,
Weilt gern in finst'rer Nacht Geleite
Und wird vom Sonnengott entthront.
Der Sieger weiß ihn zu verbannen
In ew'ge Flucht mit einem Blick:
Geplündert macht er sich von dannen,
Sein Perleuschmuck bleibt uns zurück.

Die Mausefalle.

In Nürnberg einst ein Tischler war —
Ich kann den Namen und das Jahr
Nicht gleich nicht in der Chronik finden,
Sonst wollt' ich beydes euch verkünden —
Der pries gar laut mit breitem Wort,
Es habe, was an keinem Ort
Ein Sterblicher erfunden,
Sich seinem Hirn entwunden.
Geschaffen war von seiner Hand
Die Königin der Mausefallen;
Ein gräßlich Unheil — niemals stand,
Seitdem die Welt von Mäusen sprach,
Zu aller Mäuse Hohn und Schmach,
Furchtbarer es in eines Hauses Hallen;
Denn, wer den Kniff verstand,
Das Kunstwerk aufzustellen,
Viel tausende zugleich konnt er damit zerschellen.

Nur mußt er, flug, vor dem Erschlagen
Die Mäuf auf einen Haufen jagen.

So, — Mancher, der philosophirt
Und alles trefflich deducirt,
Was man ihm vor die Nase führt.

Juristische Formen.

In Formen Alles nur gepreßt,
Wein' Unschuld, die man hier verläßt.
Du findest nicht Gerechtigkeit,
Nur altes Tuch von ihrem Kleid.

* * *

A n z e i g e.

Herr Ulrich Böhlendorff, unser Landsmann, bekannt als Verfasser des Trauerspiels Ugo-
liuo, der dramatischen Idylle Fernando und
als Mitherausgeber des Berlinischen poeti-
schen Taschenbuchs für 1803, hat die Absicht,
einen Band seiner Gedichte auf Pränumeration in
der Steffenhagenschen Officin drucken zu lassen.
Ein Paar Proben, die uns von ihm zur Bekannt-
machung mitgetheilt sind, und die man in einem
der nächsten Stücke der W. U. finden wird, werden
das Publikum überzeugen, daß es hier manches
angenehme Blümchen zu erwarten hat. Möchte
es dem talentvollen Herausgeber doch nicht an
Theilnahme und kräftiger Unterstützung fehlen!

Wochentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 28. Mitau, den 10. Julius 1805.

Quisquis ab eventu facta notanda putat.

Ovidius.

Literatur.

Anfangsgründe der Staatswirthschaft (,) oder die Lehre von dem Nationalreichthume. Von Christian von Schlözer, der Rechte Doktor von der Universität zu Göttingen, Russisch-Kaiserl. Hofrathe, der Staatswissenschaften Professor auf der Universität zu Moskwa. Erster Band. Riga bey C. F. G. Hartmann, 1805. XVI. u. 142 S. 8.

Da wir bereits eine ausführliche Anzeige von der französischen Ausgabe dieses interessanten Werks in No. 9, 11 und 13 der W. U. geliefert haben: so bleibt uns in Ansehung der gegenwärtigen deutschen nichts weiter hinzuzufügen übrig, als daß der Druck sauber und korrekt und das Papier gut ist. Nur aus der lesenswerthen Vorrede

erlaube man uns eine Stelle herzusetzen. Der Verf. sagt daselbst S. IX: „Es bedarf wohl für den Leser keiner Bemerkung, daß mein Werk mit vorzüglicher Hinsicht auf Rußland geschrieben ist; letzteres theils darum, weil ich mich während einer Reihe von Jahren ununterbrochen daselbst aufhielt; theils darum weil jenes Werk den Unterricht junger Russen zunächst zum Zwecke hat. Überall habe ich mit bescheidener Freymüthigkeit gesprochen. Ich habe die Sprache geführt, die einem nationalisirten Russen ansteht, der sich unter dem Schutze des besten Kaisers befindet. — Als Fremdling kam ich hieher. Jetzt bin ich förmlich adoptirt und durch unzertrennliche Bande an mein neues Vaterland gebunden. Ich muß mit meinen Mitbürgern alle Unannehmlichkeiten und Annehmlichkeiten desselben theilen. Für erstere bin ich keinesweges blind. Auch befremden mich solche nicht, da ich weiß, daß kein Land davon frey ist. Aber lieber verweile ich bey der Betrachtung der letzteren, und ich fühle mich von Enthusiasmus durchdrungen, wenn ich die Fülle von Reichthum und Macht in Gedanken überrechne, auf welche sich den kommenden Generationen in Rußland die Aussicht erdffnet.“

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

Etwas von den Überresten der finnischen Stammeinwohner Kurlands oder den Liven.

Auf einem Striche der Ostseeküste in Kurland, von da, wo der Kohgische Bach, im Gebiete des Privatgutes Lub-Eßern, sich in den Rigischen Meerbusen ergießt, bis zur Kron-Windauschen Grenze, finden sich noch Überbleibsel des finnischen Völkerstammes, der Kurland ursprünglich bewohnte und erst späterhin (wenn? ist nicht genau zu bestimmen) von den von der Weichsel her aus Preußen und Schamayten andringenden Letten immer weiter und endlich bis ans Meer zurückgedrängt wurde. Dieß kleine Völkchen besteht aus Strand- oder Fischerbauern, die sich selbst noch jetzt bey ihrem alten Namen, Liebeeſchi, Liven, nennen. Außer denen, die dem obengedachten Gute Eßern angehören, ist der bey weitem größere Theil dem Gute Dondangen erbunterthan. Auch im Suhröſchen Gebiete, an der Windau, soll man kleine Überreste von ihnen bemerken, jedoch schon fast ganz mit den Letten vermischt, und nur noch hin und wieder durch Körperbau und Gesichtsbildung ihren Ursprung verrathend. Diejenigen aber, welche unter Dondangen und Eßern leben, und zu den Kirchen Irben, Gipfen und Kohjen, woselbst der Gottesdienst in lettischer Sprache gehalten wird, eingepfarrt sind, haben sich völlig abgesondert von

den Letten zu erhalten gewußt; und dazu mag wohl ihre Sprache, eine finnische Mundart, am meisten beitragen. Unter sich sprechen sie nichts als Livisch, und bis zum funfzehnten Jahre, auch wohl noch länger, versteht der junge Live keine andre als die Sprache seiner Stammältern; dann aber lernt er auch die seines Nachbarn, des Letten, vielleicht besonders dadurch, daß er mit diesem gemeinschaftlich die Leeziben (Frohnen) im Gute verrichten muß. Im Gegentheil lernt der Lette nie die Sprache des Liven; einmal, weil ihm die Aussprache schwer fällt, und dann auch, weil er sie nicht nur für übellautend, sondern, nach seinen abergläubischen Begriffen, sogar für sündlich hält. Der Live nennt z. B. einen Löffel Kaje; auf Lettisch aber heißt Kahja der Fuß. Wie kann, fragt nun der Lette, ein Löffel mit dem Fuße verglichen werden? Ärgerlicher noch als dieß ist ihm, der für alles, was zum Unterhalte dient, eine heilige Ehrfurcht hegt, jener Umstand, daß weißes Brod von den Liven kak-leibe genannt wird. — Die Insel Desel nennen sie Kurre Saar (Kranichsholm) und Kurland Kurra ma (Kranichsland).

Nach dem Zeugnisse der historischen Schriftsteller des Mittelalters haben sich die alten Einwohner Kurlands *) schon von frühen Zeiten her

*) Der Name der Einwohner von Kurland Chori kommt in der Geschichte zum erstenmal im 2. Jahrhundert beim

als verächtigte Zauberer bekannt gemacht. Adam von Bremen (aus dem II. Jahrhundert) schildert sie folgendergestalt: „Sie sind“ sagt er „das grausamste Volk, und man vermeidet ihr Land, weil sie dem Götzendienste mit übertriebenem Eifer anhängen. Gold besitzen sie in Menge und vorzügliche Pferde. Ihre Häuser sind alle mit Priestern, Schwarzkünstlern und Wahrsagern angefüllt, welche ein Mönchsgewand tragen. Aus der ganzen Welt werden hier Belehrungen über die Zukunft gesucht, besonders von den Griechen (Rusfen) und Spaniern (Biscajern).“ *) Sie stehen aber auch jetzt noch in Rücksicht ihrer Zauberkünste, besonders bey den Letten, in großem Ansehen. Dieses geht so weit, daß, wenn die Liven irgendwo mit ihren kleinen Fahrzeugen anlanden, sie die Böte unbewacht am Strande stehen lassen, weil gewiß kein Lette es wagt, sich diesen alsdann zu nähern,

Rimbert im Leben des heil. Ansgarius vor. Langebecii Scriptores rer. Danic. T. I. p. 478.

*) Wir wollen die ganze Stelle in der Originalsprache hesetzen: Sed et aliae insulae interioribus (im innern Busen der Ostsee nach Osten) sunt, quae subjacent Sueonum imperio, quarum maxima est illa, quae Curland dicitur, iter octo dierum habens (etwa nach der Küste gerechnet?) Gens crudelissima, propter nimium idolatriae cultum fugitur ab omnibus. Aurum ibi plurimum, equi optimi. Divinis, auguribus et necromanticis omnes domus sunt plenae, qui etiam vestitu monachico induti sunt. A toto orbe ibi responsa petuntur, maxime ab Hispanis et Graecis. Adam. Brem. de situ Daniae p. 58.

indem er sich überzeugt halten soll, daß die Liven einen Vorwitz der Art auch abwesend strenge zu ahnden und jeden solchen Wagemuth wenigstens an die Stelle fest zu bannen wissen.

Da die Liven, als Strandbewohner, fast gar keinen Ackerbau und keine Viehzucht treiben; so leisten sie größtentheils auch dem Gutsbesitzer weiter keinen Gehorch, als daß sie einige Lecziben durch Fußgänger verrichten lassen, im Dondaugschen bey den Feuerbaaken die nöthigen Wachtkerle stellen und dergl. Übrigens zahlen sie nur einen ihren Besitzlichkeiten angemessenen Zins, welchen sie zum Theil in gesalzenen und geräucherten Fischen entrichten. Durch die sehr ergiebige Fischerey, durch den Handel mit frischen, gesalzenen, geräucherten und gedörreten Fischen, durch die Jagd der Seehunde oder Robben (*Phoca vitulina* L.) und hin und wieder auch wohl durch Einsammeln des Bernsteins, den sie nach Riga zum Verkauf bringen, verschaffen sich die Liven ein hinlängliches Auskommen und sind zum Theil wohlhabend und reich. Die Seehunde, von denen das Fell und besonders das Fett (Sielspect) gebraucht wird, erlegen sie theils auf dem Eise, während diese Thiere sich an der Frühlingssonne wärmen, theils aber auch, wenn sie sich in einiger Entfernung vom Ufer aus Land gewagt haben, und dann nicht schnell genug das Wasser wieder erreichen können.

Getreide, soviel sie zu ihrem Unterhalte brauchen, tauschen sie von den Letten gegen Fische ein, lassen sich auch wohl ihre Wahrsagerereyen damit bezahlen. Einen Weg von zwanzig Meilen macht der abergläubische Lette, um den weisen Ausspruch eines livischen Zauberers zu hören, oder dessen Rathschläge zum bessern Gedeihen des Hausviehes zu vernehmen.

Die Liven selbst aber sind, wo möglich, noch unwissender und abergläubischer als die Letten. Daher wird man sie z. B. weder durch Belohnungen, noch durch Drohungen dahin bewegen, einen gefangenen Seehund lebendig zu verkaufen, weil sie alsdann keinen mehr zu erlegen glauben. Ihren Religionslehrer fürchten sie, ohne ihm jedoch ihr Vertrauen zu schenken. Eben so auch den Küster, den sie piške pãp (den kleinen Prediger) zu nennen pflegen. Ihre Wohnungen sind mehrertheils nett gebaut, und es wird in denselben weit mehr auf Ordnung und Reinlichkeit gehalten, als bey den Letten. Freylich sind hier aber auch selten so viele Menschen in einem engen Raume zusammengedrängt als fast immer in einem lettischen Bauerhause. Die Wohnstube des Liven ist gewöhnlich mit einem guten Tische und einem Wandleuchter und seine Fenster sind mit buntgemalten Läden versehen — größtentheils Sachen, welche diese Küstenbewohner von den gestrandeten Schif-

fen erbeuten. In ihrer Kleidung unterscheiden sie sich von den Letten jener Gegend nicht; aber ihr fast durchgehends schöner Wuchs, ihr starker Knochenbau und ihre auffallenden Gesichtszüge lassen sie leicht erkennen. Die Weiber sind fast alle klein und häufig von unangenehmer Gesichtsbildung.

Noch wohnt ein kleines Häufchen dieses Volks in Livland auf den Gütern Alt- und Neu-Salis etwa 15 Meilen von Riga, und wahrscheinlich sind auch die unter den Gütern Neu-Kahden, Wittwenhof, Memelhof und Krussen in der Gegend von Bauske in Kurland wohnenden Kreewinen ihre Stammbrüder. Wenigstens ist die Sprache der letztern ebenfalls ein finnisch-ehstnischer Dialekt und hat mit der livischen viele Gleichheit; ja sogar in ihrer Kleidung sind noch heut zu Tage die Kreewinen den Finnen und Ehsten sehr ähnlich. Wie sie aber grade in diese Gegend versetzt, oder durch welche Veranlassung sie da sitzen geblieben sind, und warum sie den Namen Kreewinen führen — davon schweigt, unsers Wissens, die Geschichte und Tradition.

Die F a n t a s i e.

Mythe; an Ernst v. K.

Jüngst am labenden Quell war mir ein Knabe
begegnet,
Einen gewählten Strauß hielt er gaufelnd empor:

„Willst Du die Mutter sehn, so schau in die Tiefe
des Wassers

Und bewege den Strauß gegen die goldene Fluth.
Ofters wohnet sie hier, doch wechselt sie öfter und
weilet

Nimmer am selbigen Ort; fliehend erscheint sie Dir.
Königin ist sie im Schlummer der Nacht; in feyern-
der Stunde

Singt ein geistiger Chor ihrer Verwandlungen Macht.
Ihr entsproßen die Farben des Regensbogens, die
glänzend

Über dem wolfigen Flor Hoffnung verkünden und
Luft.

Siehst Du das lächelnde Antlitz im blassen Schleier
der Futhen,

Sehnst Du dich freudig hinab; aber die Hurtige
weicht

Deinem Sehnen, Du wahnst umsonst die Scheue zu
fassen;

Über Dir, in der Luft, schwingt sie den leuchtenden
Stab.

Mächtig ist sie, damit die Elemente der Seele
Dahin zu richten und dort, wie es der Hohen gefällt.
Sie vermag es, Dein Aug' zu befeuchten mit Zähren
der Wollust,

Und zu hemmen der Brust leichten Athem, sie schwebt
Unverlethlich in Flammen, die aus dem Schooß der
Gebirge

Auffstehn, als Siegerin ruht sie auf dem feurigen
Thron.“

Als der Knabe noch sprach, berührt' ihm das Haupt
eine zarte

Weibliche Hand, und es fiel schimmernd ein Schleier
herab

Und umhüllt' ihm den Bau der lieblich gewendeten
 Glieder,
 In den erglänzenden Quell zog ihn die Mutter zu sich.
 Ulrich Böhlenborff.

U n m e i n M ä h r c h e n.

L i e d.

Spiele, spiele mein Märchen leise
 In dem Hauche der Sommerluft,
 Wall' im bunten farbigen Kreise,
 Kränze dich mit der Blumen Duft.

Rose, leicht im Äther geboren,
 Flüchtiger, wie der Sonne Staub,
 Schweb' um die zarten Locken der Horen,
 Geuß deinen Thau auf das junge Laub.

Male des Schmetterlings bunten Flügel,
 Webe der Iris heitres Gewand,
 Und des Traumes goldene Zügel
 Reich' in des Schlummergottes Hand.

Stimme sey du der milden Nächte,
 Die des Menschen Seele gebiert,
 Wenn aus dem Haß der Tagesmächte
 Sie der tanzende Nachen entführt.

Mit dem Auge, dem kindlichen Zeugen
 Reiner, himmlischer Sympathie,
 Heiße die Wunden des Herzens schweigen,
 Denn das Lindernde heilet sie.

Spiele, spiele mein Märchen, leise
 In dem Schatten der Zauberwelt,
 Bis dein Aether, nach Staubesweise,
 Leicht in duftige Flocken zerfällt.

Ulrich Böhlendorff.

Horazens neunzehnte Ode des zweiten
 Buchs.

E i n l e i t u n g.

Dieß ist einer der erhabensten Gesänge des Dichters, im höchsten Fluge der Begeisterung gedichtet. Aus ihm können wir uns einen Begriff machen von den Dithyramben, welche dem Nebengotte zu Ehren an seinem Feste gesungen wurden, und die sich durch das Ungewöhnliche und die Kühnheit in Bildern und Ausdruck charakterisirten. So wie der Gott die Mänaden begeisterte, daß sie auf waldigten Berghöhen mit wildem Lärm umherirrten, mit Weinlaub oder Epheu bekränzt den Thyrsus schlangen und ihr Evoë riefen — so begeisterte er die Sänger, welche seine Thaten und sein Lob an dem ihm geheiligten Feste verkündeten; so hat er hier unsern Dichter begeistert, daß er sich plötzlich auf ferne Berge entrückt, in das Nymphen- und Satyrnchor, welches den Bacchus fröhlich umschwärmt und seinen geheimnißvollen Gesängen

lauscht, versetzt sieht. Ihn ergreift die Wuth der Thyaden — — jetzt darf er singen die Rebe, die Bacchus erschuf — die Fruchtbarkeit, welche des Gottes Milde den Heerden verleiht — und wie der Honigseim auf sein Geheiß den Bäumen entfließt. — Die Thaten des Gottes von Thebe zu erheben, ist sein einziger Beruf. Er ist's, der Strömen gebeut und dem tobenden Meere — dem jegliches Ungeheuer erliegt — dem Cerberus selbst an der Pforte des Orkus freundlich nahet.

Ob der Dichter nach einem griechischen Vorbilde gesungen — ob er dasselbe nur wiederzugeben bemüht gewesen, oder ob sein eigener Genius ihn leitete — soll uns die Untersuchung hiervon mehr beschäftigen, als der Genuß der einzigen Schönheiten dieses dichterischen Kunstwerkes? — Ist es zum religiösen Gebrauche bestimmt gewesen? Untersuche und beantworte diese Fragen — wen der Gesang nicht zu begeistern vermag.



A n B a c h u s .

Den Bacchus sah' auf einsamen Felsenhöhn
 Ich Lieder singen (glaub' es, o Nachwelt, mir)
 Und Nymphen lauschten ihm und mit ge-
 spitzetem Ohre geisfüßge Satyrn.

Evó! Mein Geist erbebet von neuer Furcht
 Und Bacchus füllt die Brust mit der Freude Sturm
 Evó! o schöne, Liber, ichone,
 Furchtbarer Gott, mit des Thyrsus Schrecken!

Ja, nun darf ich der wilden Thyaden Schwarm,
 Des Weines Quell, die Ströme der Milch erhöh'n,
 Die reichlichen; laut preisen, wie der
 Honigseim fließt aus den hohlen Stämmen;

Wie unter Sternen pranget der Gattin Kranz,
 Der Hochbeglückten; Penthe's Pallast hinsank
 In furchtbar'm Fall und wie Verderben
 Thracias Herrscher traf, den Enkurgus.

Du lenkest Ströme, tobende Meere du,
 Und weinumduftet windest auf einsamen
 Gebürgen um der Bistoniden
 Locken du Rattern, stets unverlehet.

Als über Berghöh'n einst der Giganten Schaar
 Im Frevel auf zum Throne des Vaters stieg,
 Da warfst den Rhötus du zurück mit
 Klauen des Löwen und furchtbar'm Rachen.

Daß du gewandter nahest dem Reigentanz
 Und frohen Spielen, als dem Gewühl der Schlacht
 Sprach wohl der Ruf von dir, du aber
 Warest derselbe in Kampf und Frieden.

Dich sahe friedlich Cerberus einst im Schmuck
 Des goldnen Hornes, schmeichelte wedelnd dir

Und küßt als wieder aufstiegest du, mit
Dreifachem Rachen dir Fuß und Schenkel.

Liebau.

Lächerliche Anekdote aus der französischen
Schreckenszeit.

Während der unglücklichen Schreckensperiode in Frankreich, stellte der berühmte Schauspieler Chenard zu Paris in der Vorstellung eines der damaligen Zeitstücke, die auch jede auffallende Begebenheit bey den Armeen feyerten, einen östereichischen General vor, und hat eben am Ende des ersten Akts tolle Bravaden gegen die französische Armee auszustößen, die er denn auch mit seiner gewaltigen Bassstimme so kräftig vorbringt, daß der elende damalige Kommandant der pariser Nationalgarde, der betrunken in seiner Loge dicht am Theater liegt, darob erwacht. Vom ganzen übrigen Stück hatte er nichts gehört, und da nach jener tollen Bravade der Vorhang fällt, glaubt er, das Stück sey zu Ende, wirft sich wüthend zur Loge hinaus, und befiehlt mit tausend Flüchen, die ganze Truppe von Contrerevolutionairs auf der Stelle gefangen zu nehmen, und ins Gefängniß zu werfen. Alles Zureden der Umstehenden, alles Bitten der hinzueilenden Schauspieler, doch nur das Ende des Stückes erst anzuhören, und zu

sehen, wie jämmerlich schlecht die Östereicher dabey wegkommen würden, wie herrlich die Sache der republikanischen Armee triumphiren würde, — das alles hilft zu nichts. Der Betrunkene vermag nicht zu hören, nicht zu begreifen; er bedroht alle, die weiter seinem patriotischen Eifer Einhalt thun wollen, mit demselben Schicksal, und besteht darauf, die ganze Truppe müsse arretirt und in's Gefängniß geworfen werden. Das geschieht. Einer der Einfangenden und Abführenden spricht den Arrestanten indessen Muth zu, sie sollen nur den folgenden Morgen ohne Angst abwarten; wenn der Kommandant ausgeschlafen habe, wolle er ihn schon gut vorbereiten, und dann den Chenard, als den Hauptverbrecher, besonders zum Verhör vor ihn führen; dieser solle sich unterdessen nur auf eine recht tolle und lustige Vertheidigung vorbereiten: so würde dann schon alles gut gehen. Es dauerte den andern Tag bis Mittag, ehe der edle Kommandant seinen schweren Kausch so weit verdampft hatte, daß er wieder anfangen konnte, nachzufüllen. Beym Frühstück wird denn endlich der gefangene östereichische General vorgeführt, und von dem frischzechenden Kommandanten mit tausend Flüchen und Vorwürfen empfangen und überschüttet. Chenard läßt ihn erst ganz auswüthen. — Wie jener keinen Athem mehr hat, und das Glas von neuem zur Stärkung ansetzt, fällt Chenard in der ganzen Kraft seiner Brust

und Kehle mit der letzten Scene aus dem letzten Akte des unglücklichen Stückes ein, in welcher der gefangene und auf den Tod verwundete östereichische General den Heldenmuth der Republikaner, die Großmuth der französischen Nation und seine eigne Schande mit den übertriebensten Ausdrücken eingestehen muß, und mit einem tragikomischen Zusatz zur Vertheidigung seiner Kameraden bringt er den abgespannten Wüßling so zum Lachen, daß er über den Tisch voll Gläser und Bouteillen herfällt und den Tragiker um Gotteswillen bittet, mit seiner Lamentation einzuhalten und sich lieber mit ihm vollzutrinken. Sogleich befiehlt er auch, daß nicht nur die ganze Truppe losgelassen werden, sondern daß von der Truppe alle Mittag ein Schauspieler an seiner Kommandantentafel, und Chenard selbst jeden Mittag, mit ihm essen solle; welches denn auch wirklich einige Monate hindurch geschah.

G e d a n k e n.

Vom Ruf bis zum Ruhm, ist es so weit, als vom großen Manne bis zum Helden.

Die wirkliche Treue der Weiber stiftet nicht so viel Gutes in der Welt, als die scheinbare Unheil darin verdeckt.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Russland.

No. 29. Mitau, den 17. Julius 1805.

Multi famam, conscientiam pauci verentur.

Plinius Sec.

Literatur.

Rußischer Merkur. Eine Zeitschrift, herausgeg. von Probst Heidecke. Riga, 1805, bey C. W. A. Müller. Erstes Stück, 150 S. mit 2 Kupf. Zwenthes Stück, 166 S. mit 2 Kupf. gr. 8. In einem farbigen Umschlage.

Der Geist der feilen Adulation ist es, dem der Herausgeber in diesem Journal begegnen will. Und das ist nicht das Unrühmlichste in seinem Plan. Gewiß mit Zustimmung aller Wahrheitsfreunde und jedes Unparthenischen sagt er: Jener raubt der Regierung die Beurtheiler und giebt ihr dafür Lobredner! „Obgleich“ — so läßt er sich weiter aus — „die Tendenz des Ruß. Merkurs keine bloß politische ist, so möchte es doch geschehen, daß er mit Treue für Wahrheit bey jedem Gegenstande, welcher der öffentlichen Beurtheilung mit Recht unterworfen ist, eine, verwöhnten Ohren, befremdende

Sprache führte — und es würde sich daher jeder, den nach Adulation lüstert (?) durch Nichtlesen desselben Ärger ersparen.“ Zur Freude jedes ächt en Patrioten ist der würdige Herausgeber seinem Vorsatz in den vorliegenden Hefen bis ans Ende treu geblieben. Er äußert sich darin überhaupt, an manchen Stellen aber ganz vorzüglich, mit einer Freymüthigkeit, die wir bisher nur an auswärtigen Schriftstellern zu schätzen, bey einheimischen aber leider fast immer zu vermissen gewohnt gewesen sind. Seinem Inhalte nach wird übrigens dieß Journal nicht, wie manche vielleicht glauben möchten, durch Storchs Rußland unter Alexander entbehrlich. Zweck und Plan beyder Zeitschriften sind so verschieden, wie ihre Tendenz. Wenn diese bey jener rein statistisch erscheint, so ist sie hier mehr literarisch. — Da der Ruß. Merkur sich bald in Jedermanns Händen befinden dürfte und überdem auch schon von auswärtigen Blättern gehörig gewürdigt worden ist, so begnügen wir uns hier bloß, die hiesige Lesewelt mit seinem Werthe vorläufig, durch eine genaue Inhaltsanzeige der beyden ersten Stücke, bekannt zu machen. Und da finden wir zwar, neben wenigen Originalaufsätzen, größtentheils nur Übersetzungen und Auszüge noch unverdeutschter russischer Schriften und Bruchstücke aus russischen Zeitblättern, jedoch solcher, die nicht allein von dem darin behandelten Gegenstande, sondern auch von ihrem inneren Gehalt das Interesse

leihen, wodurch sie dem auswärtigen Publikum wichtig werden können. Gleich das erste Stück enthält: 1) Sarütschew's Reise durch den nordöstlichen Theil Sibiriens, das Eismeer und den östlichen Ocean, in den Jahren 1785 bis 93, im Auszuge, in welchem der Übersetzer in der dritten Person spricht, was die Lektüre weniger unterhaltend macht. Da übrigens der größte Theil dieser Reise vom Kapitain Billings, dessen Begleiter Sarütschew war, in einem eigenen Werk beschrieben worden und dieses in einer guten Übersetzung vorhanden ist, so hätte der hier gelieferte Auszug immer noch gedrängter ausfallen und daher denn wenigstens schon im zweyten Stück, wo er abbricht, geendigt seyn können, ohne daß der Leser dabey verloren haben würde. Ferner 2) Über die neuere russische Geschichte, (den Abbé Perin und dessen Geschichte von Rußland betreffend, die daselbst — und, wie wir glauben, mit Recht — viel Widersacher gefunden hat.) Den Eingang ausgenommen ist dieser Aufsatz eben so wie 3) der Johannis tag am Don im Tulaschen Gouvernement aus dem Wesnik Jewropü entlehnt. 4) die bekannte Anekdote von Lomonoffow's Nachkömmlingen, welche durch Kaiser Paul, in Rücksicht ihres verdienten Vorfahr's, aller Abgaben enthoben wurden. 5) Rede an den König Stanislaus August vom Erzbischof Georg (für die jezige Zeit unbedeutend). 6) Der treue Unterthan, von Drechow'sky

geschrieben im 16. Jahrhundert (aus dem Severnij Besnij). 7) Magiat des hochwürdigen Herrn Constantin, Archimandriten des griechischen Kiew-Katharinenklosters vom Berge Sinai. Das Factische davon ist bereits der Hauptsache nach aus andern Blättern bekannt, und besteht darin: daß das Werk des Archim. *αρχαία αλεξανδρεία*, welches er dem Kaiser Alexander dedicirte, die Compilation einer Compilation ist, die unter dem Titel „Nachricht und Beschreibung von dem Hafen und der Stadt Alexandrien in Egypten“ im Jahr 1799 bey Baumgärtner in Leipzig erschien. — 8) Nachricht von dem Zustande der Moskauischen Universität in der ersten Hälfte des Monats September 1804 (ein instruktiver Aufsatz, den wir dem Herausgeber danken). 9) Nothgedrungene Bertheidigung eines Moskauischen öffentlichen Pensionshalters gegen öffentliche Angriffe (aus einer dortigen russischen Zeitschrift.) Eine treffende Satyre auf die in Rußland immer noch herrschende Gallo- und Saromanie. Zum Schluß folgen Correspondenznachrichten aus dem Inneren Rußlands u. Unstreitig seinem Inhalte nach der wichtigste Artikel. Die beyden zu diesem, so wie zum folgenden Stück gehörigen Kupfer sind, sowohl was Zeichnung als Stich betrifft, nicht übel gerathen. Das erstere in jenem giebt die Ansicht des Peter-Paulshafens in Kamtschatka und das andere die Abbildung einer Tschukttschin und einer Kadiäkin.

In dem zweyten Stück stellt das erstere Kupfer ein Jakutisches Dorf und das andere einen Aleuten und eine Aleutin von der Insel Unalaska dar. Der Inhalt desselben ist folgender: 1) Sarütschew's Reise 2c. (Fortsetzung). 2) Flüchtige Bemerkungen in Finnland. 3) Karamsin. (Belege zu den in Rußland über ihn und seinen schriftstellerischen Charakter im Schwange gehenden Urtheilen, aus russischen Blättern, mit Vorbemerkungen des Herausgebers, nach welchen Karamsin das Loos aller derjenigen theilt, die sich über die Mittelmaßigkeit erheben, indem er sich in seinem Vaterlande zwischen zwey Parthenen befindet, wovon die eine ihm wohl und die andere übel will.) 4) Die Geißel. Unter dieser Benennung verspricht der Herausgeber eine stehende Rubrik für die Ausfälle russischer Schriftsteller und Journalisten auf ihre ausländischen Kollegen. Sie läßt viel Interessantes hoffen; die Überschrift scheint indessen nicht zu passen und wenigstens zu gesucht. 5) Ansicht eines Russen von London. Durch die mit vieler Freymüthigkeit geschriebenen Noten, in welchen man Parallelen zwischen Petersburg und Moskwa findet, interessant. 6) Die Granitsäulen aus Finnland, für die Kasansche Kirche in Petersburg. 7) Paraklysis. Ein poetisches Produkt des Herausgebers ohne eigentlichen poetischen Werth, wovon er selbst in einer Note behauptet, daß er diese Strophen als einen kleinen Hausbedarf in unfreundlichen Tagen

schrieb. Wenn sie auch mehr als das wären, so fände doch die Kritik wenigstens an ihnen zu tadeln: daß sie sich an einem Ort befinden, wo man sie nicht erwartete. 8) *εξ μέγους γινώσκουμεν*. Unter dieser Übersicht findet sich die Widerlegung eines Hamburger Zeitungsartikels, die Vorlesungen in Moskwa betreffend, die nach jenem angeblich in lateinischer Sprache Statt finden sollten. 9) Deutsche Schauspieler in Moskwa. Schildert das Unwesen, was daselbst eine Zeitlang von einigen vom Petersburger deutschen Theater weggewanderten Schauspielern getrieben worden ist, kurz aber kräftig. 10) Der Theaterfreund oder: Schreiben eines alten Kriegsmannes aus der Provinz, an seine Freunde in der Hauptstadt. (Aus dem Westnik Jawropii.) 11) Correspondenznachrichten, unter welche Rubrik die Reise des Lord Harris von Moskwa nach Odessa wohl eigentlich nicht zu bringen gewesen wäre. 12) Literarische Anzeigen und 13) Vermischte Nachrichten. Es wäre zu wünschen, daß die letztere Rubrik in der Folge mehr Platz einnähme. Übrigens ist das zweyte Stück schon gehaltreicher als das erstere und giebt den Beweis dafür, daß dieß Journal, bey dem hier angezeigten innern Werth, mit seinem Fortgang auch an Interesse wachsen werde.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

Tabakrauchen im Herodot!

Ein Gelehrter hat neuerdings in den Sigenen des Herodot unsere Zigeuner finden wollen. *) Nicht alle Augen sehen gleich gut; und daher giebt es viele, welche geneigt sind zu meinen, daß die bloße Namenähnlichkeit an der neuen Entdeckung einen größern Antheil haben möchte, als Kritiker, wie Schläzer, gelten lassen wollen.

Überhaupt ist die positive Beantwortung der Frage: „Ob dieses oder jenes Volk neuerer Zeit, mit dieser oder jener von den Alten genannten Nation einerley sey,“ seitdem die historische Kritik einen ernsthafteren Ton angenommen hat, einigermaßen verrufen.

Bey dem vorsichtigen Verfahren der neuern Kritiker verliert auch die wahre Wissenschaft nichts. Denn, wenn von Menschen die Rede ist, kommt es ja wohl nicht vorzugsweise auf ihre Abstammung nach dem Fleische an. Mit Recht hält man es daher für wichtiger, Gewohnheiten und Sitten zu vergleichen, als Stammlisten von Namen zu machen. Doch muß man auch hier sehr vorsichtig seyn, daß man aus einem zufälligen Zusammentreffen nicht zu viel, nicht zu schnell schliesse.

Merkwürdig ist es indessen immer, wenn in einer und derselben Gegend der Erde, in einer Ent-

*) Zigeuner im Herodot von D. Haffe. Königsb. 1803. 8.

fernung von mehr als 2200 Jahren, sich Spuren übereinstimmender Gewohnheiten entdecken lassen. Davon hier eine Probe, welche manchen unsrer Leser vielleicht auf einige Augenblicke unterhalten wird.

Herodot sagt im ersten Buche im 202. Kap.: *)
 „Es sollen auf dem Araxes viele Inseln seyn, die die Größe der Insel Lesbos haben. — — Man sagt, es sey bey ihnen eine Art Bäume gefunden worden, mit deren Frucht es eine besondere Bewandniß habe. Die Leute **) kommen nämlich, wie erzählt wird, an einem Orte in gewissen Haufen zusammen, zünden ein Feuer an, setzen sich um dasselbe herum und werfen solche Früchte in das Feuer. Durch den Geruch dieser zu einem Opfer hingeworfenen Frucht, werden sie eben so trunken, als die Griechen von dem Weine: und jemehr sie derselben hineinwerfen, desto trunkener werden sie, bis sie zum Tanzen aufstehen und zu singen anfangen.“ Dieß erzählt man von ihrer Lebensart.

Hiermit vergleiche ich folgende Nachricht aus des jüngern Smelins Reise: ***)

„Eine besondere Art Tabak zu rauchen, ist bey den Truchmenern auf der Insel Nephethoi

*) Ed. Lond. 1669. fol. p. 84. Goldhagens Uebersetzung p. 107.

**) Goldhagen hat durch einen Schreibfehler Früchte.

***) Da ich dieß Werk nicht bey der Hand habe, führe ich die Stelle so an, wie sie in Vorhecks Erdbeschreibung von Asien II. p. 243 ausgezogen ist.

gebräuchlich. Eine Gesellschaft geht aus den Wohnungen nach dem Gestade und sucht daselbst einen sandigen aber feuchten Boden auf. In denselben gräbt man mit den Händen eine flache länglichte Grube, in diese legt man der Länge nach einen in der Dicke eines Federkiels zusammenge- rollten Lappen, schüttet den Sand wieder über den Lappen und drückt ihn mit den Händen so fest, daß die ganze Grube ausgefüllt ist. Hierauf zieht man den zusammengerollten Lappen wieder heraus, und man hat einen unterirdischen, nach beyden Enden aufwärts geöffneten, Kanal; die eine Öffnung erweitert man durch die Finger zu einer runden Grube, in diese legt man Tabak und über denselben Feuer. Vor die andere Öffnung legt sich der, welcher zu rauchen Lust hat, mit dem Bauch auf die Erde, bringt den Mund an die Öffnung und zieht den Rauch an sich. Nach jedem Zuge hebt man den Kopf in die Höhe, behält den Rauch etwas im Munde und läßt ihn endlich zur Nase hinaus. Man macht einem andern Platz, nachdem man einige Züge gethan hat.“ So weit Gmelin.

Darüber fällt mir folgendes zu bemerken ein:

1. Die Gegend, welche Herodot beschreibt, ist das Land östlich vom Kaspiſchen Meere und Aralſee, (welche bekanntlich die Alten für eins hielten) am Araxes (Syr. Daria). In eben dieser Gegend, nur etwas nördlicher, und auf

den Inseln des Kaspiſchen Meeres haufen jetzt die Truchmenen. Da die Alten dieſe Gegend gewiß nicht genau kannten, ſo kann eine nähere Übereinstimmung des Ortes nicht verlangt werden.

2. Herodot beschreibt die Rauchluftbarkeit ſeines ſcythiſchen Volkes auch nur vom Hörensagen. Daher werden uns die Baumfrüchte nicht irre machen.
3. Die Übereinstimmung iſt immer merkwürdig, daß bey dem alten Volke, wie bey den Truchmenen, das Ergötzen am Rauche eine geſellige Luftbarkeit iſt.
4. Man hat lange gezweifelt und ſogar geſtritten, ob das Rauchen erſt aus Amerika zu uns gekommen, oder ob es eine Gewohnheit der alten Welt ſey? Der Tabak ſelbſt mag immer ein amerikaniſches Produkt ſeyn. (In Preußen rauchen die Hirtenknaben Kirſchbaumblätter oder auch das Moos von den Zäunen. Hier iſt nur von der Sitte die Rede, durch Einziehen des Rauches gewiſſer vegetabiliſcher Substanzen, den Gaumen und die Naſe zu kitzeln, oder gar ſich zu berauschen. Schon aus der allgemeinen Verbreitung des Rauchens im Orient ſollte man, denke ich, mit Recht auf den orientaliſchen Urfprung dieſer Gewohnheit ſchließen, weil hier das Verbrei-

ten neuer Sitten viel zu langsam geht, als daß es sich in der Mitte des 16. Jahrhunderts schon allgemein verbreitet haben sollte, da bekanntlich die Tabakspflanze erst 1520 in Yufatan entdeckt wurde. Ulloa *) versichert, daß selbst in den Gegenden, wo der Tabak wild wächst, der Gebrauch des Rauchens weder allgemein, noch auch sehr verbreitet sey, und Pallas meynt, daß die Holländer sogar von den Mongolen und Chinesen die ersten Modelle von Tabakspfeifen genommen haben.

5. Wie, wenn uns nun Herodot und Gmelin auf die Spnr der stufenweisen Bervollkommnung dieser Lurusgewohnheit brächten!

Bei ihren Opfern fanden Scythen, daß der Rauch verbrennender Kräuter eine reizende, berauschte Kraft habe. Daraus machten sie eine gesellige Lustbarkeit. Dabey ging aber viel Rauch ungenossen verloren. Man rückte näher; da war aber das Feuer unbequem und der Rauch biß die Augen. Man erfand eine Borrichtung, den Rauch ohne diese Unbequemlichkeit einzusaugen. Diesen Zweck erfüllt die von Gmelin beschriebene Art des Rauchens bey den Truchmenen, welche eigentlich eine, wiewohl etwas unbequeme und nicht transportable, Pfeife ist.

*) Nachrichten von Amerika. I. p. 139.

Bei den wohlhabenden Mongolen und den verfeinerten Chinesen wurde endlich nach dieser Anleitung die Pseife erfunden. Dieser Gang ist so naturgemäß, daß ich beynahe geneigt wäre, alles dieses für etwas mehr als (wofür ich es im Anfange selbst nahm) für eine gelehrte Spielerey zu halten.

C. W. Cruse.

Über Stubengelehrte.

Noch immer macht man den Gelehrten den Vorwurf, daß sie den Menschen bloß aus Büchern und nicht aus der wirklichen Welt kennen; allen ihren Planen, die sie zur Verbesserung des Looses der Menschen entwerfen, wirft man vor, daß sie sich zwar gut auf dem Papiere ausnähmen, sich aber nicht wohl ausführen ließen. Einen Stubengelehrten nennt man Jeden, der kein öffentliches Amt verwaltet, und der die Wissenschaften, ihre Bervollkommnung, oder ihre Verbreitung zu seinem absichtlichen Geschäfte macht; man setzt ihn dem Praktiker entgegen, der ein öffentliches Amt bekleidet, und die Angelegenheiten der Menschen im Staate besorgt.

Der Gelehrte, der diesen Namen verdient, macht die Natur des Menschen, ihre Eigenheiten, ihre Verschiedenheiten zu seinem absichtlichen Studium; er sucht die Regungen seines eigenen Busens, so

wie die Neigungen und Leidenschaften Anderer zu erforschen. Ihm ist nichts fremd, was Menschen angeht, er glaubt nie auszulernen, sein beständiges Bestreben geht dahin, seine Kenntnisse, in Ansehung des menschlichen Herzens und der Natur, zu erweitern; und durch diese stete Beschäftigung mit beyden, erwirbt er sich eben so viele Empfänglichkeit für äußere und innere Eindrücke, als Selbstthätigkeit, dieselben zu verarbeiten und sie zu Begriffen und Ideen zu erheben. Ihn leiten, sowohl im Beurtheilen als im Handeln, Ideale; er spricht nie über die menschliche Natur nach dem ab, was er die Menschen alltäglich thun sieht, sondern er greift die Ideen des Guten, Schönen und Wahren aus der eigenthümlichen Beschaffenheit des Menschen auf, und denkt sich dieselben als das Ziel, nach welchem alles, was ein Menschenantlitz trägt, ringen soll. Ihn beseelt daher eine innige Achtung gegen die Menschheit; er nährt die unwandelbare Hoffnung, daß es einst besser werden müsse, und er klagt die Politiker an, daß sie alles darauf anlegen, die Menschen zu verkrüppeln und zu verderben, um sie nie zur Ahndung ihrer hohen Würde und Bestimmung kommen zu lassen.

Der Praktiker, der dem Stubengelehrten gegenüber steht, treibt ein gewisses Geschäft, das zu seiner Vollziehung bestimmte Fertigkeiten und Kunstgriffe verlangt; da er nun stets in dieser Sphäre eingeschlossen bleibt, so wird ihm alles, was er thut, bald zur Gewohnheit, welche die Naturwirkungen in ihm theils anders modificirt, theils gänzlich unterdrückt; er geht mit Menschen um, die Sachen mit ihm zu verhandeln haben, woben ihr Vortheil auf dem Spiele steht; er sieht daß sie alles darauf anlegen, diesen zu erhalten, und daß sie sich vor keinem Mittel, das ihnen die Erreichung

ihres gewünschten Zweckes verspricht, scheuen, sondern begierig und ohne Bedenken darnach greifen. Er lernt daher mehr die schlechte als die gute Seite der Menschen kennen, über welche er denn auch auf eine Art abspricht, die dem gutmüthigen Sterblichen nicht allein alle Hoffnung zum Besserwerden benimmt, sondern die selbst gegen die der Menschheit schuldige Achtung verstößt. Er denkt nichts gutes von dem Menschen, und da sein tägliches Geschäft ihn zu sehr ermüdet, als daß er sich noch zu Ideen erheben könnte, so hält er die menschliche Natur selbst für verdorben. Diese Einsichten, die ihm sein täglicher Umgang gewährt, nennt er Menschenkenntniß, und er glaubt, daß sein Geschäftsleben der einzige Weg sey, auf welchem man den Menschen kennen lerne. Allein er nimmt den Schein für die Wirklichkeit, die Schale für den Kern, und wähnt daß das, was der Mensch in seinem Kreise ist, der Charakter seiner Natur sey. Zwang und Strafe sind ihm die Mittel, wodurch die Menschen, nach seiner Meynung, allein regiert werden können, und er sieht stolz und hohnlächelnd auf die Stubengelehrten herab, die eine weit bessere Meynung von dem Menschen, von seiner Natur und Bestimmung haben, die glauben, daß der Mensch leicht aufgeklärt und veredelt werden könne, wenn nur die Praktiker diesen Bemühungen nicht zu viele Hindernisse in den Weg legen wollten. Der Praktiker aber bekümmert sich nicht um diese Meynung der Gelehrten, er geht seinen gewöhnlichen Gang fort, und weist ihre Vorschläge, als nicht auf Menschenkenntniß beruhend, ab. Allein der Mensch ist nur das was er denkt, und er thut freywillig nur das was er kennt und was mit seinen Einsichten übereinstimmt. Durch Meynungen wird also die Welt beherrscht, durch Meynun-

gen das Schicksal der Völker bestimmt, Meynungen sind die Urheber guter und edler, böser und unedler Handlungen, Meynungen sind die Angel, um die sich alle menschliche Thätigkeit dreht, und wem haben die Menschen ihre Meynungen zu verdanken? Wer bestimmt die Denkart des Zeitalters? Wer greift in die Gesinnungen der Völker ein und schreibt ihrem Willen den Vorsatz vor? Die Stubengelehrten, von denen alle große Revolutionen ausgehen, und die einen Einfluß auf die Welt haben, der zwar anfänglich im Stillen wirkt, aber endlich sich in seiner größten Stärke zeigt. Luther, ein Stubengelehrter, bekehrte beynabe eine halbe Welt zu seiner Meynung. Kant, ein Stubengelehrter, wirkt noch fort, und die Veränderungen, die früher oder später durch die Verbreitung seiner Lehren von dem Guten und Bösen, von dem Rechten und Ungerechten, von der Bestimmung des Menschen, von seinen Pflichten u. s. w. erfolgen müssen, lassen sich noch gar nicht berechnen. Stubengelehrte waren die großen Reformatoren der Medicin und Chemie, Brown und Lavoisier; Stubengelehrte sind, die Schöpfer unsrer jetzigen Dichtkunst, Göthe, Klopstock und Schiller; Stubengelehrte waren die Aufklärer in der Theologie und Religion, Jerusalem, Spalding und Zeller; Stubengelehrte waren Rousseau, Voltaire und so viele Andere, die die Denkart ganzer Nationen bestimmten. Die Stubengelehrten haben also einen Einfluß, den kein Praktiker hat, und wenn man aus dem Erfolge schließen darf, so müssen sie den Menschen weit besser als dieser kennen: denn wer etwas, wo Meynungen und Gesinnungen ins Spiel kommen, bey Andern ausrichten will, muß diese genau kennen, muß wissen, wie man sie leiten und wie man sie

zu einem beabsichtigten Zwecke benutzen kann. Daß die Stubengelehrten eine solche Kenntniß besitzen müssen, zeigt der Erfolg ihrer Unternehmungen; und da sie in sich eine unausgesetzte Empfänglichkeit und Selbstthätigkeit nähren und erhalten, so befinden sie sich augenblicklich auf dem Standpunkte, auf welchem der Beobachter, um richtig zu beobachten, stehen muß. Karl V. hatte mehrere Minister, die Stubengelehrte waren, und welche Thaten zeichneten seine Regierung aus? Die französische Revolution wurde von Stubengelehrten angefangen und durchgeführt, und welche Erscheinungen, schreckliche und erhabene, schändliche und edle, gewährte sie? Und weiß man nicht, daß öfters die höchsten Staatswürden in England von Stubengelehrten verwaltet werden? Der Stubengelehrte trauet dem Menschen etwas zu, und darin liegt Eine der Ursachen der großen Begebenheiten, die wir in unsern Zeiten gesehen haben; er hat eine edle Meinung von seines Gleichen, und daher kann er sowohl auf ihren Beystand rechnen, als er sich auch keine Mühe verdrießen läßt, zu ihrem Besten mitzuwirken; er weiß, daß der Mensch bis ins Unendliche der Vervollkommnung fähig ist, und daher arbeitet er unaufhörlich an der Ausbildung der menschlichen Natur; er weiß, daß Lehre und Beispiel alles aus dem Menschen machen können, daher sein unermüdetes Bestreben, Wahrheit zu verbreiten, Irrthümer zu vernichten, Vorurtheile zu zerstreuen und durch Leben und That ein Vorbild des Rechts und der Tugend aufzustellen.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 30. Mitau, den 24. Julius 1805.

Non opibus mentes hominum curaque levantur.

Tibullus.

Literatur.

Observationes de commercio Russico in mari nigro a Carolo Henrico Schroeder, Philosoph. Magistro. Dorpati, literis M. G. Grenzii. (1805.) 48 S. 8. (Er. Erlaucht dem Herrn Kommerzminister Grafen Rumänzow zugeeignet.)

Die Vorrede scheint den sehr unbestimmten Titel dieser (vermuthlich akademischen Habilitations-) Schrift näher zu bestimmen. „Was für Vortheile der Russische Handel auf dem schwarzen Meere dem Russischen Reiche, Europa und Asien bringen, und was er zur Kultur des Menschengeschlechts beytragen könne?“ Die vollständige Beantwortung dieser Fragen wird aber wohl der Leser darin nicht suchen. Sie enthält nämlich 1) eine kurze Geschichte der Russischen Provinzen am schwarzen und asowschen Meere, (S. 3—17) aus den bekann- ten Quellen und Hülfsmitteln zusammengetragen.

2) eine kurze Beschreibung der Russischen Küsten jener Meere, der Flüsse, Häfen und Produkte dieser Gegenden (S. 17—27). 3) Bemerkungen über den Wachsthum und die Beförderungsmittel des Russischen Handels auf dem schwarzen Meere; Stromverbindungen, Handelsstrakte, Flotten (S. 28—32). 4) Welche Vortheile wird der Handel auf dem schwarzen Meere Rußland bringen? (S. 33—40) politische Überlegenheit über die Macht der Osmanen, Belebung der Industrie und des innern Handels — vielleicht könnte sogar der indische Handel wieder in diesen Kanal geleitet werden. 5) Vergleichung der Häfen am schwarzen Meere mit den Ostseehäfen (S. 40—48). Es ist zu besorgen, daß die Häfen am schwarzen Meere einst dem Ostseehandel Eintrag thun. Daher schließt der Verf. mit einer Stelle aus dem Essai sur le Commerce de Russie: „Rußland muß vorzüglich die Ausfuhr aus den Häfen des schwarzen Meeres in solchen Schranken zu halten suchen, daß dem Handel auf der Ostsee kein Nachtheil daraus erwachse. Der Handel auf beyden Meeren muß so verbunden und geleitet werden, daß immer die ältern Häfen den Vorrang behalten. Ein Geschäftsmann würde vermuthlich dem Verfasser des Essai etc. und Herrn Magister Schröder für diese Lehre danken, wenn nur auch die Frage: Wie geschieht das? befriedigend beantwortet worden wäre.

Als Probe der Sprache mag der Titel dienen. Den Liebhabern deutscher Lektüre in Rußland kann es freylich gleichgültig seyn, ob jemand gutes oder schlechtes Latein schreibe, oder ob man gar, wie das neulich geschah, Sprachfehler und sprachwidrige Perioden für Druckfehler erklärt — aber die Erinnerung bleibt immer nützlich, daß man bey seiner Muttersprache bleiben müsse, wenn man einer fremden nicht vollkommen gewachsen ist. Auch dünkt Rec., der Herr Verf. würde lieber deutsch geschrieben haben, wenn nicht eine akademische Probeschrift, dem Herkommen gemäß, die Sprache der Gelehrten forderte.

Gruse.

M i s c e l l e n .

L e b e n s g e n u ß .

Der ganze Reichthum unsers Daseyns ist Bewußtseyn; nur in diesem liegt die Möglichkeit des wahren Lebens, — es ist der Thermometer unsers Gefühls und unsers Glücks. Mag der philosophische Aeronaut zu den höchsten Regionen abstrakten Wissens sich schwingen; auch dort macht er die Erfahrung des Bürgers Garnerin, daß in der größten Höhe sich die menschliche Stimme verliert, und ihre Laute nicht mehr hörbar sind. Warum soll der Mensch eine andere Bestimmung haben als sich selbst, und wo findet er sich besser als

in eigenem Glücke? warum soll er auch eine andere Bestimmung suchen, da diese für beide Welten reichlich genügt, und was kann endlich die Ausbeute der philosophischen Schatzgräber seyn? Ihre Systeme sind Wünschelruthen, welche alle durch Unterricht und Belehrung auf das Glück der Menschheit anschlagen, und sollten die Schatzgräber, als Theile dieses Ganzen, nicht auch Gewinn für sich erwarten? Glücklich zu seyn und zu werden, strebt jedes fühlende, jedes denkende Wesen; jedes Herz klopft voll heißer Wünsche nach eigenem Glück, und der Chimborasso *) aller menschlichen Erwartungen, Hoffnungen und Wünsche ist — Glückseligkeit. Was wir als höchste Gabe einer bessern Welt erwarten, ist wahrlich auch in dieser Welt würdig, Ziel und Bestimmung des Menschen zu seyn. Das Gute nur um des Guten willen thun und üben, heißt auch nicht mehr, als sein Glück im Guten suchen und finden, und die Regel: handle so, als wäre deine Handlungsweise eine allgemeine Regel für vernünftige Wesen — gilt nicht mehr als die: mache dich glücklich. Der Menschen Glück verband Gott und die Natur durch einen gordischen Knoten. Trennen und lösen läßt er sich nicht, und der Alexander, der hier mit dem Schwerdte drein hauen wollte, würde die zarten

*) Der höchste Berg in Neu-Granada im südlichen Amerika, und der höchste auf der Erde.

Fäden, an welchen sein eigenes Glück hängt, auf ewig zerschneiden. *Mache dich glücklich* — ist der mütterliche Zuruf der Natur an jedes fühlende Wesen; dich und andere setzt sie für das vernünftige hinzu; denn diesem ist die Glückseligkeit auf keinem andern Wege möglich. Und siehe! den Worten der Mutter gehorchend, wandeln auf tausend und tausend Wegen die Menschen alle, und suchen das — eigene Glück. Selbst der Philosoph, der dem freundlichen Zuruf sein Ohr verstopfen zu können glaubt und auf dem Isolierbrett seines Systems nur die Funken einer reinern Vernunft in sich und aus sich leiten zu können, träumt — auch in seinem Herzen lebt der Wunsch, auch ihn beseelt der Trieb nach eigenem Glück: die Menschheit in ihm verläugnet sich nicht; auch ihm gab die Natur den Vollmachtsbrief zum Glücke; und spräche er Worte eines Gottes — er fühlt, er handelt wie ein Mensch. Wenn sich aus allgemeinen Handlungen nicht allgemeine Regeln sollten abstrahiren lassen, wie viel weniger denn aus Worten. Die Ideale der Handlungsweise nach Vorschriften, nach abstrakten Begriffen einer reinen Vernunft, gleichen den idealischen Harmonien der Sphären, die man systematisch denken kann, die aber kein menschliches Ohr hörte. Gene können den Denker beschäftigen, indes die Harmonien in dem Gesange einer Nachtigal, durch Natur und Wahrheit, Herz und Seele füllen. Glückselig-

Feit suchen ist also die Bestimmung, das Ziel
 unsers Lebens, — sie finden, der Lohn. Wir
 haben für diese Welt nur eine aus Augenblicken
 bestehende kurze Frist der Existenz. Die Spanne
 Zeit muß daher die ganze Summe der Glückselig-
 keiten unsers irdischen Daseyns umfassen; in dem
 Kreise, den die Zeit als Mutter, Amme und Mör-
 derin des eigenen Kindes, des Daseyns, für uns
 mit scharfen Strichen schließt, liegen nun alle un-
 sre Lebensgenüsse, liegt jede unmittelbar wirkende
 Kraft unsers Seyns beschränkt; da wo das Dun-
 kel des künftigen Seyns, unsern Blick am Rande
 des Kreises begränzt, erhellet die Hoffnung die fin-
 stere Scheidewand und gewährt so noch zuletzt Ge-
 nuß des Glücks in der Gegenwart, durch Aussicht
 der Fortdauer in die Zukunft. Jede Kraft unsrer
 Seele und unsers Körpers weihte die Natur zu
 Werkzeugen der Glückseligkeit. Wie Blätter und
 Wurzel dem Baume Nahrung zuführen, um die
 Blüthe herauszutreiben und die Frucht reifen zu
 machen; so vereinigen sich des Menschen Kräfte
 alle, um die schönste Blüthe und Frucht seines
 Daseyns — Glückseligkeit zu zeitigen. Alle Ei-
 genschaften, die wir besitzen, sind nur wirkende
 Kräfte in uns; jede einzelne — als treue Bürgerin
 des kleinen Staates — Mensch genannt — muß
 zum Wohl des Allgemeinen wirken, und so wie im
 Staatskörper nur der glückliche Verein der Unter-
 thanen und des Regenten die Möglichkeit des

allgemeinen Wohls begründet, so muß auch im menschlichen jede höhere und niedrigere Kraft zu dem Zwecke wirken, der, seiner Natur nach, nichts anders als das Wohl, das Glück des ganzen Menschen seyn kann. Kräfte aber werden es nur durch ihre Äußerungen, denn eine Kraft, die keine thätige Wirksamkeit begründet — ist keine Kraft. Man kann nicht sagen, daß der elektrische Funke, als solcher in der todten Materie existirte, ehe er sich aus derselben entwickelte. Die Kraft also, die der Gebrauch entwickelt, kann auch nur dieser, als solche, bezeichnen, und die Anwendung nur gewährt die Möglichkeit der Erreichung des Zweckes, als Mittel zum Glücke des Menschen.

(Der Beschluß folgt.)

Neueste Nachricht von der Reise des Kollegienassessor Seetzen.

(Aus der allgemeinen Zeitung No. 175.)

Endlich sind auch wieder Nachrichten vom Assessor Seetzen angekommen. Er schreibt aus Aleppo an einen Freund in Konstantinopel unterm 4. Merz 1805 Folgendes: „Sie haben eine mir sehr lieblich tönende Saite meines Herzens angeschlagen. Hadramaut muß eines der interessantesten Länder seyn, und dort eine reiche Quelle für aufmerksame Reisende fließen. Unsre beyden achtungswürdigen Freunde, Mr. Vaughan und Dok-

tor Leopoldo Sebastiani, die vor einigen Wochen von hier über Diarbekir nach Bagdad gereist sind, boten während ihres hiesigen Aufenthalts alles auf, um mir meinen Reiseplan nach Arabien auszureden, und mich mit sich nach Persien, Kanda-
har, dem kaspischen Meere und dem Kaukasus zu nehmen. Eine außerlesenerer Gesellschaft wird mir schwerlich wieder geboten werden. Allein mich hatten selbst die unvollständigen Nachrichten über das Innere Semens und besonders von Hadramaut bey Niebuhr zu fest überzeugt, daß es auch in diesem Theile Asiens nicht an interessanten Gegenständen für einen aufmerksamen Reisenden fehlen würde. Daß auch die orientalischen Dichter und Geographen von Hadramaut als von einem Paradiese reden, sehe ich mit vielem Vergnügen aus Ihrem Briefe. Könnte ich nur die arabischen Schriften selbst schon ganz verstehen! In der Geschichte der Chaliphen, Beschreibung von Mekka u. s. w., die ich für die Gothaer orientalische Sammlung angekauft habe, würde gewiß manches Interessante hierüber zu finden seyn. Allein es fehlte mir an Zeit, diese Handschriften mit Hülfe eines Dollmetschers zu lesen. Auf historische und geographische Werke Arabiens, besonders Semens, werde ich auf meinen fernern Reisen immer sehr aufmerksam seyn, überzeugt, daß unsere Historiker, wenn sie erst diese Quellen benutzen, es mir sehr vielen Dank wissen werden. Ich habe jetzt hier

meinen Einkauf von Manuscripten u. s. w. beendigt, und sechs Kisten über Alexandrette, Cyprien und Benedig nach Deutschland spedirt. Mag diese Sammlung in Gotha eben so glücklich ankommen, als die erste, die ich von Smyrna dahin sandte. Der großmüthige Beschützer dieser Literatur, der regierende Herzog von Gotha, vergrößert vielleicht noch die Summe, die er zu diesem Ankauf festgesetzt hat. Ich habe jetzt folgende Aufsätze ausgearbeitet, die für die Sammlung meines großen Mäcens in Gotha bestimmt sind: 1) Nachricht von der Entstehung der orientalischen Sammlung in Gotha, nebst einigen Winken zur bessern Benutzung derselben. 2) Nachricht von den in der Levante befindlichen Buchdruckereyen. 3) Drusorum religio, nebst Anmerkungen von mir. 4) Über die in der orientalischen Sammlung zu Gotha befindlichen astronomischen Werke und Instrumente. 5) Nachricht von einigen arabischen, persischen und türkischen Reisebeschreibungen, Topographien und andern geographischen Werken und Landkarten. Außer den beyden Reisejournalen zweyer gebildeter Halepiner wird gewiß auch die Pilgerreise der Hadschy Mustapha und Ibrahim Aga Schabender Aufmerksamkeit erregen, indem sie in Absicht auf die Landkarten fast eine zweyte Reise unnöthig macht. Ich möchte noch über manchen andern Gegenstand meine Meynung sagen, nur jetzt fehlt mirs an Zeit dazu. Finde ich

auf dem Libanon oder in Kahira einige Muße, so werde ich noch Bemerkungen über die arabische Musik und dergl. aufsetzen. Ich habe hier in Aleppo eine Menge kleiner arabischer Lieder gesammelt, wie sie auch mancher Halepier zu machen pflegt. Man nennt dann einen solchen Blumenstrauß einen Dscheef. Ein halbes Duzend solcher Sammlungen habe ich für die orientalische Sammlung gekauft, und hoffe, daß man in Zukunft unsere Literatur mit Übersetzungen derselben bereichern wird. Der Herzog darf ja nur seinen Professor Orientalium aus Jena dazu verschreiben. Bey den mehresten ist der Gegenstand die Liebe; doch sind auch manche satyrischen, philosophischen und moralischen Inhalts. Es ist zum Bewundern, welche Menge, selbst geringe Handwerker und Fabrikanten, deren in ihrem glücklichen Gedächtnisse aufbewahren. Darin stehen ihnen ihre Kameraden in Europa weit nach. Die singen höchstens Buß- und Kreuzlieder. Bey vielen Stanzas liegt das Piquante in einem Wortspiel, wozu die arabische Sprache die größte Empfänglichkeit hat. Diese sind freylich fast unübersetzbar. Auch Räthsel habe ich gefunden, doch nicht von Bedeutung. Aber ungemein reich an Romanen und Erzählungen ist die arabische Literatur. Von Sziret al Daher habe ich jetzt ein vollständiges Exemplar in zehn Quartbänden gekauft. Auch hätte ich den berühmten Sziret Antor in 40 Bänden (die Helden-

geschichte eines Abentheurers, der noch vor Mahomed lebte) und den Sziret es Skender in 7 Bänden kaufen können, wenn ich nicht schon die mir gestattete Summe überschritten hätte. Hoffentlich erhalte ich dazu größere Vollmachten. Obgleich der Ankauf viel Zeit wegnimmt, so ist er doch auch für mich vielfach nützlich und unterrichtend durch eigene Ansicht und Bekanntschaft mit Gelehrten. — Innerhalb 14 Tagen reise ich von hier nach Damask. Von dort bin ich Willens, das 4 bis 5 Tagereisen entfernte Bosra links, oder östlich von der Landstraße, die nach Jerusalem führt, zu besuchen. Diese Stadt und das Land Hauran sind meines Wissens noch sehr unbekannt. Von Bosra oder Bostra reiste ich am liebsten geradeswegs nach Jerusalem, da ich alsdann eine gleichfalls wenig besuchte Gegend sehen würde. Sollte aber dieß nicht thunlich seyn, so kehre ich nach Damask zurück, und reise auf der gewöhnlichen Route nach Jerusalem. Von dort gehts auf den Libanon, um die noch wenig gekannten Gebirgsarten desselben und die Drusen genauer kennen zu lernen. Dort bringe ich die heißen Monate zu. Im Herbst gehts zu Schiffe nach Rosette, Alexandrien oder Damiet und Kahira. Dort werde ich alsdann meine fernere Route besser bestimmen können. Kann ich mit einer Kjerwane zu Lande nach Mekka reisen? Kann ich nach Loheija, Dschidda oder einem andern Hafen zu Schiffe reisen, und von da

ins Innere Arabiens eindringen? Oder muß ich nach Mofa unweit Babelmandel oder Aden fahren, und von dort meine Wanderung antreten? Nur so viel weiß ich, daß Hadramaut und seine Begrenzungen das Hauptziel meiner Reise in Arabien seyn und bleiben werden. Ich nehme von hier weder Bediente noch Dolmetscher mit, theils aus Ersparniß, theils um mich in die Nothwendigkeit zu setzen, arabisch sprechen zu müssen. An H. Koußeau habe ich hier einen sehr gebildeten und dienstfertigen Mann gefunden, von dem das Publikum, in Betreff der orientalischen Literatur, sich viel Schönes versprechen darf. Auch Mr. Corancé, ein jüngerer Bruder des hiesigen französischen Generalkommissärs, läßt mit der Zeit vieles erwarten. Er ist in Paris erzogen, und kam vorigen Sommer hierher. Er spricht und liest auch englisch und deutsch, und hat in seinem 18. Jahre (so alt ist er) schon Versuche gemacht, Klopstocks Messias zu übersetzen. Von der politischen Lage unserer Stadt, wo seit lange die Revolution an der Tagesordnung ist, schreibe ich Ihnen nichts. Auch nichts von den Wahaby, deren Chef seine furchtbare Macht etwas mehr gegen den Pascha von Bagdad koncentriert haben soll, um dessen drohende Absichten zu vereiteln.“

Auf Schillers Tod.

Und er schwingt sich empor, der Geist des göttlichen
Sängers,

Wie dem Kerfergemäur seine Maria entschlüpft,
Jauchzend; schwebt über Wolken daher, durch Ster-
nengefülle

Tanzt er leicht und frey, prüft den geflügelten
Schritt.

Jesus zieht es ihn auf zum Tempel der himmlischen
Schönheit:

Säulen aus spiegelndem Strahl tragen das wöl-
bende Dach.

Rechts das Heiligthum erblickt er der ewigen Wahr-
heit:

Ins Unendliche rings strömet das fröhliche Licht.
Zweifelnd, wohin er zuerst sich wende, weilet der
Sänger;

Mit Harmonikaton ruft es dem Säumenden zu:
„Zweifelst du noch und wählst? Hier ist nicht vor-
her und nachher,

Ist nicht fern' und nah, Alles durchdringet das
All.“

Und es lösen sich ihm die Tempel, in reinerem
Lichte

Sich verklärend. Der Chor seliger Geister er-
schallt:

„Gott ist die Liebe, wir singen harmonisch die gött-
liche Liebe,

Bleibend in ihr, so bleibt liebend die Gottheit
in uns.“

In den Hochgesang stimmt freudig der göttliche
Sänger.

Licht dem Dunkel gemischt walt in gebährender
Fluth.

Es verklärt sich die Fluth, das Lied der Geister ver-
hallet,

Finsterniß wird wie das Licht, leuchtend die Nacht
wie der Tag.

E. Ch. Trautvetter.

Landwirthschaftliche Erfahrung.

Das sogenannte spanische Gras (Streifgras, *phalaris arundinacea*. L.), welches seiner schön gestreiften Blätter wegen häufig in Gärten angepflanzt wird, scheint auch der Aufmerksamkeit der Landwirthes nicht unwerth zu seyn, und würde vielleicht mit Gewinn auf Wiesen gezogen werden. Schreiber dieses hat hierüber freylich nur kleine Versuche anstellen können, glaubt aber doch, den Erfolg der Prüfung unsrer Landwirthes unterwerfen zu dürfen.

Vor mehrern Jahren erhielt er aus dem Garten eines Freundes einige Pflanzen von diesem Grase, und da er es nicht sehr achtete, so versetzte er diese in einen Winkel, wo man Stücke von Ziegelsteinen und dergl. hingeworfen hatte und sonst nichts wachsen wollte. Das Streifgras gedieh aber hier so schön, daß er bald viel Mühe hatte, dessen Ausbreitung in einem nahe belegenen Blumenbeete zu verhindern. Nachdem es sich schon hinlänglich vermehrt hatte, versuchte er den Rand eines Grasplatzes damit einzufassen, indem er ei-

nen kleinen Graben zog, die zerissenen Graswurzeln hineinsetzte und mit Erde bedeckte. Im nächsten Sommer war das Streifgras wieder im schönsten Wuchse, und im zweyten konnte er es viermal abmähen, wobey der Ertrag immer gleich gut war. Da aber die Fortpflanzung durch den Samen, welche er auch versuchte, nicht gelingen wollte, die Vermehrung durch Zerreiſung der Wurzeln hingegen sehr mühsam war: so versuchte er diese Wurzeln in kleine etwa Zoll lange Stückchen zu zerschneiden und sie so auszustreuen. Auch dieses gelang, und zwar in einem magern, unfruchtbaren, weißen Lehmacer, welchen letztern das Streifgras sogar dem Sande vorzuziehen scheint. Pferde, Rindvieh und Schafe fressen diese Grasart sehr gern, und da sie bekanntlich jeder Bitterung, auch der strengsten Winterkälte Trotz bietet, so scheint es wünschenswerth, daß erfahrene Landwirthe Versuche damit anstellen möchten. Nach der unvorgreiflichen Meynung des Verf. dürfte es vielleicht manchen andern Futtergräsern vorzuziehen seyn.

Keine Antikritik.

Mit Recht glaube ich auf den Dank des anonymen Theaterrecensenten in No. 25 der Wöchentlichen Unterhaltungen Anspruch machen zu dürfen, wenn ich einen Verdacht, der einen sehr schwarzen Schatten auf den Verstand und das Herz desselben

werfen würde, hiermit zu entfernen suche. — Bey einem flüchtigen Blick auf jene Zeilen des unbekanntes Kritikers könnte man leicht in die irrige Meynung gerathen, als hätte derselbe einen hämischen Ausfall auf mich, den Verfasser des Räthfels in No. 18 der W. U., machen wollen. Daß dieß aber nicht der Fall seyn könne, davon wird sich jeder leicht überzeugen, der das von ihm angeführte Buch „Kasss Naturgeschichte“ mit meinem Räthfel vergleichen will. Ubrigens ist es wohl sehr begreiflich, daß ein naturbeschreibendes Räthfel, seine Data nur aus der Naturgeschichte nehmen müsse. Daß aber Alles, was jener Recensent noch weiter anführt, nicht auf mich angewandt werden könne, versteht sich von selbst, und bedarf kaum einer Erwähnung.

G. S. Bilterling.

E r w i e d e r u n g .

Daß der Herr Verfasser des Räthfels in No. 18 der W. U. in der von ihm angezogenen Stelle der Theaterkritik sich gemeint glauben kann, ist mir — ich gesteh' es aufrichtig — ein Räthfel, das ich weniger noch aufzulösen als zu beantworten im Stande bin. Es genüge ihm daher meine Verwunderung.

Der Verf. der Theaterkritik.

D r u c k f e h l e r .

In No. 29 ist S. 38 Z. 5 statt Übersicht Überschrift und ebendasselbst Z. 16 statt Z a w o p u Z e w o p u zu lesen.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Russland.

No. 31. Mitau, den 31. Julius 1805.

Sacrilegii vel maximi instar est, humi quaerere, quod in sublimi debeas invenire.

Minucius Felix.

Literatur.

Joannis Guilielmi Pfaff, a Consiliis Russicis Aulicis, Matheseos in Universitate Dorpatensi Professoris P. O. Commentatio Astronomica de Calculo Trajectoriarum. Sectio I. Mitaviae, 1805. Typis Joh. Fried. Steffenhagen et filii. 2½ Bogen. 4.

Die Auflösung der eben so wichtigen als äußerst verwickelten astronomischen Aufgabe, aus drey geometrischen Beobachtungen die Bahn eines Himmelskörpers zu bestimmen, war besonders in der letzten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ein Gegenstand der scharfsinnigsten Untersuchungen mehrerer Geometer vom ersten Range. Die Schwierigkeiten aber, die sich den Bemühungen der Analysten schon bey Betrachtung der parabolischen Bewegung der Kometen, als des leichtesten und noch am wenigsten verwickelten Falls,

entgegen setzten, benahmen ihnen alle Hoffnung, jemals eine direkte, allgemeine und zugleich in der Ausübung brauchbare Methode zur Auflösung dieser Aufgabe zu erfinden. Bey diesen Umständen blieb den Astronomen kein anderes Mittel übrig, als zu Näherungs- und Korrektionsmethoden ihre Zuflucht zu nehmen.

In vorliegender kleinen, aber an nützlichen Bemerkungen reichhaltigen, Abhandlung, vergleicht und beurtheilt der Herr Verfasser mit vielem Scharffinn die von den berühmtesten Geometern bekannt gemachten Näherungsmethoden und hierauf sich beziehenden Gleichungen, welche in der Anwendung auf mancherley Art mit einander verbunden werden können, und zeigt, welche Verbindung am vortheilhaftesten sey, um die so beschwerliche Rechnung in Zahlen so viel als möglich abzukürzen. Eine Anweisung, den Grad der Genauigkeit solcher Approximationsmethoden in jedem vorkommenden besondern Falle zu schätzen, und zugleich die vorläufig gefundene approximirte Bahn eines Himmelskörpers in ihren Elementen zu rektificiren, haben wir in einem zweyten, künftig herauszugebenden, Abschnitt zu erwarten, mit welchem der Herr Verfasser dem astronomischen Publikum bey nächster Veranlassung ein angenehmes Geschenk zu machen verspricht.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

L e b e n s g e n u ß .

(B e s c h l u ß .)

Über diese Kräfte hinaus geht der Wirkungs-
 kreis unsers Lebens nicht, sie sind das einzige Ka-
 pital, dessen Zinsen unser Daseyn erhält und be-
 glückt, wir müssen sie daher wirken lassen, um mit
 Bewußtseyn des Daseyns genießen zu können —
 das heißt: um zu leben. Mit Bewußtseyn,
 sage ich, mit dem Rückblick auf uns, als vernünf-
 tige Wesen, denn sonst wäre die höchste Kraft des
 Menschen das höchste Kriterium seiner Bestimmung
 zur Glückseligkeit, — Vernunft ein leeres
 Wort; ja! ohne Bewußtseyn einer moralischen
 Existenz, wäre nur ein animalisches Wohlbehagen,
 nicht Glückseligkeit, möglich. Die Vorstellung des
 jedesmaligen Zustandes der Wahrnehmungen und
 der Identität seiner selbst, liegt in dem allgemei-
 nen Begriffe von Bewußtseyn, und mit diesem
 durch Vernunft in dem Menschen aufgestellten
 Maasstabe, läßt sich allein Glückseligkeit und das
 Mittel dazu — Lebensgenuß — messen und be-
 stimmen. Gefühl — im bloß physischen Sinne,
 ist das Bewußtseyn des Thieres, und, in so fern
 der Mensch auch Thier ist, von seinem We-
 sen unzertrennbar; wer es ganz unterdrücken oder
 auch nur ganz aus der Acht lassen wollte, begienge
 eine Sünde wider die Natur. Aber an dem Stau-

be unfres materiellen Wesens hängt die göttliche Psyche, das Irdische ward mit dem Himmlischen in uns, durch ein unbekanntes Band, verbunden; wo dieses Band sich löst, trennen sich die fremden Wesen, die doch zärtlich und liebend an einander hiengen, und das Geschöpf, das nur durch ihren Verein existirte, ist das traurige Opfer der Trennung. So lange also noch der Verein besteht, so lange möge er in sich glücklich von außen her seyn. Beyden geschehe ihr Recht. Seele und Leib sind, wie die Dioskuren der Fabelwelt, Kinder der höchsten Gottheit, unzertrennlich wie sie, und für den im Tode entschlafenen Bruder erseht der Übrigbleibende die Unsterblichkeit. So lange sie aber noch das Schicksal vereint, möge sie keine Fessel, sondern ein Blumenkranz froher Augenblicke des Lebensgenusses umwinden.

Das Synonym der menschlichen irdischen Glückseligkeit ist Lebensgenuß und Lebensglück; was sie stört ist ein Verbrechen gegen die Bestimmung der Menschheit, und was sie befördert, ist Tugend. Alles Übel, was nur je die Seele mit Verzweiflung und Elend erfüllen, die physischen und moralischen Kräfte des Menschen zerstören kann, zu entfernen, ist Pflicht. Eben so ist es auch Pflicht, die menschliche Glückseligkeit durch Genuß des Daseyns zu fördern. Doch wie jeder animalischen Existenz zwey entgegengesetzte Naturkräfte — die Extreme der Kälte und Hitze — zer-

störend entgegen stehen, in deren Mitte allein die Möglichkeit des Lebens liegt; so giebt es auch der Möglichkeit menschlicher Glückseligkeit entgegen stehende Potenzen, nämlich die Extreme des Entbehrens und Genießens.

Die wärmende Flamme zerstört den Keim des Lebens, wenn sie uns umschließt, und, so lieblich auch Kühlung ist, so macht doch ihr höchster Grad die Pulse des Lebens erstarren. Entbehrung der Genüsse des Lebens, macht uns das Leben, so gut wie übertriebener Genuß, der der vernünftigen Natur des Menschen nicht achtet, zur Folter, und diese schaffte, wie weise Gesetzgeber in den Gerichtshöfen, auch die Gottheit in der Bestimmung des Menschen ab.

Entbehren und Genießen sind also zwey, dem kleinen Rachen des Lebens gefährliche, Klippen; nur zwischen ihnen geht die wogende Bahn. — Natürliche Leidenschaften (und alle schrecklich zerstörenden sind unnatürlich) mögen immerhin den Rachen umdrohen. Wenn nur Vernunft das Steuer regiert, so wird er den schützenden Hafen, nach glücklicher Lebensreise, erreichen.

N a c h s c h r i f t.

Obige Bemerkungen schreiten um Jahrtausende zurück und widersprechen so sehr den philosophischen Systemen, die an der Tagesordnung sind, daß es nicht überflüssig scheint, ihnen eine

kleine Schutzbitte mit auf den Weg zu geben. Der Zweck dieses Fragments ist nur Versuch der Darstellung der Philosophie des gewöhnlichen Menschenlebens, wie sie die Erfahrung täglich giebt; und wenn die Darstellung Beyfall finden und fortgesetzt werden sollte, so würde auch auf diesem Wege eine hohe moralische Ansicht der Menschheit sich entdecken lassen. — b —

Über den Nutzen und die Wirkungen der Räucherungen mit Mineralsäuren.

Die Räucherungen mit Mineralsäuren sind für das Wohl der Menschheit zu wichtig, sie sind auch schon so allgemein zur Vorbeugung der schrecklichsten Krankheiten unter Menschen und Thieren empfohlen und in den meisten Ländern angewandt worden, daß wir auf den Dank der Leser dieses Blattes rechnen zu können glauben, wenn wir für sie das Wissenswürdige hierüber aus mehreren Schriftstellern sammeln, und in möglichst gedrängter Kürze vortragen. Diese Räucherungen sind nach allen Erfahrungen das kräftigste und wirksamste Mittel, um die Luft an Orten zu reinigen, welche durch zu viele Menschen, durch Kranke, durch faule schädliche Ausdünstungen faulender thierischer oder vegetabilischer Substanzen zc. infectirt sind; ferner um das Gift und den Ansteckungsstoff bössartiger und ansteckender Krank-

heiten, fauligter Fieber, des gelben Fiebers, der Pest ic. zu zerstören, den Ausbruch der Ansteckung zu verhüten, Gesunde vor der Ansteckung zu sichern, und überhaupt um den üblen Geruch zu vernichten. Man braucht sie daher zur Reinigung inficirter Krankensäle, Lazarethe, Schiffe, der Waaren, Kleidungen und Geräthe. Selbst nach überstandener Quarantaine empfiehlt man sie, da die Erfahrung gelehrt hat, daß jene nicht hinreichend war, vor dem Eindringen des gelben Fiebers z. B. zu sichern. — Noch mehr aber läßt man Wolle, Seide, wollene, baumwollene, seidene, wenn gleich der Quarantaine schon unterzogen gewesene, Waaren, dennoch mit diesen Säuren räuchern. Bertholet empfiehlt die Räucherungen auch in den Sälen der Findelhäuser, weil durch die Ausdünstung und das Athemholen, selbst der gesündesten Menschen, die Luft dennoch sehr verändert wird, und durch dieselbe Nachtheile für die Gesundheit entstehen können, die man sehr häufig ganz andern Ursachen zuschreibt. So welken oft Kinder, die an öffentlichen Orten erzogen werden, hin und sterben, mehr durch die Veränderungen, welche die Dämpfe dieser Ausdünstungen in der Gesundheit bewirken, als durch Speisen und Getränke. Auch will Bertholet dasselbe Mittel bey den Krankheiten der Hausthiere, die von einer besondern Ansteckung der Luft in den Marställen, und in andern Ställen, welche nicht gehörig gelüftet worden, oder von ei-

nem Contagium entstehen, angewandt wissen. Er empfiehlt daher das tägliche Räuchern in den Lazarethen, in allen Sälen der Civil- und Militärspitäler, in den Sälen der Findelhäuser und auf allen Schiffen. Es ist fast unglaublich, wie wohlthätig diese Räucherungen sich schon in frühern Zeiten und auch jetzt gezeigt haben. Mit ihnen bekämpfte im Jahr 1800 der Chirurgus Concér das Pestfieber in Andalusien. Überall hemmten sie die Ansteckung, und Ärzte und Krankenwärter wurden nicht weiter krank. Vom ersten Tage ihres Gebrauches minderte sich die Sterblichkeit im Spital zu Sevilla, in kurzem aber waren alle Kranke hergestellt. Durch diese Räucherungen auf den Schiffen, die Bonaparte und die Landungsarmee nach Agypten führten, machte die Flotte ihre Überfahrt beynahe ohne Kranke, obgleich sie mit Mannschaft überladen war. Der Moniteur bestätigt die Wirkungen der Räucherungen (mit der Salzsäure) aus den Beobachtungen, die kürzlich über die im Lazareth von Marseille vom gelben Fieber angesteckten Personen gemacht wurden. Jedes Schiff, das aus Spanien und Nebrurien kam, und auf dem das gelbe Fieber herrschte, wurde vollkommen durch jenes Mittel befreit. Durch diese Methode schützten sich auch die Barden, welche die Kranken pflegten. Ein Kapitain aus Dünkirchen, der von St. Domingo kam, verwahrte durch Räucherungen sich und seine Mannschaft vor

jener schrecklichen Krankheit, welche in der Kolonie so viele Franzosen hinweggerafft hatte. Man müßte daher in jedem Lande, diese Räucherungen bey Annäherung der Gefahr einer Ansteckung, sogleich auf allen Punkten der Gränzen, besonders an solchen Orten und mit solchen Dingen vornehmen, welche die Verbreitung der Krankheit am leichtesten befördern.

Man kann diese Räucherungen entweder nach der Carmichael-Smythschen Methode, mittelst der Dämpfe der vollkommenen Salpetersäure (*acidum nitri concentratum, seu nitricum*), veranstalten, oder man gewinnt diese, nach Gunton-Morveau's Vorschlag, aus der gemeinen concentrirten Salzsäure, (*acidum muriaticum seu Salis, concentratum*) oder besser noch aus der übersauren (oxygenirten) Salzsäure (*acidum muriaticum oxygenatum*). Die concentrirte Essigsäure ist zwar auch anwendbar, aber bey einem hohen Grade von Verpestung sind ihre Dämpfe zur vollkommenen Reinigung großer Zimmer nicht hinreichend. Alle diese in Dampfgestalt versetzten Säuren, wirken vermöge ihres Sauerstoffs, den sie zum Theil fahren lassen und an andere Körper abgeben, indem durch diesen giftige, aus thierischen oder vegetabilischen Substanzen, unter dem Eintritt der Fäulniß entwickelte, Materien zersetzt und zerstört werden; — Materien welche, wenn sie sich auf andere thierische Körper verbreiten, in diesen gleiche

Produkte erzeugen, die man thierische Ansteckungsstoffe, Miasmen, oder Contagia nennt. — Nach Verschiedenheit des Grades der Infektion, nach Verschiedenheit der zu verbessernden Krankheitsstoffe und der schädlichen Ausflüße (Effluvien), so wie nach Beschaffenheit des zu reinigenden Ortes und der zu reinigenden Sachen, nimmt man bald diese bald jene Säure. — So sind die salpetersauren Dämpfe, mäßig und in gehöriger Verdünnung gebraucht, für Gesunde sowohl als für Kranke (besonders für solche, bey denen ein Lokalleiden der Lunge zu fürchten ist) und eben so zur Reinigung der Krankensäle, Gefängnisse, kurz aller bewohnten Stellen, die schicklichsten, indem sie weder Husten noch Brustbeklemmung, weder Kopfschmerz noch Erstickungszufälle hervorbringen, denen überhaupt leicht vorzubeugen ist, sobald man die eben genannten Dämpfe nur ohne alle künstliche Wärme gewinnt, die Schwefel- und Salpetersäure in der gewöhnlichen Lufttemperatur zusammennischt und so die Entwicklung der rothen Dämpfe vermeidet. Ihre Vereitung ist einfach und nicht kostspielig.

Vor dem Räuchern schliesse man Thüren und Fenster, entferne alles Metall u., damit sich nicht rothe, den Lungen schädliche, Dämpfe entwickeln. Aus eben der Ursache muß auch das Vitriolöl vor der Mischung ja nicht erwärmt werden. Dann schüttet man in eine gläserne oder porzellanene

Schale, eine beliebige Menge fein pulverisirten Salpeter (etwa 1 Loth), tröpfelt nach und nach reine starke Schwefelsäure (Bitriolöl) gleichfalls ein Loth hinein, und rührt das brausende Gemisch öfters mit einer gläsernen, z. B. mit einer Barometerrohre, um. Die sich nun entwickelnden weißen Dämpfe, sucht man noch durch das Blasen des Gemisches mit einem Blasebalg zu vermehren, und öffnet, sobald diese sich gehörig zerstreut und das Zimmer angefüllt haben, etwa nach einer Stunde, und wenn die Zimmer von Menschen leer sind, nach 7 bis 8 Stunden, einen Theil der Thüren oder Fenster, um die Luft in den Zimmern u. zu erneuern. Nach der Größe der zu reinigenden Stellen, richtet sich auch die Zahl der Räucherungsgefäße. So ist eine Unze Schwefelsäure und eben so viel Salpeter hinreichend, ein Zimmer von 20 Schuh Länge, Breite und Höhe zu reinigen. Sind aber die Zimmer u. sehr groß, z. B. Spitalsäle, so ist es besser mehrere Räucherungsgefäße zu nehmen, da die in selbige vertheilten Portionen Salpeter und Schwefelsäure, mehr Dämpfe, und diese schneller geben, als wenn die ganze Menge auf einmal in ein einziges Gefäß geschüttet würde.

Um einer nur ungewiß zu befürchtenden Ansteckung zuvorzukommen, oder um üble Gerüche zu vertreiben, ist ein- bis zweymaliges Räuchern am Tage hinreichend. Dieses Räuchern aber müßte

ununterbrochen fortgesetzt werden, wenn eine schon verbreitete Ansteckung zu hemmen wäre; oder man könnte dann auch die Zahl der Räucherungsgefäße vermehren. Krankenwärter, Ärzte u., die bey den Kranken sind, müssen, um die Ausbreitung der Ansteckung zu verhindern, ein solches rauchendes Gefäß immer so lange in den Händen haben, als sie sich in dem Krankenzimmer aufhalten.

(Der Beschluß folgt.)

Etwas von den Ehen bey den Hindus.

Gewöhnlich heirathet ein junger Hindu in dem Alter, wo er die öffentlichen Schulen verläßt. Dieß ist bey allen Kasten der Gebrauch; Braminen verheirathen ihre Kinder aber oft schon in der Wiege. Bey dem größten Theile der Europäer knüpft gewöhnlich Neigung und gegenseitige Liebe, welche zwey junge Leute gegen einander fühlen, das eheliche Band; aber nicht so bey diesem Volke. Hier sind die scharf gezogenen Grenzen der Kasten und die Verbindungen der Altern, ohne Rücksicht auf besondere Vermögensumstände, das einzige, was Heirathen stiftet. Dieser Gebrauch, der unsern Heirathen, die nach unsern Ideen aus Neigung geschlossen werden müssen, gar nicht günstig ist, bildet zum Theil die Sitten der Hindus. Er unterdrückt das, was wir Gefühl nennen, und

was nur zu oft Eigensinn ist, und gewöhnt unmerklich an die Verbindung, auf der allein das Glück des Lebens beruht, und welche den Menschen an seines Gleichen und an sein Vaterland knüpft; er verhindert, daß der Hindu seine Jugend nicht durch Ausschweifungen verschwendet und vor Hymens Altar nur das letzte Opfer einer veralteten Seele und eines abgestumpften Geistes bringt. Unter älterlicher Aufsicht und nach ihrem Beispiele entwickeln sich Einbildung und Geschmack, Gefühl und Charakter der jungen Eheleute. Der Hindu kennt nur seine Frau, weil er sehr früh heirathet, und die Frau sieht in dem Manne nur den Gespielen ihrer Jugend, deren liebliche Bilder nie aus ihrer Seele verschwinden, und so sucht sie keinem andern zu gefallen, als ihrem Gatten. Weil sie sich kennen, lieben sie sich, ohne daß die freye Wahl Empfindungen der Liebe erzeugt hat, und wenn vielleicht ihre Zärtlichkeit nicht außerordentlich stark ist, so ist sie doch sehr dauerhaft. Nicht durch Vorschriften wird ihnen dieß Gefühl gelehrt, so wenig wie brüderliche Liebe und kindliche Ehrfurcht, die stärksten Mittel, durch welche bürgerliche Verbindungen fest und unveränderlich werden, sondern Beispiele prägen diese Empfindungen unauslöschlich in das jugendliche Herz, erhalten Sitten und Moral reiner und unverfälschter, und unterdrücken früh alle aufbrausenden Leidenschaften. So wird ihr Blut so rein wie ihre Seele, sie

leben glücklicher und länger, und ihre Nachkommenschaft ist zahlreich, gut und schön.

Die Hindus betrachten das eheliche Band nicht aus dem einfachen Gesichtspunkte eines bürgerlichen Vertrags, sondern als ein Band, das Herzen, Empfindungen und gegenseitige Theilnahme, das ganze Leben durch fester an einander knüpft, und daher kann auch diese Verbindung nicht erneuert werden. Durch eine feyerliche Rede zu dem höchsten Wesen, wird die Ehe in Gegenwart der Anverwandten geschlossen, welche für die Gültigkeit zeugen. Ist dieß geschehen, so ist die Ehe unauslöblich; keine Macht, selbst das Gesetz nicht, kann sie wieder aufheben, denn unter dem Schutze der Gesetze wurde sie geheiligt. So urtheilt das älteste Volk der Erde über die Ehe. (Aus Le Goux de Flaix Werke über die Hindus.)

Ein alter Komödienzettel;
in Mitau gedruckt zwischen 1711 und 1730.

(wörtlich nach dem Original.)

Der Freymüthige vom vergangenen Jahre No. 207 liefert einen alten komischen Komödienzettel. Hier ist ein anderer, der uns näher angeht und als Probe dienen kann, wie es zu Anfange des vorigen Jahrhunderts um das Schauspielwesen in diesen Gegenden ausgesehen haben mag.

Mit

Ihr: Kayserl. Hoheiten *) gnädiger Erlaubniß,
werden heute die Hochteutschen

Comoedianten

Eine aus dem Italiänischen ins Deutsche über-
setztes, mit guten Redens=Arthen, Arien, Prä-
sentationen und Tänzen, Harlequins geziemen-
der Lustbarkeit angefülltes Hauptstück aufführen,
betittelt.

Das grosse Carneval von Venedig,

oder

Der betrogene Jude,

und Harlequin ein lustiger Masqveraden-

Bruder.

Unter andern wird der Redouten=Saal præsentiret
werden, allerhand recht courieuse Masqven, unter-
schiedene Tänze werden zu sehen, auch schöne
Arien zu hören seyn.

Nach diesem soll zu mehrerer Gemüths=Vergnü-
gung eine recht courieuse und überaus lustige
Nach=Comoedie folgen, genannt:

Der betrogene Geiz,

oder

Die 7 verliebten Geister.

Der Schauplaz ist aufm Stall=Plaz, und gehet
umb 4 Uhr an. Die Versohn giebt im ersten
Plaz 4 Sechser, im andern 2 Sechser.

*) Die verwittwete Herzogin Anna, eine russisch=kaiserliche
Prinzessin.

G r a b s c h r i f t

Bekanntlich setzte Piron sich selbst folgende
Grabschrift:

Ci gît Piron,
Il ne fut rien,
Pas même Académicien.

Ein angehender Übersetzer hat versucht, sie
deutsch auf diese Weise zu geben:

Hier ruht in Gott der Pastor N.
Er las nicht viel, ward nie gelesen,
Er ist nicht einmal Propst gewesen.

M e i n V o r t h e i l.

Den karggemessenen Gehalt muß Orgon zahlen
Für seiner Frau achtgriechische Sandalen.
Dank ihm dafür verdientermaßen,
Nun seh' ich täglich sie auf allen Straßen.

Über einen jungen Ehemann von schlechten
Vermögensumständen.

Warum kann Trim nicht vorwärts kommen?
Er hat doch jüngst, wie ich vernommen,
Zwey Füße noch zur Hülfe sich genommen.

A n e i n e n A r z t.

Füll' immerhin den siechen Leib mit Wein,
So ist's doch werth des Kranken Gast zu seyn.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland.

No. 32. Mitau, den 7. August 1805.

Falsus honor juvat, et mendax infamia terret.

H o r a t.

Literatur.

Einige Gedanken über die Erlernung der lateinischen Sprache von S. M. Malmgren, Doctor der Philosophie und Oberlehrer am Kaiserl. Gymnasio zu Dorpat. Als Einladungsschrift zu den öffentlichen Prüfungen, welche am 22. Juni von 8 Uhr Morgens in der Kaiserl. Kreisschule und am 23. Juni von 8 Uhr Morgens im Kaiserl. Gymnasio angestellt werden sollen, herausgegeben von D. Friedrich Rambach, Professor, Mitgliede der Schulkommission und jetzigen Direktor sämtlicher Schulen in Dorpat. Dorpat, bey Grenzius, 1805. 32 S. 8.

Es ist eine höchst erfreuliche Erscheinung, endlich auch in unsern Gegenden dem Studium der alten klassischen Literatur und der Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache öffentlich das

Wort reden zu hören. Freulich war eifrigeres Studium derselben schon längst bey uns Bedürfniß, wie überall, wo die Wissenschaften nicht bloß dem Namen nach blühen sollen; es war längst der Wunsch der Stillen im Lande. Diese wirkten wo und soviel sie konnten. Aber nicht immer ist das Wirken im Stillen hinreichend — und es giebt Wahrheiten, die keinen Eingang finden, würden sie auch von den Dächern gepredigt. Den Grund davon sagt uns schon Terenz

ingenium est omnium
Hominum a labore proclive ad lubricum. *)

der Sterblichen Gemüth
Neigt von der Arbeit sich zu fröhlichem Genuß.

Und läugnen kann man es nicht, daß Studium der Alten und ihrer Sprachen kostet Mühe und Anstrengung. Aber, Gottlob, der Mensch ist nun einmal so gebaut, daß er arbeiten kann, muß und soll, und Paulus, ein sehr vernünftiger Mann, sagt: Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen. **) — Wär' es nicht gut, daß dieser Grundsatz, von dessen Wahrheit im Allgemeinen man gewiß überzeugt ist, auch besonders hier angewandt, daß der Jüngling, welcher sich den Wissenschaften widmen will, an Arbeit und ernsthafte nützliche Thätigkeit, bey Erlernung der gelehrten Sprachen, gewöhnt würde? Gewöhnt würde, dem Rathe er-

*) Andr. I 1, 57. **) 2. Theß 3, v. 10.

fahrner Männer zu glauben, und dadurch endlich zum Schauen gelangte? Wer mit dem Schauen anfängt, lernt nie den Glauben, bis er, nach dem Sprichwort, ihm in die Hand kömmt, und gewöhnlich kömmt er zu spät. Viele, sehr viele, sehen erst, wenn die Jahre der Bildung dahin sind, wenn man Kenntnisse und Wissenschaft von ihnen fordert, daß sie etwas dergleichen kaum besitzen; höchstens wissen oder fühlen sie — und das ist noch nicht am schlimmsten — wie sie es hätten anfangen sollen, ihren Zweck zu erreichen.

Griechen und Römer, sie, die gebildetsten Völker der Vorwelt, welche wir genauer kennen, waren unsere Lehrer in den Wissenschaften. Ihre Sprachen sind in dieselben verwebt und machen gleichsam die Grundlage davon. Sie sind das Mittel, durch welches man in ihr Heiligthum gelangt, und von ihrer Kenntniß entblößt versucht man vergebens einen sichern hellen Blick in dasselbe. Sie bilden das Thor, die Vorhalle des Tempels durch welche jeder, in das Innere, eingehen soll. — Ist die Erlernung derselben schwer; so antworten wir mit dem Dichter Epicharmus

— — — Τῶν πόνων

Πωλοῦσιν ἡμῖν πάντα τὰ γὰρ θεοὶ θεοὶ *)

um Arbeit nur

Verkaufen uns die Götter jeglich Gut.

*) Xenoph. Memor. Socrat. II. 1, 20.

Und ist denn wahre, solide Bildung des Geistes durch die Wissenschaften, welche, wenn sie mit der Veredelung des Herzens gleichen Schritt hält und harmonisch zusammentrifft, den glänzendsten Vorzug des Menschen ausmacht, ist sie nicht „des Schweißes der Edeln werth?“ —

Man suche dem Jünglinge einen würdigen Begriff von seiner künftigen Bestimmung zu geben; zeige ihm die Erlernung der alten Sprachen, als den ersten einzig richtigen Weg zur Erreichung derselben; den Genuß, welchen sie an sich selbst ihrem gründlichen Kenner gewähren. Hat der Lehrer das Vertrauen seiner jungen Freunde — und das soll jeder sich zu erwerben wissen — so werden sie seiner reifern Erfahrung glauben, an seiner leitenden Hand die Schwierigkeiten mit frohlichem Muthe besiegen, bis sie endlich, zu eigener Überzeugung gelangt, sich des süßesten Genusses, mit Dankbarkeit gegen ihren Führer, innig erfreuen.

Die vorliegende Einladungsschrift des Herrn Dr. Malmgrén stellt zuerst, auf eine beysfallwürdige Art, den Gesichtspunkt fest, aus welchem das Studium der Alten angesehen werden muß. Dann folgen S. 6. u. f., als Hauptgegenstand der Schrift, einige Gedanken über die Erlernung der lateinischen Sprache, welche Sachkenntniß und Erfahrung im Unterrichte zeigen, und in der Schrift selbst nachgelesen zu werden verdienen.

Nur eine, auch wohl sonst schon gemachte, Bemerkung sey uns erlaubt. Es scheint uns nämlich bey dem Elementarunterrichte in dieser Sprache, nach Erlernung der Paradigmen, noch ehe man zum sogenannten Exponiren kömmt, mit dem Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische, versteht sich stufenweise, am füglichsten der Anfang gemacht zu werden.

1. Weil jenen Paradigmen, auf diese Weise wiederholt, durch die praktische Anwendung ein Leben verliehen wird, welches sie ohne dieselbe kaum erhalten können. Sie hören auf, bloßes Gedächtnißwerk zu seyn und rechtfertigen den Lehrer, welcher die Erlernung derselben so ernstlich empfahl. — Die eigne Schöpfung eines lateinischen Satzes muß dem Lernenden eine Freude gewähren, welche er durch die Belebung eines gleichsam todt vor ihm liegenden lateinischen kaum zu hoffen hat.

2. Es werden dadurch die syntaktischen Regeln am leichtesten vorgetragen und erlernt. — Man kann vom Leichtern zum Schwerern fortschreiten. — Ein Vortheil, welchen man bey dem Übersetzen aus dem Lateinischen ins Deutsche — klassische Sprache im Schriftsteller vorausgesetzt, und andre soll man doch nicht lesen — schwerlich haben wird. — Die Abweichungen beyder Sprachen von einander können gleich Anfangs bemerkbar, und der Lehrling sogleich mit der klassischen Spra-

che der Römer bekannt und nach und nach vertraut gemacht werden.

Hec. erinnert sich, daß Campe vor ohngefähr funfzehn oder sechszehn Jahren die Idee hatte, lateinische Lesebücher anfertigen zu lassen, welche vom Leichten zum Schweren und Schwersten fortgehen und so allmählig die Abweichung des Geistes der lateinischen von dem der deutschen Sprache zeigen sollten, daß der Lehrling unvermerkt in den der ersten eingeführt würde. — Aber er erinnert sich auch, daß es, damals wenigstens, bey der bloßen Idee blieb, weil niemand war, welcher sie ausführen wollte oder konnte — denn die Auszüge aus den Klassikern, welche darauf in Braunschweig herauskamen, enthalten die Ausführung derselben nicht. — Anders aber ist es, wenn man mit dem Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische anfängt, wobey man diese Abweichungen sogleich, von der kleinsten an, bemerkbar zu machen im Stande ist. — Die praktischen Werke eines Döring und Werner sind zu diesem Zwecke vortrefflich und die ersten besonders mit Geschmaçk bearbeitet. — Zum Lesen römischer Schriftsteller käme man dann wohl etwas später — aber wahrscheinlich nicht ohne größern und bleibenden Nutzen. Nur ist bey der vorgeschlagenen Methode die unerlässliche Bedingung, daß der Lehrer selbst mit der klassischen Sprache vertraut sey, und nicht glaube, jedes Latein sey Latein, daß er selbst bey den kürzern

Sätzen auf Wortstellung u. s. w. vorzügliche Sorgfalt verwende.

Was S. 15 über das Lateinsprechen mit der Einschränkung gesagt ist, daß solches nicht mit dem anfänglichen Exponiren u. s. w. zu verbinden sey, hat unsern Beyfall, nur dürfte es unserer Meynung nach noch dahin zu restringiren seyn, daß die Übung darin nur etwa in dem Jahre vorher, ehe der Jüngling die Universität bezieht, stattfinden könne, wenn er schon eine gewisse Vollendung in der Sprache erhalten hat. Früher angefangen dürfte dadurch der Gründlichkeit Eintrag geschehen. — Vielleicht wäre es überhaupt besser, diese Übung den Disputatorien auf den Universitäten zu überlassen, wenn einmal gesprochen werden soll. Ubrigens ist der gründliche Sprachkennner wohl seltener dafür, weil nur selten gut gesprochen wird. Aus Achtung für wahres Latein lehnte selbst Nuhnkenius das Sprechen dieser Sprache ab.

Von S. 18 bis zum Schluß folgen Notizen über die Einrichtung des Gymnasiums und der Kreißschule zu Dorpat, über die Lehrgegenstände und Stundenvertheilung in beyden, welche von den Herren Oberlehrern und Lehrern selbst angegeben sind, und Nachrichten über die erste feyerliche Prüfung. Aus der hier gelieferten Ansicht darf sich der Unpartheyische die beste Hoffnung für diese Lehranstalt und für den Nutzen, welchen sie sicherlich stiften wird, versprechen.

Den größern Umfang dieser Anzeige mag die Wichtigkeit des Gegenstandes derselben für unser Lokal rechtfertigen. Mit denen, welche die Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache, nebst allem was dazu gehört, in ihrer Sprache durch den Namen der Schulwissenschaften zu erniedrigen wäñnen — weil sie ihnen in heiliges Dunkel gehüllt sind — haben wir, und hat gründliche Wissenschaft nichts zu schaffen. X.

M i s c e l l e n .

Über den Nutzen und die Wirkungen der Räucherungen mit Mineralsäuren.

(B e s c h l u ß.)

Um die gemeinen salzsauren Dämpfe zu gewinnen, mische man vier Theile pulverisirtes Kochsalz, z. B. ein Loth, mit fünf Theilen concentrirter Schwefelsäure, also fünf Quentchen, in ein Glas oder Porcellangefäß, und rühre das Gemische mit einem gläsernen Stabe öfters um, worauf sich weißliche salzsaure Dämpfe entwickeln werden, die zwar auf die Metalle nicht so beträchtlich wirken, bey denen es indessen doch auch nöthig ist, ihre Einwirkung auf letztere zu verhindern. Die Schwefelsäure muß sich zur Schwere des Wassers verhalten, wie 17 zu 10.

Um die Räucherungen mit den Dämpfen der übersauren (oxygenirten) Salzsäure zu veranstalten,

nehme man fünf Theile pulverisirtes Kochsalz, z. B. fünf Quentchen, einen Theil pulverisirten, keine erdigen und wenig Eisen enthaltenden, Braunstein (Magnesium, Halbsäure), z. B. ein Quentchen, zwey Theile Wasser, z. B. zwey Quentchen, drey Theile concentrirte Schwefelsäure, z. B. drey Quentchen, reibe die beyden ersten Substanzen sorgfältig untereinander, bringe dieses Gemenge in eine irdene, wohl glisirte Schale, setze dann zuerst das Wasser hinzu, und träufle nun die Schwefelsäure nach und nach, oder auf einmal hinein. Das Gas entwickelt sich schnell, mit großer Gewalt, in schneller und großer Expansion. Sind daher an dem Orte, wo dieses geschieht, Menschen zugegen, so muß das Öhl langsam und tropfenweise zu der übrigen Mischung hinzugetropfelt werden. Man bringe in dieser Rücksicht einen gläsernen Trichter mit einer sehr engen Endspitze über die Mischung des Salzes und Braunsteins an, so, daß das Öhl nur tropfenweise und allmählig herabfließen kann. Ist der Ort aber menschenleer, so schüttet man das Öhl auf einmal hinzu, und hütet sich nur, mit dem Munde oder der Nase zu nahe darüber zu kommen, verlasse jedoch gleich das Zimmer, indem sich nunmehr sehr schnell die Dämpfe entwickeln, welche den Lungen nachtheilig werden und Erstickungszufälle hervorbringen können.

Diese Räucherungen mit den Dämpfen der übersauren Salzsäure sind nicht so gut unter Men-

schen und in bewohnten Häusern und Zimmern anzuwenden, weil sie, nicht gehörig verdünnt, sehr reizende und faustische Wirkungen auf die Organe des Athemholens und auf die Augen äußern, besonders aber Kranken nachtheilig werden können; ferner, weil bey ihrer Anwendung große Vorsicht, Genauigkeit und Sachkenntniß erfordert wird. — Ist aber der Ort menschenleer, ist keine besondere Kommunikation mit Menschen zu fürchten, will man Waaren, die durch das Gas nicht zerstört oder verdorben werden, reinigen, und die Ansteckung in solchen leblosen Dingen so schnell als möglich zerstören, dann sind sie sehr passend und, wie die Dämpfe der gemeinen Salzsäure, allen andern vorzuziehen.

In der östereichischen Verordnung zur Bereitung dieser Dämpfe, wird noch eine andere Art Dampfgläser empfohlen. Zu der größeren Gattung für große Säle nimmt man ein starkes weißes Zuckerglas, welches drey Sendel hält (höchstens ein Wiener Maas), gießt sieben Loth Salpetersäure, deren Schwere 1, 40, oder 39 Grad des Baumischen Aräometers betragen muß, und $6\frac{3}{4}$ Loth Salzsäure in selbiges zusammen, wirft dann 5 Quentchen Braunstein hinein, verstopft es sogleich mit einem guten, mit heißem Öhl und Wachs getränkten Korkstöpsel, und bindet es mit Leder oder einer Blase zu, um es an dem bestimmten Ort zu öffnen.

Zu der kleineren Gattung nimmt man ein starkes, einen Seidel haltendes, Glas mit weitem Halse und gut schließendem Glasstöpsel, mischt in dasselbe, wie oben, Salpetersäure 4 Loth, Salzsäure $3\frac{1}{2}$ Loth, pulverisirten Braunstein 2 Loth, und verschließt sogleich das Gefäß mit dem Stöpsel. Wer sich mit verdächtigen oder angesteckten Personen und Waaren beschäftigen muß, kann für sich die Gefahr der Ansteckung vermindern, wenn er von Zeit zu Zeit aus einem starken, $2\frac{1}{2}$ Kubikzoll Rauminhalt fassenden, gläsernen Fläschchen diese Dämpfe entwickeln läßt. Man thut in ein solches 56 Gran fein pulverisirten Braunstein und reine Salpeter- und Salzsäure zu gleichen Theilen so viel, daß das Fläschchen bis auf ein Drittel voll wird. Beym Gebrauch öffnet man dasselbe, mit zurückgehaltenem Gesichte, und nie zu nahe an einem Krankenbette, oder an dem Kopfe eines Menschen. Guyton Morveau hat eine ähnliche Vorschrift zur Entwicklung seines *acide extemporané* angegeben. Der Apparat zu dieser Räucherung, so wie die größeren, sind bey dem Mechanikus der Königl. Akademie der Wissenschaften, Traupel, in Berlin, Friedrichsstraße No. 62, mit Beschreibung und Gebrauchsanweisung, zu haben.

Die Gläser müssen an kühlen und finstern Orten, in Kellern aufbewahrt werden. Man lasse sie so lange offen stehen, bis der Geruch an dem zu reinigenden Orte allgemein deutlich bemerkt

wird. Fängt er den Anwesenden aber an, lästig zu werden, so verschließt man das Glas wiederum. 5 bis 10 Minuten langes Offenstehen ist gewöhnlich hinreichend. An menschenleeren Orten können sie länger geöffnet bleiben. Überhaupt sind diese Räucherungsgefäße in gehöriger Entfernung vom Kopfe des Kranken, auf dem Fußboden oder auf einem Tisch, etwa 10 bis 20 Fuß von einander zu stellen, oder man trage sie auch herum.

Baaren und andere Dinge, welche die Räucherungen mit Mineralsäuren nicht vertragen, kann man nach der gewöhnlichen Methode, durch Räuchern und Waschen mit Eßig, reinigen; dahin gehören: Briefe, Schriften, gefärbte Baaren, Farbmateriale, oder Materiale, die einen Geruch haben, so wie Metalle. Wäsche taucht man erst in Wasser, läßt sie halb trocken werden, und setzt sie dann in verschlossenen Zimmern den sauren Dämpfen aus, worauf man sie wieder sorgfältig waschen läßt. Geräthschaften, die nicht zu waschen sind, räuchere man.

S—n.

D e r n e u e F a r u s .

Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts lebte auf dem Gute Preefuln in Kurland ein Erbunterthan, der sich durch mancherley Schicksale, besonders aber als mechanisches Genie, so sehr auszeichnete, daß sein Andenken im dortigen Gebiete noch jetzt nicht

verlofchen ist, und die Tradition seiner mit Achtung erwähnt. Den Beynamen eines Herenmeisters aber verdankt er vorzüglich einem merkwürdigen Versuche in der Aeronautik. Er ließ sich nämlich von der Spitze des Preekulschen Kirchenthurms, dessen Knopf er aufgesetzt hatte, mit selbstgemachten Flügeln, herab, und schwang sich, zum Erstaunen der zahlreich versammelten Zuschauer, mit unglaublicher Kühnheit in die Luft. Wirklich flog er fast zwey Werst weit nach dem Beyhose Knuißen hin, wo er aber herabfiel und ein Bein brach. Er bedauerte nachher, da der Schaden geheilt war, nicht, daß er das heroische Unternehmen gewagt hatte, sondern daß er nicht auf den Einfall gekommen war, sich einen künstlichen Schweif zu machen, der ihm zum Steuerruder hätte dienen können. Indessen kam es nicht zu einem zweyten Versuche. Er starb bald darauf, nachdem er verordnet hatte, seinen Leichnam an dem Platze, wo er so ehrenvoll gefallen war, zu begraben. Sein Familienname, den er bey seiner Freylassung erhielt, war lange Zeit unbekannt. Gewöhnlich wurde er Sweederis (der Schwede) genannt, aus Ursachen, die nicht mehr zu erforschen sind; vielleicht hatte er sich, seiner Profession wegen, eine Weile in Schweden aufgehalten. Endlich wurde ein anhaltendes und unermüdetes Nachsuchen von glücklichem Erfolge gekrönt. Man wußte sich nämlich noch zu erinnern, daß er für seine beyden Söhne, welche in

früher Kindheit starben, einen Leichenstein, der ihre gemeinschaftliche Asche deckt, selbst gehauen, und eine Inschrift darauf gegraben hatte. Aber dieser Stein auf dem Preekulnschen Kirchhofe war so sehr mit Gras und Moos bewachsen, daß man ihn gar nicht bemerken und lange Zeit nicht finden konnte. Endlich ist er entdeckt, und die Inschrift lautet:

Friedrich Magnus Johannson

geb. 1701 d. 6. Nov. gest. 1705 d. 21. May.

Carl Heinrich Johannson

geb. 1704 d. 1. Jun. gest. 1705 d. 31. Merz.

Jes. 57, 1 u. 2.

Die Gerechten werden weggerafft vor dem Unglück, und die richtig vor sich gewandelt haben, kommen zum Frieden, und ruhen in ihren Kammern.

Vielleicht hätte der unglückliche Luftflieger auch für sich selbst aus demselben Propheten eine andere Stelle Jes. 14, 12 zur Grabschrift wählen können, wo es heißt: Wie bist du vom Himmel gefallen, du schöner Morgenstern?

G. S. Bilterling.

Kurze Nachrichten.

In London wurde den 6. Jun. d. J. ein großes Concert zum Benefice der musikalischen Familie Hofmann gegeben, wobey der vierjährige Sohn ein Duett zugleich auf zwey Harfen spielte, dann mit seinem sechsjährigen ältern Bruder ein Duett

auf einer Harfe executirte, und auch wieder ein Duett mit ihm auf dem Pianoforte vortrug. Es scheint überhaupt jetzt in England das Zeitalter der kleinen Virtuosen und Zwerge zu seyn; denn auch in königl. Circus macht die deutsche Zwergin Stabelin den Oaffern ein großes Fest, indem sie ihre kleinen Finger zugleich mit einem deutschen Volksliede, das sie abtrillert, producirt. —

In dem vor Kurzem erschienenen *Annuaire administratif et statistique du département de la Seine* von Allard findet man auch ein Verzeichniß der Pariser Bibliotheken, mit Angaben ihrer Stärke. Diefemnach stehen sie in folgender Ordnung: Bibliothèque impériale mit 200,000 Bänden (60,000 Handschriften); B. de l'Arsenal 150,000; B. du Panthéon 100,000; B. des quatre nations 80,000; B. de l'institut 50,000; B. du Conseil d'Etat 30,000; B. du Conseil législatif 30,000; B. du Tribunal 30,000; B. du Lycée impérial 30,000; B. de l'école de Médecine 20,000; B. du Tribunal de Cassation 20,000; B. de l'école polytechnique 20,000; B. des Invalides 20,000; B. du Conservatoire des Arts 10,000; B. du Muséum d'Histoire naturelle 6000; B. du Dépôt de Guerre 6000; B. du Conservatoire de Musique 5000; B. de l'école vétérinaire 5000; B. de l'école des Mines 4000; B. de l'école des Ponts et Chaussées 4000.

Herr Professor Schlözer zu Moskwa, welcher sich gegenwärtig auf einer Reise nach Göttin-

gen befindet, von wo er in zwey Monaten wieder zurückkehren wird, ist, bey Ueberreichung eines Exemplars seiner *Economie politique*, abermals von Sr. Kaiserl. Majestät mit einer kostbaren, mit Brillanten besetzten, Tabatiere beschenkt worden.

G e d a n k e n.

Ein Reicher, der nur einen guten Tisch führt, ist ziemlich eben so zu beklagen, als ein Armer, der bloß Appetit hat.

Dit ist es einem Manne nicht unangenehm, daß seine Frau eifersüchtig ist; er hört dann häufig von der Person sprechen, die er liebt.

Es scheint, als ob Unwissenheit und Ueberheit ansteckend wären: die Figur, welche Männer von Gelehrsamkeit und Verstand neben Unwissenden und Tröpseln machen, rechtfertigt diese Vermuthung.

Es giebt Weiber, die, um aufs neue in Ruf zu kommen, kein andres Hülfsmittel haben, als sich um ihren Ruf zu bringen.

N a c h r i c h t.

Von dem ersten halben Jahrgange der: Wöchentlichen Unterhaltungen für Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland, sind vollständige Exemplare bey den Verlegern J. F. Steffenhagen und Sohn in Mitau zu haben. Auswärtige Bestellungen und Pränumerationen können nur auf dem zunächst gelegenen Kreispostamte gemacht werden.

D r u c k f e h l e r.

In No. 31 ist auf der ersten Seite in der neunten Zeile v. u. statt geometrischen geocentrischen zu lesen.

Wöchentliche Unterhaltungen
für
Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 33. Mitau, den 14. August 1805.

Proprium humani ingenii est, odisse quem laeseris.
T A C I T U S.

Literatur.

*Von Sr. Kaiserlichen Majestät allerhöchst bestätigte
allgemeine liturgische Verordnung für die evan-
gelisch-lutherischen Gemeinden im Russischen
Reiche. St. Petersburg, gedruckt bey Schnoor,
1805. 72 S. 8.*

Sowohl durch manche Veränderung in der
Vorstellung von dem, was man für etwas Wesent-
liches der Religion hielt, als besonders auch durch
höhere Bildung des Geschmacks und der Sprache,
sahen sich die Prediger der lutherischen Gemeinen
des russischen Reichs genöthigt, bey den meisten
ihrer Amtsverrichtungen Formulare zu gebrauchen,
welche von den in unsern bisherigen Liturgien vor-
geschriebenen sehr verschieden seyn mußten. Doch,
die Einsicht in die Nothwendigkeit dieser Abwei-
chung vom Gesetze, bewirkte die Nachsicht der Kon-
sistorien; — sie schienen es gar nicht zu bemerken,

Der Übelstand war indessen da, daß der Prediger, um gebildeten Zuhörern, durch veraltete Formulare, nicht anstoßig zu werden, den ausdrücklichen Vorschriften seiner Obrigkeit entgegen handeln mußte. — Durch die Weisheit Alexander's, welcher die vorliegende allgemeine liturgische Verordnung anzufertigen befahl und sie bestätigte, ist jener Widerstreit zweyer Pflichten vollkommen gehoben. Nur das Wesentliche bey jeder kirchlichen Handlung, dasjenige, worin alle protestantischen Christen übereinstimmen, ist jetzt, meist durch eigne Worte der Schrift ausgedrückt, die Norm, nach welcher sich die Prediger zu richten haben. In allem übrigen, und besonders in Nebendingen, verfahren sie nach den ächten Grundsätzen der evangelisch-lutherischen Kirche, und der gegenwärtige Zustand, so wie das Bedürfniß der Gemeinen muß entscheiden (§. 6 u. 7). Es wird dabey vorausgesetzt, daß der Religionslehrer, bey der großen Mannigfaltigkeit der Wahrheiten, die er seiner Gemeinde vorzutragen hat, auch bemerkt haben wird, in welcher Form sie bis jetzt am liebsten aufgenommen wurden. Gewiß eine starke Aufmunterung für jeden, dessen Geschäft dieß ist, sich des Vertrauens immer würdiger zu machen, zugleich aber eine frohe Aussicht für den Zuhörer, künftighin nur das zu hören, was für ihn paßt, und so mit ganzer Seele den äußern Religionshandlungen beywohnen zu können! Die Absicht endlich, die Theil-

nahme und Aufmerksamkeit der bey dem Religionskultus Gegenwärtigen beständig rege zu erhalten, konnte nur dadurch vollkommen erreicht werden, daß Niemand mehr gezwungen ist, immerwährend ein und dasselbe Formular anzuhören; denn die Erfahrung zeigt es ja sattsam, wie viel auch das Vollkommenste durch zu häufige Wiederholung verliert. Gewiß können daher die lutherischen Gemeinden in Rußland sich jetzt glücklich preisen, da sie nicht eine Agende erhalten haben, sondern eine ganz im Geist des Protestantismus entworfene Vorschrift, wie nach Zeit und Umständen Agenden abzufassen seyen. Wo ist eine Provinz Deutschlands, mit der wir uns nunmehr in dieser Rücksicht nicht kühn messen dürfen?

Um das im Allgemeinen hier Gesagte einigermaßen zu beurfunden, erlaube man uns ein Paar Stellen aus der Einleitung abzuschreiben:

§. 1. „Die Protestantische Kirche hat keinen andern Zweck, als ihren Mitgliedern zur Erreichung der ganzen höchsten Menschenbestimmung in Sittlichkeit und Zufriedenheit behülflich zu seyn, mit steter Hinsicht auf die jedesmaligen religiösen und moralischen Umstände und Bedürfnisse der Gemeinden. Und sie erkennet dazu keine andere Mittel für zweckmäßig, als den rechten Gebrauch der Bibel und Vernunft.“ — §. 2. „Darum kann sie, da Jesus Christus und die Apostel für den äußern Kultus keine bestimmenden Vorschriften gege-

ben haben, dergleichen auch weder aus der ältern christlichen Kirche als eigentlich bindende Gesetze annehmen, noch selbst in irgend einem Lande und zu irgend einer Zeit etwas feststellen, welches auf immer und für alle unter allen Umständen verpflichtend seyn müßte. Wie dieß denn Luther und die andern Stifter der protestantischen Kirche auf das lauteste und nachdrücklichste erklärt, und die Gemeinden von jeher in dem ganzen Umfange des daraus ihnen zustehenden Rechts beobachtet haben.“ — §. 3. „Es muß aber doch auch, in Hinsicht auf die äußere Übung der Religion gewisse allgemeine Grundsätze und Ideen geben, in welchen alle Gemeinden und Glieder dieser Kirche, als solche, übereinstimmen. Der Staat muß eine Norm haben, nach welcher er die zweckmäßige Amtsführung der Prediger beurtheilen kann. Und die Gemeinden müssen, besonders um der Schwächern willen, die den Geist des Kultus nicht zu prüfen vermögen, auch etwas Äußeres haben, in welchem sie sich als gemeinschaftliche Bekenner eines Glaubens wiederfinden.“ — §. 4. „Eine solche allgemeine liturgische Norm wird denn hiermit für die lutherisch=protestantischen Gemeinden im Russischen Reiche vorgeschrieben; in der Art, daß die in derselben für jeden Gegenstand des Kultus aufgestellten Ansichten und Principien überall zum Grunde gelegt werden müssen, und daß, was für die Sakramente und andere Amts-

handlungen als wörtlich nothwendig vorgeschrieben ist, bey keiner Berrichtung derselben wegbleiben darf.“ — S. 7. „Konfistorien, wie Prediger, dürfen den vom Staate sanktionirten Grundsatz nie aus den Augen verlieren, daß es, in sofern als gewisse religiöse Überzeugungen der Sittlichkeit und der Erreichung des Staatszwecks nicht entgegen wirken, über die Gewissen keine Rechte und keine Gewalt giebt; und daß der Prediger weder der Herr noch der Diener seiner Gemeinde ist, sondern ihr Lehrer. Es dürfen also protestantischen Gemeinden, unter obigen Voraussetzungen, eben so wenig Neuerungen aufgedrungen werden, als man sie zwingen darf und soll, bey dem Alten zu bleiben, wenn das Eine oder das Andere ihren Überzeugungen zuwider läuft. u. u.“ R.

M i s c e l l e n .

Briefe aus Italien, im Auszuge. *)

Venedig, den 30. September 1804.

Schrecklich sind die Spuren der Raub- und Mordsucht, die der französische Krieg in Italien zurückgelassen hat. Es ist fast ungläublich, wie

*) Man glaubt durch Mittheilung dieser nach Kurland geschriebenen Briefe den Lesern eine gewiß angenehme und unterhaltende Lektüre zu verschaffen. Die Verfasser sind in jeder Rücksicht verehrliche Personen, deren Namen bekannt zu machen, dem Herausgeber aber nicht gestattet ist.

arg die Franzosen hier und in dem Theile von Italien, den ich durchreiste, gewirthschaftet haben. Meinem Beturino haben sie nicht nur sein ganzes Vermögen genommen, sondern auch einen dreizehn- und einen sechszehnjährigen Sohn in Stücke gehauen. Von Ala, zwey Stationen vor Verona, bis hieher, erblickt man, wohin man nur seine Augen wendet, Spuren der Verwüstung, welche die Franzosen angerichtet haben. Müßten doch alle Nationen ihr Vaterland so zu vertheidigen wissen, wie die braven Tiroler! Diese Nation ist noch so unzerdorben, daß die Franzosen auch nicht unter dem gemeinsten Volke einen Spion erkaufen konnten. Endlich glückte es diesen, zwey Kapuziner, jeden mit 2000 Louisd'or zu bestechen. Die Kapuziner gingen in die nahen Thäler durch das österreichische Lager, um die Bauern zum Aufruhr zu reizen und den Franzosen die Stärke der Kaiserlichen Truppen zu verrathen. So wie die geistlichen Herren gegen die Regierung sprachen, wurden sie von den Bauern arretirt und in das Kaiserliche Lager geführt, damit sie als Verräther des Vaterlandes niedergeschossen würden. Nur Laudons Vorsprache rettete diesen Kapuzinern das Leben. Doch behielten die Bauern sie gefangen, bis die Franzosen sich von Tirol zurückgezogen hatten und ihre Zurückkunft nicht mehr zu fürchten war. Hätte doch jedes Land solche Patrioten! — Ich begreife kaum, wie Jemand, der Italien durchreist, noch

ein Freund der Franzosen und der katholischen Religion seyn kann, da hier der Gräuel von beyden so sichtbar ist. Gewiß müssen die Italiener von Natur gute Menschen seyn, da bey ihrer herabgesunkenen Geistlichkeit, bey dem Sündenablaß, der jetzt noch gepredigt wird, die Anzahl der Bösewichter noch so klein ist. Die Anzahl der Bettler, die durch die katholische Religion so sehr vermehrt werden, ist dagegen unglaublich groß. Venedig allein nährt 40,000 Bettler. Welcher Gewinn für den Staat, wenn er dafür 40,000 brauchbare Mitglieder, und unter diesen wenigstens 12,000 Bertheidiger des Vaterlandes mehr hätte!

Rom, den 11. November 1804.

Seit zwey Tagen bin ich in dem Mittelpunkte des Landes, nach welchem so viele Herzen sich müde sehnen. In Bologna, wo die Luft sehr milde ist, war uns unaussprechlich wohl. Von da ging unsere Reise mit einem verständigen Beturino weiter bis Florenz. Der Weg dahin über die Apenninen ist für das Fuhrwerk vortrefflich, für die Ansicht aber nicht so reizend, als man sich ihn fern von Italien träumt. Eindrücke von Erhabenheit und Hoheit der Natur bieten sich nirgend dar. Die Hügelgruppen sind dicht mit Kastanienwäldern bewachsen, welche das weidende Vieh zu keiner kräftigen Waldung gedeihen läßt. Hin und wieder wird man wohl durch ein liebliches und reizendes

Thal überrascht, aber Spuren von gewaltsamen Arbeiten der Natur, welche durch brennende Vulkane und hervorgebrochene unterirdische Meere die Erde gestalteten, kündigen sich überall an. Freundlicher und wirklich paradiesisch wird die Gegend, wenn man sich dem Toskanischen, oder, nach dem ihm wieder zurückgegebenen alten Namen, dem Etrurischen nähert. Hier schattet der friedliche Olivenbaum und läßt sich, wie die Liebe von der Freude, von der Weinrebe umarmen. Das Land der Weintrauben und der Spitzbuben scheint sich hier in eine Unschuldswelt verwandeln zu wollen. Diese Vorstellung gewinnt an Wahrheit und Vollendung, wenn man die Höhe erreicht, auf welcher sich die Aussicht nach der Stadt Florenz öffnet. Da lag sie nun vor uns, die Freundliche, welche durch eine Reihe guter und glücklicher Fürsten aus dem Hause Medicis zu einer Pflegerin der schönen Künste erhoben wurde. Wie in einem stillen Triumph rollten wir durch die lachenden Hügel, die in ihren Olivenkronen, wie festliche Gestalten, um die gefeyerte Stadt einen Bund des Friedens zu schließen und sie zu verherrlichen schienen. Es war ein schöner stiller Morgen, der die herrliche große Landschaft erleuchtete. Ein weißer Nebel war über die im Thale ruhende Stadt hingegossen, als hätte hier die Natur ein Heiligthum mit einem weichen Flore zugedeckt. Die Braut hinter dem Schleyer ist freylich nicht so mangelfrey, als sie in

der Verhüllung scheint. Alles ist in Florenz gut, nur die Luft nicht. Das empfand *** sehr bald. Das süße Gesundheitsgefühl verließ sie. Der, von der Ferne her so weiß und leicht um die Florentinischen Kuppeln flatternde, Nebel drückte die franken Nerven der guten Leidenden zu schwer. Nach acht Tagen verließen wir Florenz und zogen nach Rom. Der Weg hierher ist ziemlich öde, und gleichwohl reich an interessanten Gegenständen der Natur und Mordgeschichte aus der Menschenwelt. In Florenz verlebten wir, die Kränklichkeit der *** ausgenommen, angenehme Tage. Man erwartete um diese Zeit gerade die Ankunft des nach Paris reisenden Papstes. Die Herren brachten die Absicht und die Folgen dieser Reise in Ordnung, und die Damen ihre Hauben und Federn, um dem hohen Pontifer mit einer rechtlich geschmückten Andacht ins heilige Angesicht zu schauen und seinen Segen, wie in ein sauberes Gefäß, aufzufangen. Daran thaten sie nicht übel. Wir begegneten dem heiligen Vater auf einer Anhöhe bey Aquapendente. Er fuhr dicht an unserm Wagen, der ehrerbietig still hielt, vorüber, neigte sich gegen uns aus dem Wagen und ertheilte uns sehr freundlich seinen Segen, den wir als ein päpstliches Kompliment recht herzlich aufnahmen, den unser Beturino aber zu funfzig Zechinen an Werthe schätzte, für die, wie er versicherte, er diesen Augenblick nicht hingeben möchte. Wir ehrten dieß

Gefühl in dem ehrlichen Florentiner, in dessen schlichtem Charakter sich überhaupt die Humanität seiner Nation ausdrückte. Zu ihrem Herzen, welches ein so würdiges Heiligthum der stillen Humanität ist, möge noch eine ehrwürdige Stiftung der Toskanischen Hauptstadt sprechen. Als im Jahr 1200 die Pest die Stadt Florenz verwüstete, so pflegten die Unglücklichen, die von der Seuche angesteckt waren, ein weißes Tuch aus dem Fenster zu hängen, zur Warnung, daß sich ihnen Niemand nähern möchte. Die edleren Bürger der Stadt schmerzte es, jene Unglücklichen so der Verlassenheit Preis zu geben. Sie schlossen einen Bund unter einander, einen Bund der Rettung und Hülfe. Dieser Bund besteht noch. Jedes Mitglied dieser ehrwürdigen Gesellschaft würde sich zur brandmarkenden Schande rechnen, diesen Bund zu verlassen. Die Gesellschaft hat eine Kasse zusammengebracht; aus dieser erhält jeder Verunglückte die Hülfe, die sein Zustand fordert. Es tönt eine dumpfe, Hülfe rufende Glocke. Diese kündigt einen Unglücklichen an. Wenn sie einmal schallt, so ist das ein Zeichen eines Unglücklichen, der durch einen Zufall plötzlich in eine traurige Lage versetzt wurde. Ein zweymaliger Schlag kündigt einen Kranken, und ein drehmaliger Glockenruf einen Sterbenden an. Auf den Schall der Glocke eilt jedes Mitglied, schwarz gekleidet und unerkannt, zur Stelle wo die Glocke tönte, und holt Nachricht ein von

dem Unglücklichen oder Kranken u. s. w. Hat Jemand etwa auf der Landstraße ein Bein gebrochen, so wird er von einigen Mitgliedern der Gesellschaft, wenn er arm ist, in das Hospital getragen und dort mit allen Bedürfnissen versorgt. Ist er nicht so dürftig, so bringt ihn die Gesellschaft in den Schooß seiner Familie und verpflegt ihn dort. Zu dieser Gesellschaft gehörten die ehemaligen Großherzoge selbst, die Minister und die Vornehmsten der Stadt. Wir selbst sahen einen Verunglückten oder Kranken von diesen schwarzverhüllten Menschenfreunden durch die Straßen getragen werden. Wo ist in Europa eine ähnliche Gesellschaft? Wahrlich die Netrurier sind ein reelles Völkchen! Die Regierung des Landes möge ja nur sich selbst regieren, damit sie nichts verderbe. Wie stechen gegen Toskana die übrigen italienischen Staaten, das heilige Kirchenland, der ehemalige venetianische Staat und die cisalpinische sogenannte Republik ab! Lumpengesindel und scheußliche Bettelgestalten begegnen dem Wanderer durch Italien überall. Niederträchtigkeit und Sittenlosigkeit. Die vor einem hölzernen Kreuz mit andächtiger Kniebeugung vorübergehen, unternehmen mit größter Leichtigkeit Mordthaten, vor denen das menschliche Herz schaudert. Doch weg mit empörenden Scenen! Ich komme zu unserer Wallfahrt zurück. Diese ging durch Pestgerüche und frische Spuren von Erdbeben. Ein kleines Städtchen, Stagia,

war die Nacht vorher, ehe wir durchfuhren, von ziemlich starken Erdstößen so erschüttert worden, daß mehrere Häuser und Thürme Risse bekommen hatten und eingestürzt waren. Wäre die Frau von *** nicht kränzlich gewesen, so hätten wir gerade in derselben Nacht unsere Ruhe in Stagia genommen. Alles ist wozu gut. So ging unsere Reise glücklich über diesen erschütterten Boden, wo vielleicht noch jetzt ein heimliches Feuer brennt. Eine lange Strecke von siebzehn italienischen Meilen fuhren wir durch eine giftige Luft, die uns alle krank machte. Die Gegend ist auch so öde, daß auf viele Meilen weit man höchstens ein leeres Haus sieht. Im Sommer ist diese Luft so gefährlich, daß kein Wesen darin athmen kann; so, daß der Pabst Pius der sechste eine ganze kleine Stadt, Lorenza, einreißen und fern auf einem Hügel wieder aufbauen ließ. Die neue Stadt heißt Lorenzina. Wir übernachteten daselbst, halb in Schmutz begraben. Wie von fern schauerte furchtsam der Tag durch die schmutzigen Fenster. Die Reise des Pabstes machte, daß wir in schlechten Wirthshäusern vorlieb nehmen mußten. Auf diesem Wege besuchten wir eine warme Schwefelquelle. Diese Quelle giebt durch einen Niederschlag von Schwefel und Gips eine Masse, welche die Italiener Tartarus nennen. Von diesem Tartarus werden sehr schöne Abdrücke und Basreliefs gemacht. Unser Zug dahin war sehr romantisch. Die Frau von

*** ritt einen kleinen Esel, von dem es nicht möglich war herunter zu fallen. Hinter ihm ging der Treiber, der mit allerhand Tönen und Stößen das Thier zum raschen Fortschritt aufmunterte. Aber wie ein ächter Philosoph kümmerte sich das Thier um die Töne, die hinter ihm donnerten und zuweilen einschlugen, gar nicht. Überhaupt schien es von der Furcht weniger, als seine Reuterin, zu wissen. Ich ritt ein kleines Pferd, welches durch seinen raschen Fortschritt den philosophischen Esel zuweilen mehr als sein Führer in Thätigkeit setzte. Schon schimmerte fern der Schwefelquell, der einen Wasserfall über eine Felsenwand bildet. Aus einem silbernen Becken von kristallisirtem Tartarus rauschte er in das andere hinab und ergoß sich in den, am Fuße der Hügel hinrieselnden, Strom. Am folgenden Morgen setzten wir unsere Reise weiter fort, durch viele Hügelgegenden, zwischen warmen und kalten Seen, die eine giftige Luft aushauchten. So erreichten wir das eben so öde Feld vor Rom, dem es an arbeitenden Händen fehlt. Vor uns lag nun die tausendjährige Stadt, welche ehemals der Welt harte Gesetze gab, und jetzt ein Sitz der Schwäche und des Elendes ist. Links sahen wir Tivoli, das alte Tibur. Triumphend lag es auf seiner Anhöhe. Ich glaubte von fern seine leuchtenden Wasserfälle zu sehen, die wie silberne Bänder am Haupte einer Fürstenbraut zu flattern schienen. Ein glänzendes Wolkenge-

mälde schwebte darüber, wie eine tausendfach
 blinkende Krone. Wir erreichten Rom, die großen
 Trümmer der alten untergegangenen Welt. Ja
 man sieht noch jetzt, daß hier der Thron der Welt
 gestanden hat. Gesehen haben wir bisher nur
 wenig. Davon ein andermal. Ich bin — —

T—e.

(Die Fortsetzung folgt.)

E h r e n b e z e u g u n g .

Daß Herr Hofrath und Professor Schlözer zu
 Göttingen von Sr. Majestät dem Kaiser den Wla-
 dimirorden 4. Klasse erhalten habe, ist aus öffent-
 lichen Blättern bekannt. Der anderweitigen, noch
 ehrenvolleren, Distinktion, welche dem, um die
 ganze nordische und vornehmlich um die ältere
 russische Geschichte, so sehr verdienten, großen Hi-
 storiker, von Rußland aus, widerfahren ist, er-
 wähnt erst neuerlich die Hallische Allgem. Lit. Zei-
 tung. (Intel. Bl. 1805. No. 117.) Eine Nach-
 richt davon wird daher gewiß auch unsern Lesern
 willkommen seyn. Sie dient zum Beweise, wie
 sehr sowohl unser geliebte Monarch, als die Seinem
 erhabenen Beyspiele folgenden Großen des Reichs,
 den Werth hoher wissenschaftlicher Verdienste zu
 schätzen wissen, und daß sie diesen auch bey Aus-
 ländern volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. —
 Herr Hofrath Schlözer sandte den ersten Band von
 seinem Nestor, durch unsern damaligen Gesand-

ten zu Berlin, Herrn B. v. Krüdener, nach St. Petersburg ein. Durch einen Zufall war das für Se. Kaiserl. Majestät bestimmte prächtig gebundene Dedikationsexemplar verloren gegangen. Der Kommerzminister, Graf Romanzoff, welcher erfuhr, daß der Monarch dieses Buch noch nicht erhalten habe, gab sein, nur broschirtes gewöhnliches, Exemplar dem Staatssekretair Herrn v. Engel, welcher es dem Kaiser vorlegte. Sogleich erhielt Herr Schlözer nicht nur unterm 14. May 1803 ein überaus gnädiges Handschreiben und einen Ring von hohem Werth von Sr. Majestät, sondern auch unterm 22. Sept. desselben Jahres den erwähnten Orden. Im May des folgenden Jahres ward ihm der russische Erbadel durch ein eignes Diplom ertheilt. Die Kanzeleygebühren, nebst den Kosten des Einbandes in Goldstoff, des in einer angehängten großen silbernen und vergoldeten Kapsel befindlichen Reichsriegels, der auf allen sechs Seiten angebrachten Miniaturgemälde u. s. w., welche zusammen 360 Rubel betragen hatten, waren auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers aus dem Kabinet bezahlt worden, wie dem Herrn v. Schlözer von dem Senateur, Herrn v. Kosodawlew, dabey angezeigt wurde. Der letztere hatte selbst das Wapen, welches nachher von Sr. Majestät confirmirt und dem Adelsdiplom einverleibt ward, erfunden und blasonirt. In diesem ist ein Wladimirskreuz, als die erste Veranlassung zur Ertheilung des

Adels; eine Adelskrone; ein Adlersflügel, also ein Stück aus dem Kaiserlichen Wapen, als eine sehr hohe Ehrenbezeugung; ein Mönch in russischem Kostum, mit einem aufgeschlagenen Buche und der Aufschrift: Nestor, als eine Anspielung auf die Bearbeitung der ältesten russischen Geschichte; gegenüber Sterne im schwarzen Felde, um anzudeuten, daß Herr v. Schlözer Licht über den ganzen dunklen Nestor verbreitet habe; unter dem Wapen als Inschrift in russischer Sprache die Stelle aus dem Psalm: „ich denke der alten Zeit.“ In dem Adelsbrief ist zur Ursache angegeben, daß Se. Majestät allerhöchst ihre „Aufmerksamkeit auf die ausgezeichneten Verdienste und geleisteten Arbeiten im Fache der russischen Geschichte des Hofr. und Prof. Schlözer zu Göttingen gerichtet, deshalb ihm nicht allein den Vladimirorden ertheilt, sondern auch dem dirigirenden Senat befohlen haben, ihm eine Urkunde auf die adeliche Würde des russischen Reichs für ihn und seine Nachkommenschaft in absteigender Linie auszufertigen,“ welche vom Monarchen eigenhändig unterzeichnet worden ist.

Sume superbiam quaesitam meritis!

Ungerechte Klage.

Bav klagt, er kann
 Mit seiner Frau nicht leben.
 Der unverständ'ge Mann,
 Er muß die Schuld sich selber geben.
 Ein jeder von uns andern kann
 So ganz gemächlich mit ihr leben.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 34. Mitau, den 21. August 1805.

Ingenii redeunt fructus, aliique labores,
Et vitae pars nulla perit.

Claudianus.

Literatur.

Polyhymnia. Der vaterländischen Singbühne gewidmet von J. C. Kaffka. Riga und Leipzig, im Verlage der nordischen Kommissionshandlung, 1805. Erstes Bändchen: enthaltend 1. das Reich der Unmöglichkeiten. 2. Die junge Indianerin. X. 109 und 118 S. Zweytes Bändchen: enthaltend 1. Ignez del Monte, oder Trennung und Wiedersehen. 2. Die Ehestandskandidaten. 134 und 114 S. 8. Auch jedes Singspiel einzeln mit einem besondern Titelblatt.

Diese Singspiele waren für Rec. in mancher Hinsicht eine erfreuliche Erscheinung. Geistesprodukte der Art sind bey uns noch selten und verdienen schon deswegen eine Auszeichnung. Dichterverke, so wegwerfend auch noch hier und da von geistlosen Menschen darüber geurtheilt werden mag, verdienen ja überhaupt einen höhern Platz

und setzen ganz andere Talente voraus, als die Machwerke des gelehrten Handwerksfleißes. Diese Gedichte insbesondere rühren von einem Manne her, dessen Beruf als Schauspieler gerade kein anderer zu seyn scheint, als in und für Poesie zu leben. Denn dieses gestattet selbst das gemeine Wesen dem Schauspieler, da hingegen mancher andere Staatsbürger für diesen Versuch so schwer büßen muß. Auch wird es dem Schauspieler, der zugleich Dichter ist, unendlich leichter, theatralische Wirkung hervorzubringen, wenn im Gegentheil der Dichter, welcher nicht Schauspieler ist, erst durch mühsames Studium und manche unangenehme Erfahrung sich jene Kenntnisse erwerben muß. So gegründet dieß alles erscheint, so macht doch Herr Raffka nur eine von den wenigen rühmlichen Ausnahmen. Denn wer weiß es nicht, daß viele seiner Standesbrüder nicht einmal eine Ahnung haben, von dem was sie selbst seyn sollen, geschweige denn, daß sie zur Hervorbringung unabhängiger Kunstwerke Beruf in sich fühlen möchten. — Eine willkommene Erscheinung müssen diese Singspiele auch deswegen seyn, weil in dieser Gattung überhaupt weniger gearbeitet wird, als wohl zu wünschen wäre, und weil eben daher an solchen Stücken wirklicher Mangel ist. Letzteres wird unter andern noch vor kurzem durch eine Anzeige im Freymüthigen bestätigt, welche den Mangel an neuen Opern, bey den vielen geschickten Komponisten in Wien,

dem Mangel an Texten allein zuschreibt. Herrn Kaffka's Bemühung, diesem Bedürfniß abzuhelpfen, ist daher verdienstlich. Warum aber in dieser Gattung so wenige arbeiten? Die Antwort ist leicht: weil der Dichter überhaupt wenige sind, und die Anzahl derer, die alle zu dieser Arbeit erforderlichen musikalischen und anderweitigen Kenntnisse besitzen, noch geringer ist. Wir wollen hier nicht die Theorie des Singspiels entwickeln, aber wir dürfen sagen, daß es zu den schwersten und höchsten Aufgaben der Poesie zu rechnen ist.

Ob diese Singspiele auch für die Kunst eine wichtige Erscheinung seyen? — Diese Frage zu beantworten, wäre das Geschäft einer sorgfältigen Kritik. Da letztere indeß hier nicht ins Einzelne gehen, nicht Beweise, nur Resultate, geben dürfte, so glauben wir unser Richteramt, beydes, streng und schonend genug zu verwalten, wenn wir den Gesichtspunkt, aus welchem Herr Kaffka diese Singspiele beurtheilt wissen will, wörtlich hersehen; mit dem Unterschiede jedoch, daß wir auf die übrigen ausdehnen, was dort nur über das erste gesagt wird. (Vorbericht S. IX.) „Großen dichterischen Werth haben diese Singspiele nicht und sollen ihn auch nicht haben (?!!) aber theatralischen Effekt wird man ihnen nicht absprechen können. Meines Erachtens verlangt der musikalische Ausdruck überhaupt die bloße reine Sprache der

Empfindung, so schlicht und gedrängt als möglich, der er durch seine Begleitung erst Schmuck und Zierde giebt. Komische Einfälle, die in der vorüberfliegenden Bewegung des Takts auf das Zwergfell wirken sollen, bedürfen keiner brillantirten Einfassung, keiner gekünstelten oder krüppelhaft metrischen Facon.“ — Dieß ist das Ziel das sich Herr Kaffka vorgesteckt, und wir bezeugen, daß er es erreicht hat.

Das Reich der Unmöglichkeiten, kommt der Idee des Singspiels, nach welcher es ein leicht ausgesponnenes Märchen, ein poetischer Traum seyn soll, am nächsten. Die Naturscenen in den ersten Auftritten und die leichtfertigen komischen im neunten, sind Herrn Kaffka vorzüglich gelungen. Die letzten Auftritte dieses Akts, wo der ränkevolle Minister sich im Schauspiel verräth, erinnern an Hamlet. Die junge Indianerin entspricht Livisilla's Forderung: der Lustigmacher muß hinein, sonst sind es dumme Sachen! (Das Reich der Unmöglichkeiten 1. Aufz. 14. Auftr.) Auch hier wird man an bekannte Operetten erinnert. Der Dichter soll immer neu seyn; er kann es so leicht, da sein Gebiet unendlich ist. In *Ignes del Monte* giebt besonders die Verkleidung des Fazio zu komischen Auftritten Anlaß. Als Proben, wie der Versbau natürlich und für die Komposition geeignet ist, könnten wir, wenn es der

Raum erlaubte, mehrere Arien und Finales einrücken. Nur gleich den Anfang der Indianerin:

C h o r.

Welch ein schöner heitrer Morgen!
Zauber gießt er in das Herz;
Weicht ihr Grillen, weicht ihr Sorgen?
Alles athmet Lust und Scherz!

E i n e G ä r t n e r i n.

Balsamschwang're Blüthendüfte,
Füllen die bewohnten Lüfte,
Und verjüngt prangt die Natur.

E i n e a n d e r e.

Seht die Rosen, die Jasminen,
Wie sie duften, wie sie grünen,
Neubekleidet ist die Flur!

C h o r.

Auf genießt den schönen Morgen &c.

Das vierte und letzte Stück, die Ehestands-
Kandidaten, ist nach Baczkó's Singschule ge-
arbeitet, und ebenfalls komisch genug. Die Leicht-
fertigkeit, mit der Herr Kaffka geschrieben hat, ist
nicht bloß in der Anlage des Ganzen und im Ver-
bau, sondern auch in der Sprache sichtbar. Man
sieht, es ist ihm ein Spielwerk gewesen. Ein
Spiel soll es freylich seyn, aber ein poetisches.
Was wir damit meynen, läßt sich aus Novalis's
Schriften ersehen, die über das Märchen viel
Neues und Wahres, und überhaupt einen reichen,
bisher wenig benutzten, Schatz von originellen

Ideen enthalten. Zum Schluß empfehlen wir diese Singspiele als eine Lektüre zum angenehmen Zeitvertreib.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

Über eine neue geschmackvolle Anlage in
Kurland.

(E i n B r i e f.)

Memten, den 20. Julius.

Wie wohl thut es mir, theuerster Freund, nachdem die rauhe Witterung meinen Körper so lange ins enge Zimmer, und meinen Geist in die Bücher- und Notenwelt zurückdrängte, — wie wohl thut es mir, mich wieder freyer auszudehnen, im warmen Elemente der Luft und des Wassers zu baden, mit der ganzen lebendigen Natur zusammenzufließen, mit ihr ein Leib und eine Seele zu seyn! Wenn die langen Winternächte mein leibliches und geistiges Auge schwächten; wenn der starrende Frost, der schneidende Nordwind die gröbern und feinern Säfte meiner Organisation stocken machte, und mit Licht und Wärme auch Leben und Thätigkeit verschwunden schien; — dann schwur ich, dem ersten wärmenden Strahl der Frühlingssonne, bey dem ersten Gesang der wieder-gekehrten Lerchen, ein brünstiges Dankopfer darzubringen, und jeden schönen Frühlings- und Sommertag wie ein heiliges Fest zu feyern.

Ich habe meinen Schwur gehalten. Mein fühlendes Herz schlägt warm an dem wieder erwärmten Busen der Natur. Meine lebendige Phantasie schwelgt in ihren neuaufgeblühten Reizen, und nur mein unzertrennlicher Freund, Homer, darf mich in das Heiligthum meiner Liebe begleiten. Mit welcher Innigkeit umfasse ich meine Geliebte, die mich umgebende Natur, denn, Du mußt wissen, sie ist nicht etwa ein plumpeß Landmädchen, das durch grobe Manier wohl eben so sehr zurückstößt, als es durch rothe volle Wangen anzieht. Nein, sie gleicht einer Schönen von Geist und Geschmack, die durch den Zauber der Kunst ihre Schönheit zu erhöhen und natürliche Mängel so geschickt zu verstecken weiß, daß die geschäftige Einbildungskraft neue verborgene Reize ahndet und zu enthüllen strebt.

Sieh doch, wie jede Liebe zum Dichter macht! Fast wär' ich, gegen alle Regeln des reinen Briefstils, aus prosaischer Poesie in die poetische verfallen. Also die Phantasie fein gezügelt! damit ich nicht bey meinem verständigen Freunde in den Verdacht eines Schwärmers komme. — Doch was kümmerte mich's? Liebenswürdige Schwärmer, das sind ja wohl alle gewesen, deren die Geschichte der Moral und Offenbarung mit Ehrfurcht erwähnt.

Ich bin nun einmal außer mir, und Du darfst dich daher nicht wundern, wenn ich in Ekstase

und von dem schreibe, was eben außer mir ist. Und das ist — eine Kunstanlage, in einer Gegend, wo die Natur der Nachhülfe der Kunst so sehr bedurfte, und doch fast ganz von ihr verlassen war.

Das Außere ist Abdruck des Innern. Dieser Grundsatz liegt nicht nur dem Wernerschen Steinsystem, der Gallschen Schedellehre und Lavaterschen Physiognomie der Menschengesichter, sondern auch der Physiognomie der Gegenden zum Grunde. Von jenem Grundsatz werden wir nicht allein bey gesellschaftlichen Zusammenkünften in unserm Urtheil über unbekannte Menschen, bewußt oder unbewußt, geleitet, sondern auch auf Reisen in unserm Urtheil über Städte und Länder. Findet der Reisende die höchsten Gipfel eines Berges neben der Stadt angebaut, so schreibt er Abends in sein Tagebuch: die Einwohner sind von bewundernswürdigem Fleiße beseelt. Sind die Straßen schlecht gepflastert und schmutzig, so setzt er: die Regierung ist nachlässig und wenig Gemeingeist herrscht unter den Bürgern. Führt der Reisende durch keine Sümpfe und Moräste, sondern durch fette Kornfelder und Gärten, so bemerkt er: die Einwohner lieben Ackerbau und Viehzucht. Liest er über mehreren Thüren die Aufschrift: Buchhandlung oder Buchdruckerey, so schreibt er: die Einwohner lieben und befördern die Wissenschaften. Findet er endlich, daß selbst auf dem Lande sich

hier und da schöne Gebäude erheben, geschmackvolle Anlagen hervortreten, so meldet er: die Einwohner haben sich über den gemeinen Standpunkt der Nützlichkeit erhoben, Ackerbau und nützliche Gewerbe blüheten längst und gaben den Menschen Zeit und Mittel, nun auch den schönen, Geist und Herz erhebenden und veredelnden, Künsten zu huldigen. Sie opfern nicht mehr der Ceres, dem Merkur und Mars allein, sondern auch der Athene, dem Apoll und den Musen, und selbst dem höchsten Zeus. Alle diese Götter werden in die ihnen erbauten Tempel niedersteigen und unter den Menschen wohnen.

Den Göttern Tempel erbauen — diesem heiligen Geschäfte wird, wie mich dünkt, nicht all' die Achtung und Dankbarkeit gezollt, die ihm gebührt. Das größte philosophische oder dichterische Genie, nach Kamtschatka versetzt, ohne Ausbildung, oder auch mit derselben, was wird es hervorbringen? Werden nicht auch in Kamtschatka Genies geboren? Aber der Geist bildet sich nach den Eindrücken, die er von außen erhält, und durch dieselben. Und so werde ich von der entgegengesetzten Seite wieder auf den Satz geleitet: Inneres und Außeres entsprechen sich jederzeit. Daher verehere ich den Urheber einer Kunstanlage eben so sehr, als den Dichter, der den schönen harmonischen Geist, der ihm daraus anwehte, in seinen Liedern aussprach. Daher ist mir der

Stifter und Urheber eines Theaters, einer Galerie, eines Orchesters, einer Akademie — wenn anders, wie den liebenswürdigen Fasch, Kunstliebe und Kunstsinne ihn beseelte — als Erbauer eines Tempels, eben so achtungswerth, als der Künstler, der in dieser Stiftung und durch sie sein Talent entwickelte und unsterbliche Werke schuf. Gewissermaßen ist jener Stifter noch höher zu achten, denn ihm gehört alles, was aus seiner Stiftung hervorgeht. — Schrieb der deutsche Fleiß Geschichten und Register von dem geringsten Zweig, den der Baum der Wissenschaft und Kunst hervorgetrieben hat, um sich diesen Lorbeerzweig — eine Geschichte solcher Stiftungen und Beförderungen — von andern Nationen aus den Händen winden zu lassen? —

Doch siehe! nun werde ich gar didaktisch, was nicht allein der Geschmack, sondern selbst die Weltflugheit einem Briefsteller verbietet. Ob ich nun gleich, mein Bester, Dir gegenüber, alle Fesseln des Geschmacks und der Weltflugheit abschüttele, und, ein reiner Naturmensch, mich gebärde, wie meinen Gliedern es recht ist; so will ich doch von nun an mich eines historischen oder vielmehr beschreibenden Stols befleißigen, um — rein heraus gesagt — ans Ende zu kommen, und die Nachrede der Vorrede nicht schuldig zu bleiben. Denn siehe! mich ärgert's, mir Dich, indem ich an Dich schreibe, da noch so recht zu vergegenwärtigen,

und Dich doch nicht hier zu haben, damit wir zusammen plaudern und schweigen, umherschweifen und uns hinlagern, wachen und dämmern könnten, wie's dem Herzchen gelüstete. Doch nein! was nicht ist, noch seyn kann, das will ich mir denken und dichten, schöner dichten, als wenns wirklich wäre. Daran soll mich die ganze Welt nicht hindern.

Durch Einbildung wird leicht der fernesten Wünsche Ziel erreicht.

Demnach bilde ich mir ein: Du kömmt zu mir, und hast unterwegs nichts erblickt, als einzelne, elende hölzerne Hütten, niedrige altväterische Wohugebäude, mit unverhältnißmäßig hohen Dächern, Zeichen des noch vor kurzem viel rauheren Klima's, kein deutsches Dorf, das, von Gärten und Obstbäumen bekränzt, schon dadurch das Ansehen einer lieblichen Kunstanlage gewinnt —; so wird Dir schon von fern, (auf einer Anhöhe worüber die Straße führt) das neue Remtische Haus höchst angenehm in die Augen fallen. Bald nimmt eine freundliche Birkenallee, die in den Hof führt, Dich auf. Hier werden Deine Blicke auf der dem Hofe zugekehrten Facade des neuen Gebäudes, mit Vergnügen ruhen. *) Beym ersten Blick freylich wirst Du Dir sagen, daß es kein Pal-

*) Der Plan, den man genau befolgte, war von Herrn Gilly entworfen, dem talentvollen, leider zu früh verstorbenen, Sohn, des auch als Schriftsteller bekannten Architekten dieses Namens in Berlin.

last ist, wie man deren so viele in großen Städten gleichgültig vorübergeht, noch auch ein italienisches Landhaus, wie deren in unser nördliches Klima hin und wieder einige verwiesen zu seyn scheinen. Diese, machen sie gleich keine Elegien, wie Dvid, und sterben sie im Winter nicht ab, wie Citronenbäume, so machen sie doch dieselben mitleidigen Gefühle in uns rege. Nichts von alledem! Ein freundliches kurisches Landhaus wirst Du erblicken, das, statt Dich mit dem Klima unzufrieden zu machen, Dich mit demselben versöhnt, indem es Dir zeigt, daß die schönere Baukunst auch bey uns einheimisch werden könne. Hättest Du von Außen die Zweckmäßigkeit und Ordnung der Theile, den schönen Eindruck des Ganzen bewundert und empfunden; so würde Dich, der Du selbst Hausherr bist, der edle Besitzer *) auch mit der zweckmäßigen und bequemen Einrichtung des Innern bekannt machen, wo Dich die überall beabsichtigte, und durch manche neue Erfindung erreichte, Dauerhaftigkeit bald überzeugen müßte, daß es nicht ein leicht hingezaubertes Feenschloß sey, sondern ein Bau für Kinder und späte Enkel. Nur das obere Stockwerk ist bis jetzt bewohnbar, die schöne mittlere Etage ist im Innern noch nicht vollendet. (Der Beschluß folgt.)

*) Carl Graf von Medem, der auch Alt-Aug, seinen gewöhnlichen Aufenthalt, mit einer Anlage ziert.

Die Zweifel.

Oft schwebt in stürmischer Winternacht
 Mir vor eine Schreckensgestalt;
 Ich seh' sie nicht deutlich, doch fühl' ich die Macht,
 Mit der sie mich gräßlich umwallt.
 Will sie mein Auge umfassen, erspäh'n,
 So schiebt sie den schauenden Blick,
 Doch kehrt in des Sturmes lautbrausendem Weh'n
 Die Schreckliche wieder zurück;
 Nur bey der Sterne dämmerndem Licht
 Erscheinet mir nimmer das Schreckensgesicht.

Entfällt im Herbst der Blüthenschmuck
 Und welket das grünende Laub,
 Wird, wo im Frühling die Nachtigal schlug,
 Der Halm, der sie wiegte, zu Staub:
 Dann denk' ich der Muse verhallendes Lied,
 Der Blumen verwelkende Pracht, —
 Ach, nur gar zu bald ist dein Leben verblüht,
 Verhallt in der ewigen Nacht!
 Doch, weist die Vernunft auf den Frühling mich hin,
 Erheitert sich hoffend mein traurender Sinn.

Auch wenn ich einsam auf Gräbern geh'
 Dringt zu mir ein ängstlicher Ruf:
 Daß, gleich dem Staube auf dem ich steh'
 Zum Staub' das Verhängniß mich schuf;
 Und wehe — erschallt es rings um mich herum —
 Hier schwindet dein Daseyn hinab,
 Und still, wie die Gräber so süßlos und stumm,
 Sinkt deine Seele ins Grab.
 Doch, tönt in der Ferne ein Kirchengesang,
 Verhallt der ängstenden Stimme Klang.

Ach! Zweifel nur der Unsterblichkeit
 Erweckte die Schreckensgestalt;
 Der Flügelschlag nur der zerstörenden Zeit,
 Der schwingend auf Gräbern verhallt,
 Das ist der Ruf, der mich ängstet und quält!
 Er spricht aus dem fallenden Laub,
 Ihn hat mir die welkende Blüthe erzählt,
 Ihn nannte der schwindende Staub.
 Was aber mich tröstet, wer hat es genannt?
 Was hat mir die Schrecken der Zweifel gebannt?

O! Natur, Vernunft und Glaube
 Sprechen tröstend mir ins Herz,
 Heben meinen Blick vom Staube
 Still und hoffend himmelwärts.

v. Schlippenbach.

Über das Landleben der Städter.

Das enge Bensammenleben der Menschen in den Städten, tilgt die mannichfaltigen Unterschiede in der menschlichen Natur aus, verwischt das Absteckende, Auffallende und Eigenthümliche, und macht alles einander gleich; bloß kräftige Naturen entgehen diesem gleichmachenden Schicksale, bloß diese tragen ihr Charakteristisches durch die Anfälle des Eigennutzes, der Konvenienz und der Sitte unverfehrt hindurch, und erheben sich groß und hehr aus den Trümmern, unter denen alles Hohe und Edle begraben wird. Das beständige Leben in den Städten ist daher für den Menschen sehr nachtheilig; das Gefühl für ächte reine Tugend

und Unschuld wird abgestumpft, das einförmige Gewerbe, das Jeder treibt, macht ihn einseitig in Sitte und Denkart; die nämlichen Menschen, mit den nämlichen Gesinnungen, seyen sie so fern her als sie wollen, stecken ihn an, und prägen ihn in kurzem in derselben Form aus, welche die allgemein gewöhnliche Modiform ist. Durch diese Einförmigkeit in der Sitte und Denkart, in der Handlungsweise und in der Beschäftigung, verliert der Geist die Lust, den Muth und die Kraft zum höhern Aufstreben, er läßt ermattet die Flügel sinken, weil, wenn der Mensch sich erhöbe, wenn er seine eigenthümliche Natur blicken ließe, man ihn auslachen würde, er beugt sich daher vor Sitte und Mode, und wird vor der Zeit alt. Das Städteleben altert Geist und Körper früher, als es der Natur der Dinge nach seyn sollte. Diesem Unglück kann der Städtebewohner bloß dadurch vorbeugen, daß er sich öfters einige Zeit auf das Land rettet. Hier spricht ihn die Natur mit ihren mannichfaltigen Reizen und mit ihren bezaubernden Schönheiten an, sie weckt und regt seinen Geist nicht allein zur Thätigkeit auf, sondern flößt ihm auch Kraft und Muth ein; er wird belebt und gestärkt. Der Mensch erlangt Empfänglichkeit für allerley Eindrücke, indem ihn alles, was um ihn ist, mit einem leichten, naturgemäßen Wohlgefallen anspricht; seine Sinne werden offener und reizbarer, seine Einbildungskraft wird empfänglicher, kräftiger und feuriger, sein Verstand thätiger und sein Herz vertrauensvoller. Der Kontrast zwischen der Stadt und dem Lande erregt in ihm eine süße Wehmuth; er gelobt sich feyerlich, fest an der Tugend, treu an der Gerechtigkeit zu hängen; er verspricht es sich im Stillen, stets in der Ausbildung seiner Kräfte fortzuschreiten, nie still zu stehen, sondern

den Weg nach dem Unendlichen kühn und muthig fortzuzwandern. Die Veränderungen in der Natur, der Wechsel der Tageszeit, die Stille in der Nacht, die Thätigkeit bey Tage, das Wachsen und Reifen, das Entstehen und Vergehen, die mannichfaltigen Erscheinungen am Himmel und auf der Erde, alles erweitert sein Herz, erhebt seinen Geist, flößt ihm große und edle Gesinnungen ein; alles Unreine, alles Sündige weicht vor dem Anblicke einer stillen Sternennacht zurück, wo der Beschauer sich im Unermeßlichen des Weltalls verliert; alles Uedle verschwindet, wenn ihn der Gedanke an den Herrn der Welt ergreift, der alles, was ist, was war und was seyn wird, leitet; jede widerrechtliche Aufwallung verstummt vor dem schuldlosen Thun und Treiben der Kinder der Natur, und kein Gedanke an Rache, an Feindschaft, steigt im Gemirthe des Menschen, bey dem Anblicke des unschuldigen Lebens auf, welches das Thier und der Mensch um ihn her führt. Solche Gegenstände und solche Genüsse verjüngen und veredeln den Menschen, und im Herbst feiert er mit Kraft, Gesundheit, reiner Liebe für das Gute, Hochachtung gegen die Menschheit und die Tugend, und mit einem Herzen voll Ehrfurcht und Anbetung vor dem Herrn des Weltalls in die Stadt zurück.

An die heutigen Schönen.

Wohl Euch, daß wir nicht mehr, als was wir sollen,
sehen!

Die Liebe treibt mit uns, so wie die Mode, Scherz;
Läßt diese gleich Euch nackt vor unsern Augen gehen,
Verhüllt uns jene doch sorgfältig — Euer Herz.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 35. Mitau, den 28. August 1805.

Retum natura est, ut quidquid ab altero cognoscitur, asperius
et majus habeatur.

S y m m a c h u s.

A l e x a n d e r.

(zum 30. August.)

War Alexander nicht einst ein hochgepriesener Name,
Der in Gracia laut, laut am Hydaspes erscholl?
Doch ihm bebten voll Furcht die jagenden Völker der
Erde,

Und von Schrecken betäubt sanken sie nieder in Staub.
Alexander ist uns der Name der freundlichsten
Gottheit,

Welche mit segnendem Blick glückliche Völker beschützt.

Literatur.

Parallelen, Bemerkungen und Phantasien. Auf einer im Jahr 1804 unternommenen Reise niedergeschrieben von Anton Zailonow. Zum Theil aus dem Russischen übersetzt. Ruthenien (Riga, im Verlage der nordischen Kommissionshandlung), 1805, 311 S. 8.

„Zum Theil aus dem Russischen“? Warum die Maske, wo sie nicht nöthig war? Der Verfasser, ein Deutscher, ist bekannt, und wäre er's auch nicht, so enthält sein Buch ja weder gefürchtete noch geächtete Wahrheiten. Der Leser findet darin zwar keine wichtige und neue, nichts desto weniger aber manche sehr treffende Bemerkungen und hier und da einen Einfall, der recht witzig ist. Planmäßige Ordnung und ausführliche Schilderungen darf er, schon dem Titel nach, nicht erwarten.

„Der Verfasser“, so heißt es in dem Vorbericht „ein junger Russe, der von deutschen, vorzüglich preussischen, Hofmeistern erzogen war, machte seinen ersten Auszug ins Ausland voll der glühendsten Erwartungen.“ Daran that er, unsers Erachtens, nicht recht, wenn er kein ganz unerfahrener Jüngling mehr war. „Er hoffte“ wie wir weiter lesen „daß alles in der Wirklichkeit zu finden, was ihm seine Lehrer in Ansehung der vollkommensten Staatsverfassung, des höchsten Grades der Kultur und überhaupt einer edleren und schönern Existenz in der bürgerlichen Welt vorgespiegelt hatten u.“

— Du lieber Gott! wenn die preussischen Hofmeister unsers Verfassers ihr Vaterland für ein Eldorado hielten; so theilten sie diese Empfindung ja so gut mit ihm, als mit dem Herrscher von Ithaka, homerischen Andenkens. Aus diesem Anfang des Buchs wird man übrigens auf den eigentlichen Zweck desselben nicht fehlschließen, der kein anderer

ist, als: die Sitten und den Charakter der Einwohner, so wie die Verwaltung und Verfassung zweyer benachbarten Reiche (Preussen und Rußland) unter einander zu vergleichen. Das geschieht durch größtentheils nur flüchtig hingeworfene Parallelen, in welchen aber der Verf. dem Fehler einer gewissen Einseitigkeit nicht ganz entgangen zu seyn scheint. Wie er Lob spendet, wo es ihm darauf ankommt, auf der andern Seite zu tadeln, mag, unter mehreren, folgende Stelle zeigen, die uns eben in die Hand fällt: S. 154 „Der besoldeten spekulativen Denker giebt es zur Zeit noch wenige in unserm Reiche. Der ganze transcendente Wust der Wissenschaft, die uns lehrt, daß wir eigentlich nichts wissen, steht bey uns weit hinter den Kenntnissen des praktischen Geschäftsmannes. Bis jetzt ist die Philosophie des Lebens unsere Philosophie.“ Welche? doch nicht etwa: *ede, bibe, lude, post mortem nulla voluptas*? Dieser Lebensphilosophie, oder eigentlicher den Fleischtöpfen Agyptens, gebührt der Ruhm, daß höhere wissenschaftliche Bildung und Literatur überhaupt in manchen Ländern so wenig gedeihen. Die hin und wieder zerstreuten Phantasiegemälde, oder sogenannten Phantasien, in diesem Buche, haben uns am wenigsten gefallen; es sind rhetorische Blasen, die, aufgestochen, in Wasser zerfließen.

Dies möchte aber auch alles Tadelnswerthe an einer Schrift seyn, welche sonst unter den Produk-

ten ihrer Gattung Auszeichnung und übrigen in jeder andern Hinsicht, als eine angenehme, unterhaltende, wirklich interessante Lektüre, vorzügliche Empfehlung verdient.

B e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

Über eine neue geschmackvolle Anlage in
Kurland.

E i n B r i e f .

(Beschluss.)

Das Haus liegt auf einer Anhöhe. Von der, dem Hof gegenüber stehenden, Facade genießest Du der reizenden Aussicht auf den seit wenig Jahren angelegten Park. Durch den grünen Vordergrund, auf den Du hinab siehst, der vorher ein morastiger Sumpf war, ißt inn- und ausländische Gewächse nährt, üppiger als ich sie je sah, durch diesen schlängeln sich mehrere Gänge in labyrinthischen Krümmungen, neben Hügeln, Blumenbeeten und mancherley Anlagen, und auch ein ziemlich breites Wasser, das aus dem See dahin geleitet werden konnte. Dieser See liegt zur rechten, südwestlichen Seite des Parks und des Gebäudes, kann daher aus letzterem, da es nach dieser Seite hin keine Fenster hat, aus beiden Hauptfacaden nur zur Hälfte gesehen werden. Dieß tadeln einige

und meinen, eine Hauptseite des Hauses hätte dem See zugewandt seyn müssen. Allein eine beständige Aussicht auf lauter Wasser ist sehr wässerig, einformig und ermüdend. Schon dieser Grund würde mir genügen, wenn ich auch dem Geschmack des Besitzers, unter dessen Leitung alles geschieht, weniger unbedingt huldigte. Der See ist groß und auf der andern Seite von Waldung begrenzt. Ein Garten am Abhange neben dem alten Wohngebäude könnte zum Park geschlagen werden, wodurch dieser in noch nähere Verbindung mit dem See gesetzt würde. Eine abendliche Spazierfahrt auf diesem See, wo an dem einen Ufer der Mond sich wollüstig ins Wasser zu tauchen, spielend sich zu senken und zu heben schien, an jenem der im Mondschein glänzende Hügel mit dem Gebäude sich abspiegelte, der azurne Himmel unter dem Wasser zur völligen Kugel sich wölbte, in deren Mitte wir, unter lieblicher Musik, nach dem Takt- schlage der Ruder durch die reine Fluth sanft dahin gleiteten, und wo der über dem dunkleren Walde zuckende Blitzstrahl, in unserm Herzen als sanfte Zuckung der Freude wiederhallte — diese Fahrt werde ich nie — — fast wäre ich wieder aus dem Ton gefallen, aus der Einbildung in die, freylich auch aus Idealische grenzende, Wirklichkeit. Ich fahre also fort und bilde mir ein: Du stehst auf dem Hügel und schauest hinab auf den Park; rechts der See; links die Straße mit der Birkenallee,

zur Begrenzung des Parks; dessen Hintergrund in Waldung sich verlierend, und solchergestalt alles zum schönen Ganzen sich schließend. Nun bin ich Dein Cicerone, führe Dich hinab, durch den Vordergrund, zur rechten Seite des Wassers. Durch Sträucher und Blumen wandeln wir, deren harmonische Mannichfaltigkeit das Auge ergötzt. Von mancher angenehmen Partie zieht schon von fern ein kleiner Tempel Deine Blicke auf sich. Darinn ist die Büste des Grafen Browne, des Vaters der Gräfin, aufgestellt. Auf dieser Anhöhe fallen Dir See, Park und Haus sehr vortheilhaft ins Auge. Auch hast Du ein Perspektive in die Allee, die hier einen Winkel macht. Im Tannenwald, den Du anfangs für weiter nichts nahmst, als eben das, erblickst Du jetzt in einem durchgehauenen Gang ein anderes Monument, und schlägst einen Seitenweg ein, in der Absicht, Dich ihm zu nähern. Da stößt Du nun zuerst auf eine anspruchlose Hütte, worin Dich ein, der Mutter der Gräfin geweihtes, marmornes Denkmal überrascht. Aus dem Tannenwald trittst Du in einen freundlichen Birkenhain, wo ein geschmackvoll angebrachter Sitz Dich einladet, der Aussicht auf einen Bauerhof zu genießen, die sich hier eröffnet. Ich übergehe mehrere Partien, die ich für die Zukunft spare, um aus einem Spaziergang nicht eine Reise zu machen, und führe Dich rückwärts, nach einer Einsiedelei. Die Humanität des Besitzers hat verstattet, daß

zwey Einsiedler, der eine männlichen, der andere weiblichen Geschlechts, in dieser Abgeschlossenheit zusammen wohnen dürfen. Niemand wird es ihnen verdenken, wenn sie, wie Adam und Eva, Äpfel zusammen verzehren, und sich in ihrer zwiefachen Einsamkeit die Zeit bestmöglichst verkürzen, zumal da sie vom Priester das Privilegium, Äpfel zu essen, bereits erhielten, was bey Adam und Eva nicht der Fall war. Dennoch machen sie aus dem allen ein Geheimniß. Nähert sich jemand der Zelle; so tritt er ganz ehrbar mit seinem langen Barte hervor, sie aber schlüpft gleich in die Zelle. Doch einmal ward ich sie eben noch gewahr, ließ mir ein Seitenzimmerchen aufschließen, wo ich sie spinnen hörte, auch Garn hängen sah, welches trocken sollte. Ich war böshast genug, ihn mit zudringlichen Fragen zu quälen, und über seine Verlegenheit und drolligten Ausflüchte schadenfroh zu lächeln. Doch ließ ich ihn bald wieder mit seiner schönen Hälfte allein, mache mir auch aus dieser Neckerey eben kein Gewissen; denn, wer weiß es nicht? verbotene Äpfel, heimlich genascht, schmecken noch einmal so süß. Sein Vorfahrer war kein so irrdisch gesinnter Einsiedler. Der war im Stande Geistererscheinungen zu haben. Das verdankte er seinem reinen Eölibat. Daraus ließe sich mancherley beweisen und erklären. Beweisen z. B. — wie zweckmäßig die Ehelosigkeit der katholischen Geistlichen ist; erklären — doch ich will ja

nicht erklären. Höre nur noch folgende Erzählung des hochseligen Einsiedlers:

Einst saß ich in meiner Zelle allein. Es war ein schöner sternenheller Abend. Die Thüren waren verschlossen. Da trat eine männliche Gestalt herein, hoch und edel. „Gieb mir ein Licht“ sprach sie, mit unbeschreiblich süßer Stimme. Ich hatte in der Zelle keine Feuerwerkzeuge, und ging hinaus in den Vorplatz, ihm Licht zu bringen. Der Fremde nahm es. Schwebend war sein Gang und leicht, als würde er von der Luft getragen. Schuhe trug er nicht, doch waren seine Füße auch nicht bloß. Er setzte sich mir gegenüber, und las in einem Buch mit goldenem Schnitt. Wenn er mich ansah, drang sein Blick mir tief ins Herz. Alles erschien meinen Augen so klar, so lebendig, so herrlich. Gefleider war er in Gold und Seide. Ein himmlischer Glanz umstrahlte seine Gestalt und sein Antlitz, voll Amuth und Würde. Er heftete seinen Blick auf mich. Da ward mir so bange und doch so wohl. Das Herz war mir so beklommen. — Ich fühlte mich ermattet und schlief ein. — Als ich am frühen Morgen erwachte, fand ich mich allein, die Thüren waren verschlossen. Alles dieß, fuhr der Einsiedler fort, ist so wahr und gewiß, als ich selig zu werden hoffe.

Diese Geistererscheinung könnte auf manche andere ein Licht werfen, und eben so mit einem

reichen kritischen Kommentar begleitet werden. Dieß, und die schwere Untersuchung, ob er ein Betrüger oder Betrogener war, überlasse ich dem Scharfsinn eines künftigen Paulus, und füge nur noch historisch hinzu: daß die Tradition, wie ich sie von Frauenzimmern erhielt, statt der männlichen eine weibliche Gestalt anführt. Dann wäre im Texte bloß das er in sie umzuändern.

Von der Einsiedelei führe ich Dich in die Mitte des Waldes, wo er nach sechs Seiten durchhauen ist, und wo Du auch das neue Haus in der Ferne erblickst. In dem Mittelpunkte dieses sechsseitigen Sterns steht das den Altern des Grafen gewidmete marmorne Denkmal, das Du schon vom Tempel aus gewahr wurdest. Ein anderes in der Nähe ist der Stiefmutter des Grafen, der Erhalterin und Geberin dieser Fluren, der sämtliche Geschwister ihre edle Erziehung verdanken, geweiht. So ist die Anlage ein Heiligthum kindlicher Liebe und Dankbarkeit. Nun führe ich Dich in den freien Vordergrund zurück, an der andern Seite des Flusses hin, auf einen runden grünen Platz, der mit einem Monumente der Herzogin von Kurland, der Herrlichen, und ihrer Schwester, der Erhabenen, geziert werden soll. Solche Denkmale begeistern. Wir kommen durch einen unterirdischen Gang und ersteigen eine Anhöhe, wo die herrliche weit ausgebreitete Gegend vor Dir daliegt, gehen über die sogenannte Teufelsbrücke und stei-

gen hinab in eine Grotte, wo wir eine beschränkte Aussicht auf den durch blumiges Grün hinfließenden Bach haben. Hier ist es, wo wir, um zu ruhen, auf eine moosigte Bank uns niederlassen; in einem Spiegel unser zweytes Ich erblickend, zu Betrachtungen über uns selbst eingeladen werden. Hier ist es, wo die Phantasie die gesammelten Bilder dem Herzen übergiebt, es zu erwärmen und zu erquicken. Gleich dem Weltmanne, der der Arbeit, der glänzenden geräuschvollen Freuden müde, im engeren ruhigen Kreise das Glück des Lebens zu finden hofft — und es findet, wenn er ein reines Herz zurück bringt. Hier ist es endlich, wo ich jetzt an Dich schreibe. Da fühlte mein Herz das Bedürfniß, seine Empfindungen in das Herz eines Freundes, wenn auch nur schriftlich, zu ergießen.

Könnte ich Dich hier umarmen, Theurer! Könnte ich, ein größerer Schüler des großen Philosophen, in meine ideallen Einbildungen das Reale „hinein“ und beyde in „Eins“ bilden — welche Wonne! Faßtest Du aber meine Hand, und verlangtest all' die beschriebene Herrlichkeit wirklich zu schauen, die doch größtentheils nicht ist, sondern noch werden soll —; ich würde nicht erröthen. Ja, wäre ich im Stande, Dir ein Elysium hinzuzaubern und Du trätest streng und gebieterisch vor mich und sprächest: Schwärmer! wo ist es? Führe mich hin! Es ist nirgends! — — ich drückte

Dich entzückt an meine Brust und Sprache: „Hier ist es, hier in meinem Herzen!“

E. Ch. Tr.

Mitgefühl; eine Aphorisme.

My lonely anguish melts no heart but mine,
And in my breast th'imperfect joys expire.

Gray.

Durch galvanische Versuche hat man die Erfahrung gemacht, daß getrennte Nerven, von dem galvanischen Reiz zugleich berührt, zucken und beben konnten, ohne daß ein sichtbares Band sie vereinte. Auch die menschliche Seele hat diese Reizbarkeit, dieses durch unsichtbare Bande fortgesetzte Mitgefühl, und in jeder fremden leidenden Seele knüpfte die unsrige, auf unsichtbare Weise, Berührungspunkte des Mitempfindens an. Wo Abstumpfung des Reizes oder gänzlicher Mangel desselben sich findet, ließe es sich durch ein Naturspiel erklären, daß auch im körperlichen Menschen zuweilen ein völliger Mangel jeder galvanischen und elektrischen Reizbarkeit gefunden wird. Mitgefühl, Mitleiden, ist keine Tugend unserer Vernunft, sondern ein Affect unsers Herzens. Man ist nicht mitleidig aus Raisonnement, sondern aus Gefühl. Vernunft kann dieselben Handlungen bestimmen, welche auch das Gefühl des Herzens erwählt; aber aus Vernunft fühlen, ist wohl eben so unmöglich, als, den Vorschriften derselben gemäß, weinen und

lachen. Mitgefühl ist eine Tugend des Herzens und ein Beweis, daß es Tugenden giebt, die so rein menschlich sind, daß man sie angeboren nennen kann, — Tugenden, die wohl den schönsten Beweis für den Adel der Menschheit darbieten, welche ihre Kinder alle Wohlgeboren schuf. Man nimmt dem armen Herzen so viel und giebt alles der Vernunft, daß es verdienstlich ist, was dem ersten gehört, als ausschließliches Eigenthum von der letztern zurückzufordern. Mitgefühl läßt, wie bey gleichgestimmten Saiten-Instrumenten, die Akkorde tönen, wenn das eine Instrument nur berührt wird; der Ton spricht für die reine Stimmung — und so hallen auch die fremden Gefühle im reinen Herzen nach.

Im vorigen Sommer kehrte ich von einem Spaziergange zurück, und fand bey einem Gottesacker, dem ich vorbeyn mußte, einen Bauer, der sich über den Zaun lehnte und tief sinnend nach den Gräbern blickte. Er bemerkte mich nicht eher, als bis ich dicht vor ihm stand und ihn fragte, was ihn so sehr beschäftige? Gerührt erwiederte der Bauer: ich dachte an die vielen Thränen, die hier wohl schon geweint seyn mögen; gewiß mehr Thränen als Grashalme hier wachsen; Gott möge sie zählen! und dabey blickte das Mitgefühl so sprechend aus dem Auge dieses ehrlichen Mannes, der hier keine Angehörige und Verwandte betrauerte, denn er gehörte in einem andern Gebiete zu Hause,

daß man wohl sehen konnte, sein Herz wünschte die Thränen nicht nur zählen, sondern trocken zu können.

Auf dem Markte zu L.... sammelten sich um ein weinendes Bauerweib eine Menge Bauern aus verschiedenen Gütern. „Mutter was weint ihr“ hieß es, und bey der Nachricht, daß die arme Frau so eben erfahren hätte, ihr Sohn läge in einem andern Gebiete gefährlich krank, blieb kein Auge trocken. Einer von den Anwesenden erbot sich, mit seinem Pferde, die jammernde Mutter nach dem drey Meilen weit entfernten Krankenlager des Sohnes zu bringen. Ach! rief der edle Landmann: ruhig, ruhig, gute Mutter, Gott wird dein Herz ja nicht beschweren; mag auch mein Pferdchen etwas mager seyn, es wird schon laufen, und nicht mehr Schritte machen, als du arme Mutter Thränen weinst.“ Mehrere aus gebildeten Ständen gingen vorüber, fragten auch wohl, was das arme Weib klage; der Bauer aber handelte — in seinem unverdorbenen Herzen erwachte, mit angeborner Kraft, der Wille mit der That. Beyspiele guter Menschen aus den niedern Ständen sind wahre Proben des innern Gehalts der Menschheit, denn sie erscheint da in ihrer natürlichen unverbesserten und unverdorbenen Gestalt.

Die Kunst wählt die Fassung des Kleinods, dessen Glanz sie doch erheben will, aus schlechteren Bestandtheilen, als jenes selbst ist. Die Unterla-

gen eines Edelsteins sind Folie oder Schwarz, und durch die angeschliffenen Ecken wird er schimmern-der; aber sein Inhalt muß mit jedem abgenom- menen Theile sich vermindern, wenn gleich sein Glanz sich vermehrt. Auch ahnte man nicht die rohen Edelsteine, sondern nur die geschliffenen, in zerbrechlichen Glascherben nach. Wie mit den edlen Steinen, so ist es auch mit den edlen Her-zen. Unverbessert und unverdorben erscheinen sie am ächtesten, und was gilt hier mehr, der Schim-mer oder der Gehalt? Mitgefühl ist, wie Gefühl überhaupt, nur ein ererbtes, nie ein erworbenes Gut — es ist der Erbadel der Menschheit. Kunst und Erziehung theilen wohl Diplome mit schöner Schrift und Zeichnung aus, aber ihre donirten Ahnen existirten nie; da hingegen jener im Neger oder Kamtschadalen von der Gottheit selbst ab- stammt. Doch nicht allein im Thränenblick des klagenden Bruders spiegelt sich die himmlische Ge- stalt des Mitgeföhls — auch aus der Freuden- thräne strahlt hell und rein ihr schönes Bild zurück.

Wer kann unter frohen, jubelnden Menschen seyn, ohne daß ihn die Freude hinreißt? — Wo die Freude gute Menschen mit einer Blumenkette umfaßt, da drängt sich jeder gern in den Kreis hinein, und an der fremden Brust erwärmt das eigne Herz. Wem schmeckt der köstlichste Wein im einsamen Zimmer, wenn nicht im Anklänge des vollen Glases des Freundes Stimme tönt?

Mitgefühl, das uns an fremde Leiden bindet, läßt selbst diesen die schönsten Blüthen des Lebens entsproßen — Wehmuth, Trost und Hoffnung. Mitgefühl, das uns mit fremder Freude vereint, wirft lächelnd volle Rosen, die eine brüderliche Hand pflegte und erzog, auf unsern Lebensweg.

— b —

M a n n u n d F r a u .

Siehst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer in einer Gesellschaft beisammen, die an einander stets etwas zu tadeln finden, und einander stets widersprechen, so kannst du versichert seyn, daß dieß Mann und Frau ist.

Siehst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer in einem Wagen fahren, und schweigend das Eine rechts, das Andre links zur Kutsche hinaussehen, so kannst du dreist behaupten, daß dieß Mann und Frau ist.

Siehst du auf der öffentlichen Promenade eine Mannsperson und ein Frauenzimmer mit einander gehen, wovon jene nach allen Frauenzimmern, dieses nach allen Mannspersonen schießt, so sage ohne Bedenken: dieß ist Mann und Frau!

Siehst du, daß eine Dame durch Zufall ihren Fächer, ihr Körbchen, ihren Ridiküle, ihren Handschuh oder ihr Schnupftuch fallen läßt, und bemerkst du eine Mannsperson an ihrer Seite, die

sich nicht sogleich bückt, um das Gefallene wieder aufzuheben, sondern solches das Frauenzimmer selbst aufheben läßt, so kannst du kühn behaupten: dieß ist Mann und Frau!

Siehst du eine Frau, deren Tugend und Reize allgemein gelobt werden, ausgenommen von einer Mannsperson, die, wenig von diesen Lobeserhebungen geführt, bloß trocken davon spricht, so sage feck: dieß ist Mann und Frau!

Siehst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer mit einander über die Straße gehen, und die Erstere dem Letztern nicht sogleich die Hand reichen, wenn jene zu fallen in Gefahr ist, sondern es sich selbst überlassen, so kannst du vor Jedermann beschwören, daß dieß Mann und Frau sey.

Siehst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer auf einem Balle sich wechselseitig bisweilen einen grimmigen Blick zuwerfen, und sich wieder so weit als möglich von einander entfernen, so irrst du dich nicht, wenn du sie für Mann und Frau hältst.

Siehst du, daß eine Mannsperson und ein Frauenzimmer sich in allen Stücken zuwider sind, und sich dennoch unaufhörlich: mein Lieber! meine Liebe! mein Bester! meine Gute! mon cher! mein Schatz! nennen, so kannst du versichert seyn, daß dieß Mann und Frau ist.

Hörst du eine Mannsperson und ein Frauenzimmer über den Einkauf eines Hutes, über die Schicklichkeit einer Modefarbe, die Lektüre eines Romans &c., mit einander streiten und zanken, so glaube mir, mein Freund, daß dieß Mann und Frau ist.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 36. Mitau, den 4. September 1805.

Non est certa fides, quam non injuria versat.

Propert.

Literatur.

Über einige Gemälde. Von Karl Morgenstern. Dorpat, bey Grenzius, 1805. 36 S. 8.

Die hier kommentirten Gemälde sind folgende:

1. Raphael's Maria; in der Gallerie zu Dresden.
2. Correggio's Nacht; ebendasselbst.
3. Raphael's heilige Familie; in der Gallerie des Grafen Stroganoff zu St. Petersburg.
4. Anna Amalia, verwittwete Herzogin von Sachsen-Weimar, gemalt von Angelika Kaufmann; im Römischen Hause des Weimarschen Parks.
5. Lucretia, von Johann Dominicus Fiorillo; in der Gemäldefammlung des Landraths von Liphard auf Rathshof bey Dorpat.

Für denjenigen, welcher im Genusse der genannten Gemälde selbst schwelgen konnte, oder doch gute Kupferstiche davon zur Hand hat, müssen

allerdings diese Erklärungen am anziehendsten seyn. Aber auch ohne jene Anschauung haben sie an sich hohes Interesse. Durch das Ganze spricht sich der reine, gebildete Kunstsinne des Herrn Verfassers, in einer edeln, blühenden Diction aus, welche oft mit dem Pinsel jener Meister nicht unglücklich zu wetteifern scheint. Überall ein zartes und tiefes Gefühl, von der Größe des Gegenstandes durchdrungen, und ein hoher Geist, der, im Ideenlande einheimisch, den Leser, wie dort den Schauenden, kräftig in dasselbe mit emporreißt. Überall feine Beobachtungen, welche auch das nur leise Angedeutete schön in das Ganze zu verflechten wissen; hier und da erläuternde artistische und historische Notizen. Vorzüglich interessant ist die erste und dritte Kommentation über Raphaels Gemälde, wovon wir hier einige Stellen ausheben.

Seite 4: „Ich gehe das Tausendschön der Niederländischen und der andern Schulen vorüber. Ich weile nur noch bey den Blüthen eines glücklichen Himmels. Hier wend ich ungerne den Blick von deinem, der Natur unnachahmlich wahr nachgeahmten, Farbenschmelz, Titian; ungerner von deinem Lichtzauber, von der Anmuth und dem Liebreize deiner Menschen, deiner Heiligen und Engel, sanfter Correggio! Doch das, was nur zum Auge spricht, läßt im Moment des Scheidens fälter; selbst das, was nur in ein schmelzendes Gefühl des Lieblichen, Gefälligen versetzt, kann

ich verlassen. Mein Blick hängt da, wo dem inneren Sinne eine höhere Welt sich aufthut; da, wo der Seele ewiges Sehnen nach Stille, Reinheit, Einfachheit, Ruhe, allein Genüge findet: an Raphael's Maria.“

Seite 10: „Dieß sind nicht Engelköpfe Guido's oder Correggio's, nicht himmlisch liebliche Kinder, von der anmuthigsten Phantasie mit dem weichsten Herzen erzeugt. Es sind Raphaelische Engel; wahre Aeonen, wie ein erhabner Verstand sie denkt, und für den Verstand denkend malt; Wesen, in deren Knabeköpfen wir Geister ahnen, gegen die unsere Newton's Knaben sind. Du von den beyden Engelbrüdern mit himmelan dringendem Auge, der du den Finger auf die heilige Lippe legst, — du verstehst, was dem Sterblichen versagt ist, die glühendste Anbetung mit dem tiefsten Denken in demselben Momente zu paaren. — Du könntest du einen Augenblick nur das Gefühl und den Gedanken mit mir theilen, mit dem du emporschau! Und, wie dieser, schauen aus den Tiefen des Äthers, in welchen jenes weiße Licht verschmilzt, das Maria und ihr Kind umfließt, Myriaden von Engelköpfen, wie vom blauen Äther selbst gewoben, und daher in diesen Milchstraßenschimmer sich verlierend, zu der Glorreichen anbetend empor. Kein Jubel unterbricht sie. Es herrscht heilige Stille. Der Seraph legt den Fin-

ger auf den Mund. Auch für den Seraph ist das höchste der Gefühle das unaussprechliche.“

Nicht minder schön sind die Schilderungen in der dritten Kommentaſion; — iſt beſonders das, was über Raphaels Geiſt und den abſoluten Zweck der Kunſt geſagt wird. Aber die engbezeichneten Gränzen dieſer Blätter nöthigen uns, es bey jenen Proben bewenden zu laſſen.

Wir ſchließen mit dem Wunſche, daß es des Herrn Verfaſſers Berufsarbeiten und Verhältniſſe recht bald erlauben mögen, ſeine vorhabende Reiſe nach Italien und Frankreich anzutreten. Gewiß wird ſie nicht allein für die Univerſität Dorpat, ſondern auch für das größere kunſtliebende Publikum, ſehr gewinnreich ſeyn. C. G. L.

M i ſ c e l l e n.

Einige Worte als Nachtrag zu dem Aufſaße: Über den Glauben an Geiſter und Geſpenſter in No. 18 der W. U.

Als ich mich in jenem Aufſaße bemühet, die Geiſter- und Geſpenſterfurcht pathologiſch zu entwickeln, mochten Wenige dieſer Deduktion etwas Neues abgewonnen zu haben glauben, weil der Gemeinplatz von geſpannter Einbildungskraft ihnen bloß umſchrieben ſchien. Ich erinnere dagegen nur, daß die Umſetzung des psychologiſchen Terminus Einbildungskraft, gegen den

medicinischen Begriff direkte Schwäche, ein Gewinn ist, welcher jedoch einzig und allein von dem gewürdigt werden kann, der sich bereits über die Seele verständig hat. — Dem sey indessen wie ihm wolle, so ist es, je trivialer die genannte Erörterung schien, desto frappanter, daß das aufgeklärte Publikum jener Gespensterhistorie von der wirklichen Erscheinung der Madame Bötz el nach ihrem Tode *) die Ehre einer viermaligen Auflage erleben läßt. Freylich hat der Erzähler das Gift des Aberglaubens in einen so abgeschmackten Styl gehüllt, und mit so platten Reflexionen übergossen, daß es kaum noch in Spinnstuben schädlich zu werden drohet; allein mit Verwunderung sieht man häufig, den starren Eindruck des Wunderbaren an dem Gewichte der faktischen Gewisheit hängen bleiben; und, während der Abergläubische diese Gespenstergeschichte triumphirend vor sich herträgt, wie ein Stück von der Leiter, welche Jakob im Traume sah, während der Ungewisse seiner eigenen Treuherzigkeit und der Macht eines Faktums erliegt, wird der Klügere überschrien, überwiesen mit einem Aktenstoße gegen die stillen Gründe seiner Vernunft.

Jenes Buch recensiren wollen, hieße es für ein Objekt der Kritik gelten lassen; den psychologischen

*) Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode, eine wahre Geschichte von Dr. Johann Karl Wözel. 4te Auflage. Leipzig, bey Jacobäer, 1805, 8.

und physiologischen Unsinn der sogenannten Reflexionen zu widerlegen, hieße ihnen den äußersten Grad philosophischen Werthes zugestehen. Es bedürfte nur einer kleinen Mühe, um dieses Faktum zu keinem zu machen — einer Behauptung, welche in der That minder ungereimt wäre, als die des Verfassers der Erscheinung, nämlich der, das Faktum geradezu abzuleugnen. Denn es giebt Fälle, wo die Demonstration innerer Gründe mehr Glauben verdient, als alle Sinne eines Erfahrungsmachers; wo das schwurgerichtigste Faktum zur absoluten Unwahrheit wird, und der Glaube, einmal umgekehrt, unter der Vernunft gefangen genommen werden muß. So erliegen die respektabelsten Zeugnisse eines Plinius, eines Le Cat, eines Plater, eines Boetius, eines Gentil, Molineux, Klein u. a. m. von zwanzig bis dreyßig Fuß hohen Niesen den mathematischen Demonstrationen eines Galiläus und Kästner; so stehet die Sonne stille, trotz Josua. — Allein bey einem so wichtigen Gegenstande der moralischen Polizen, muß ich doch unsern Geisteserben an dem Maasstabe messen, den ich in meinem frühern Aufsätze aufgestellt habe.

Woran die meisten bessern Zweifler scheitern, ist das Anerbieten des Herrn W., seine Vision durch ein eidliches Erhärten außer Zweifel zu setzen. Ein so religiöser Beweis schließt alle profane Gegenstände aus. Ich zweifle keinen Augenblick daß Herr W. diesen Eid mit gutem Ge-

wissen ablegen könnte; die Art und Weise, wie er seiner Sinne Herr ist, wird ihn auch zur Aussage seiner moralischen Überzeugung begleiten. Er hat gesehen, wie die Flamme des Lichts getrieben wurde; er hat gehört wie sein Kammerfenster aufgerissen wurde; er hat seine Gattin wiedergesehen, wiedergehört; warum sollte er das nicht beschwören? Und warum hätte mein Pendant zu ihm (siehe den Aufsatz in No. 18) nicht eidlich erhärtet, er sey ein Gerstenkorn und alle Hühner trachten nach seinem winzigen Leben?

Ohne Herrn W.'s Eid wissen wir, nach oben angeführten Beweisen, daß Geister und Gespenster in so fern existiren, wirklich und erblicklich seyn können, in so fern sie Produkte aus irgend einem Reize in die krankhafte Erregbarkeit des Seelenorgans sind. Für Herrn W. und seine Wasen (nur nicht für seinen Hund, das einzige was ich am Faktum läugne) blies die selige Frau ins Licht, warf sie den Fensterladen, und erschien endlich in Person; und wenn wir in Leipzig seyn könnten, um uns von dem äußersten Grade der direkten Schwäche dieser resp. Seelen zu überzeugen; so würde ein vorübergehender Zugwind, ein Abendgespräch über die verstorbene gute Frau, den magischen Schlüssel zu einem Geistergeheimnisse hergeben, welches das Publikum in Erstaunen setzt und selbst eine wachsame Censur zu bezaubern im Stande war, ohne daß wir — wie der spöttische

Verfasser der wirklichen Erscheinung seiner Kaze nach dem Tode — zum Doppelkummel unsre Zuflucht zu nehmen brauchen. Denn daß die Vision ihren Grund nur in der Subjektivität des Herrn W. und seiner Muthmen hatte, läßt sich schon aus der unbezweifelten Muthmaßung abnehmen, daß eine nicht geringe Zahl Leute andre Rapporte würden erhalten haben, als das Gespenst der seligen Frau W. aus dem Himmel mitbrachte. Dieß führt uns zugleich zu einem feyerlichen Abschiede aller metaphysischen Spekulation, zu einer förmlichen Kassation aller Professoren der Weltweisheit *), als welche hinfort, mit Hintansetzung aller reinen Vernunft, sich bloß an ihre Gemahlinnen, sichrer aber an die selige Frau W. oder ihren irdischen Korrespondenten zu wenden haben, dessen Belehrungen eben so bündig und konsequent seyn werden, als seine Behauptung, daß der als Embryo im Fruchtwasser schwimmende kleine Mensch anfangs ein Wasserthier sey.

Indem wir also dem Herrn W. seine Vision nicht zu nehmen gedenken, finden wir nur die Dreistigkeit anstößig, uns mit seiner subjektiven Seelenorganeschwäche zu behelligen. Die Zügellosigkeit, mit welcher er bis an so viele unmündige

*) Besonders nach den, Seite 85 der genannten Schrift, angegebenen wohlthätigen Resultaten aus der Wiedererscheinung der Frau W.

Seelen vordringt, bleibt immer ein Verbrechen, so wie der Versuch, aus seinem Spuckkammerlein heraus, die gesunde Vernunft zu beschwören, eine Beleidigung des Publikums, welche mit der Unverschämtheit der bekannten Westphälischen heiligen Fasterin besonders in so fern gleichen Schritt hält, da diese eben sowohl die Beutel der zu ihr wallenden Pilger brandschatzte, als einen bekannten und ehrwürdigen Arzt dergestalt hinterging, daß er sich in gelehrte, aber ungereimte, Untersuchungen einließ, denen die gefängliche Einziehung der Heiligen ein beschämendes Ende machte.

Wollen wir demohngeachtet uns auf einige Minuten zu der Abendgesellschaft des Herrn W. verfügen und ihn in sein Schlafkammerlein begleiten, um uns in den Stand zu setzen, seine Vision, berganstehenden Haares, zu theilen.

Herr W., keinesweges Arzt, sondern Lehrer zu Leipzig, könnte vielleicht bey einem Geschäfte, welches mit einer geringen Lebenskonsumtion verbunden seyn muß, da es (nach Hufeland) ein langes Leben begünstigt, ein recht gesunder Mann, ja vielleicht, aus eben den makrobiotischen Gründen, sogar ein Philosoph seyn, wenn die Saburra spiritualis, wovon sein Buch Proben giebt, gegen beydes nicht zu laute Zweifel austreute. Im Gegentheil also, in Ermangelung einer, das Seelenorgan wohlthätig reizenden, Übung des Scharfsinns, scheint, wenn ich bey dem Gehirn stehen bleibe,

die Erregbarkeit desselben anhaltend gestiegen, und folglich eine direkte Schwäche etablirt worden zu seyn. Auch gehört Herr W. nicht unter die, für Visionen minder empfängliche, Klasse der großen Dichter, Aerzte u. s. w., wie der Aufsatz in No. 18 sie angegeben hat. — So eingerichtet nun sitzt er an der langen Krankenbette seiner Gattin; von Kummer genagt, sieht er ihren Tod vor Augen, und verabredet mit ihr eine Zurückkunft aus dem Schattenreiche. Dieß setzt voraus, daß Herr W., neben der ehrwürdigen Idee von Fortdauer nach dem Tode, eine ziemlich sinnliche Ansicht der himmlischen Dinge gehabt haben müsse, da Wiederkehr Entfernung, Erscheinung Verkörperung der Geister erheischt; ferner daß Herr W., bey dem Glauben an die Möglichkeit eines Wiederbesuchs, den subalternen Verhältnissen der Menschenkinder zu der Geisterwelt, d. i. der Furchtsamkeit, kurz auf alle Fälle einer gewissen ziemlich ansehnlichen Schwäche in diesem Punkte unterlegen habe. Und wer kann endlich diesen mystischen Wunsch, dessen Erhöhung in der schaurigen Organisation des Dunkels hinter den Gräbern beruhet, ohne eine Spannung aussprechen, welche vom Haar bis zu den Sohlen wirkt? wer kann ohne Herzensangst den Todten dahin tragen sehen, von wo die haarsträubende Entscheidung zu erwarten ist? — Zwar wurde der Kontrakt vernichtet, ehe Madame W. starb; aber das fast noch schauer-

lichere „Vieleicht“, dessen Überraschung den nur Halbvorbereiteten desto erschütternder packt, blieb in der Seele des furchtsamen Wittwers, und keine Mitternachtstunde mag geschlagen, keine Thüre geknarrt haben, ohne alle Schrecken dieses Vieleicht!

(Der Beschluß folgt.)

—
A n d i e M u s e .

Reich, o Muse, mir die Hand,
Folge mir ins ferne Land.
Folgst du mir, dann zieh' ich gerne
Nach des Erdpols weiter Ferne.
Bist du, holde Muse, da,
Wird mir selbst die Ferne nah.

Zieh' ich nach dem Sonnenland,
Durch der Wüste heißen Sand,
Labt dein frischer Quell mich Matten
In des Dattelbaumes Schatten.
Lust zu singen giebt genug
Mir der Karavane Zug.

Komm' ich zu des Meer's Gestade,
Segle durch die feuchten Pfade;
Wird mein Lied sich höher schwingen,
Werd' die Götter ich besingen:
Feuer, Erde, Luft und Meer,
Der Gestirne zahllos Heer.

Kehr' ich dann an deiner Hand
Heimwärts in das Vaterland,

Wird dein Feuer es durchglühen,
 Wird durch dich der Winter blühen.
 Schöner noch als die Natur,
 Schmückst du, Muse, mir die Flur.

Lächelst du, so wallt mein Herz,
 Du versüßest jeden Schmerz,
 Wo du weilst, sproßt eine Blume,
 Wird der Ort zum Heiligthume.
 Reichst du, Muse, mir die Hand,
 Zieh' ich gern ins ferne Land.

E. Chr. Trautvetter.

Merkwürdige Schicksale eines kurländi- schen Landpredigers.

Durch die Pest, welche im Jahre 1709 und 1710 unser Vaterland in ein großes Trauerhaus verwandelte, war nach und nach ein solcher Menschenmangel entstanden, daß man fast jedes Mittel, sich ein Paar arbeitende Hände zu verschaffen, für erlaubt, wenigstens durch den Drang der Umstände für gerechtfertigt hielt; und man sah nicht selten trostlose Ältern ihre Lieblinge in entfernten Gegenden suchen, wohin die Noth und Arglist hülfbedürftiger Menschen sie gebracht hatte.

So wurde auch Johann Sievert, der Sohn eines ausländischen Schiffbaumeisters *)

*) Dieser wurde vom Herzoge Jacob nach Kurland berufen, und hat das erste Schiff, welches nach Talago ging, gebaut. Die ausgezeichnete Gnade seines Fürsten erweckte ihm end-

und Vater des verstorbenen Predigers Jacob Sievert zu Preekuln, an einem Jahrmartstage, auf seinem Heimwege aus der Stadtschule in Windau, wo er den ersten Unterricht genoß, von einem Stendenschen Bauer ergriffen und fortgeführt. Dieser Elende, welcher so eben seine Bedürfnisse auf dem Markte eingekauft hatte, war im Begriff nach Hause zu fahren, als er dem muntern Knaben, mit seiner Fibel und Rechentafel unter dem Arm, begegnete. Sogleich stieg in ihm der Gedanke auf, sich desselben zu bemächtigen, um ihn in dem ausgestorbenen Gesinde bey seinen Ackergeschäften oder als Viehhirten zu gebrauchen. Gewalt durfte er auf öffentlicher StraÙe nicht anwenden, weil der Knabe seine Angst durch lautes Schreyen verathen hätte. Es waren also gelinde und sanfte Mittel nothwendig. Durch Überredungen, Liebkosungen und mancherley nichtige Versprechungen konnte er seine Absicht ohne Gefahr und sicherer erreichen. Auf diese Art gelang es ihm auch wirklich, den Knaben, dem die Gelegenheit zu einer vorgegebenen kleinen Spaziersfahrt erwünscht war, in seinen Schlitten zu ziehen. Wie froh, wie glücklich fühlte sich das betrogene Kind, als die Pferde im raschen Trott durch die lebhaften Gassen hinaus auf die offene Fläche hineilten, und es Häuser, Menschen und Bäume an seiner Seite

lich Reider, und er wurde durch einen Jesuiten mit Gift aus dem Wege geräumt,

weichen sah. Über diesen Anblick entzückt und von der ungewohnten Empfindung überrascht, vergaß der Knabe sich selbst, dachte er nicht daran, daß er immer weiter von dem mütterlichen Schooße und von seinen Gespielen entfernt wurde. Ach! wie konnte er wohl mit seinem arglosen Herzen solchen Trug, solche Bosheit vermuthen; wie konnte er mit seinem, auf die schöne Gegenwart beschränkten, Sinn die traurige Zukunft ahnden, welcher er mit geflügelten Schritten unaufhaltsam entgegen eilte. Doch endlich machte der dämmernde Abend ihn auf den langen Weg aufmerksam, den er zurückgelegt hatte, und ängstliche Besorgnisse vertraten die Stelle der jubelnden Freude. Mit kindlicher Unbefangenheit, und manchen dankbaren Äußerungen für das gewährte Vergnügen, bat er nun den lieben Freund, er möchte ihn wieder nach Hause führen. — Aber was konnte den Unbarmherzigen erweichen, der nur den Vortheil im Auge hatte, welchen er von dem heranwachsenden Knaben in seinem Hauswesen erwartete. Verschlossen war sein Ohr für das Flehen der getäuschten Unschuld, und kalt sein Herz, wie die Erde, über welche der Schlitten hinweg glitt. An Rückkehr war daher nicht zu denken. Rascher nur ging es jetzt über Berg und Thal, über Felder und Flüsse. Das Schnauben des Pferdes, und das Knallen der Peitsche übertönten die lauten Vorwürfe seines Gewissens und das Jammer-

geschrey des kleinen Unglücklichen. Endlich wurde die öde Hütte erreicht, die der Verwaisete mit der bequemen väterlichen Wohnung vertauschen sollte. Sein Führer, jetzt sein strenger Herr, zog nun die Larve ab, die ihn getäuscht hatte; die heuchlerischen Liebkosungen verwandelten sich in finstern Ernst. Sein Wirkungskreis wurde ihm am Heerde und bey den Hausthieren im Stalle angewiesen. Welch ein Entsetzen mußte den Knaben ergreifen, wenn er seine gegenwärtige Lage mit der Vergangenheit verglich. Wer schildert das Elend, unter dessen schweren Bürde er trostlos seufzte? wer zählt die Thränen, die er unter den drückenden Fesseln slavischer Arbeit vergoß. —

Armer Knabe! Verzweifle nicht! Siehe, die Vorsehung, die du noch nicht kennest, wachet mit schützender Vaterhuld über dein Leben. Harre geduldig. Dir ward ein besseres Loos bestimmt, und deine Rettung ist nicht fern!

Nur kurze Zeit hatte der Knabe die ungewohnte Last auf schwachen Schultern getragen, nur kurze Zeit ungehört und unbemitleidet geseufzt, als der Zufall seinen Vaterbruder, welcher Krämer war, und in der Nachbarschaft einen kleinen Waarenvorrath für Bauern hielt, das Gesinde vorbeysführte, worin sein Nefte noch immer über die Trennung von den Seinigen trauerte und sich nach Erlösung sehnte. Ihm war etwas am Wagen zerbrochen, und er sah sich genöthigt einzukehren und

Wenstand zu suchen. Bey seinem Eintritt in die Hütte fällt ihm der Knabe in die Augen, der am Fenster sitzt und eben in seinem ABCbuche emsig blättert. Er redet ihn lettisch an, erhält aber eine deutsche Antwort. Dieß mußte ihm auffallen. Er forschet weiter nach und erfährt endlich, daß es der Sohn seines Bruders ist, wovon er noch durch den im Buche eingezeichneten Namen des Knaben vollständig überzeugt wird. Erfreut über diese angenehme Entdeckung, eilt er sogleich mit ihm nach Stenden, wo die Großmutter Freudenthränen über den verloren geglaubten und nun wiedergefundenen Enkel weint. Der Bauer wurde indessen angeklagt und erhielt für den Menschenraub die verdiente Strafe des Staupbesens. Nachdem nun der junge Sievert seine vorbereitende Bildung auf Schulen und Akademien vollendet hatte, wurde er in Stenden, also an demselben Orte, wo er seine Tage als Kuhhirt verleben sollte, als Lehrer einer Gemeinde angestellt. Später erhielt er einen Ruf nach Salgallen, wo er nach manchen häuslichen Leiden *), die er mit seltner Geduld überwunden hatte, seine letzten Tage in ungestörter Ruhe verlebte.

G. S. Bilterling.

*) Er verlor seine erste und zweyte Gattin, und von drey Kindern, zwey Söhnen und einer Tochter, die ihm aus drey Ehen übrig blieben, behielt er nur den ältesten Sohn, den nachherigen Rektor zu Sabbath, der zuletzt das Predigamt in Preefuln verwaltete. Die Tochter fand ihr Ende durch eine unvorsichtigerweise verschluckte Stecknadel, und der jüngere Sohn starb als Rittmeister in St. Peterburg an der Schwindsucht.

Leda's Lehre für ihre Mitschwestern.

Um hier mit Göttern schon zu leben
 Müßt ihr dem Gänsrich euch ergeben.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 37. Mitau, den 11. September 1805.

Nulla tam detestabilis pestis est, quae non homini ab homine nascatur.

Cicero.

Literatur.

Orationes Academicæ, Sermone Latino et Franco-Gallico habitæ inter solennia anniversaria Inaugurationis Universitatis Literarum Cesareæ Mosquensis Semisaecularia, die 30. Junii 1805. Mosquæ, Typis Universitatis. 7 $\frac{1}{2}$ Bogen, 4.

Die erste dieser, auf Veranlassung der funfzigjährigen Jubelfeyer der kaiserlichen Universität zu Moskwa theils in lateinischer theils in französischer Sprache gehaltenen, und in vorliegender Sammlung dem Publikum mitgetheilten Reden, führt den Titel:

De Fructibus, qui ab Universitatibus Literarum in Imperio Russico tam conditis, quam condendis expectandi sunt. Oratio die festo Sacrorum Inaugurationis Universitatis Literarum Cesareæ Mosquensis Anniversariorum Semisaecularium d. 30. Junii A. 1805 habita a Christ. Phil. Reinhard, Philosophiæ Professore Publ. Ord.

Nach vorangeschickter Einleitung handelt der Herr Verf. unter dem Abschnitt A) von den Universitäten überhaupt, und von ihrem Ursprung in den finstern Zeiten des Mittelalters, wobey er bemerkt, wie von diesen festgegründeten Wohnsitzen der Wissenschaften das Licht der Aufklärung ausgegangen sey, welches uns von jener chaotischen Finsterniß befreyt habe. Dabey zeigt er auch den Unterschied zwischen Universitäten und Akademien der Wissenschaften, oder ähnlichen, die Erhaltung, Verbreitung und Erweiterung wissenschaftlicher Kenntnisse bezweckenden, gelehrten Anstalten. Der Abschnitt B) ist besonders den russischen Universitäten gewidmet, und enthält eine Zeichnung der hoffnungsvollen Ausichten in die nahe Zukunft, welche uns die mit beispielloser Freygebigkeit von unserm geliebten Monarchen in der ungeheuren Ausdehnung seines unermesslichen Reichs neu errichteten, sowohl höhern als niedrigeren, Unterrichtsanstalten, darbieten. Durch diesen erhabenen Anblick in prophetische Begeisterung versetzt, ruft der von frohen Empfindungen durchdrungene Redner aus: O Volk der Russen! ein herrliches, ein glänzendes Loos ist dir gefallen, da dir so viele und so große Wohlthaten deiner Regenten zu Theil geworden sind. In dem einzigen verflossenen Jahrhundert hast du so große Werke vollbracht, und in dem jezigen wirst du bewundernswürdige Dinge zu Stande bringen. Der Westen und Süden von

Europa werden ihre erstaunten Blicke auf den im äußersten Thule errichteten prächtigen Wohnsitz der Wissenschaften hinrichten; sie werden dein herrliches Gebäude des öffentlichen Unterrichts als einen Leuchtthurm bewundern, der die entlegensten Gegenden des Erdkreises mit seinem Lichte erleuchtet; ja schon jetzt bewundern sie und freuen sich des Lichts der wissenschaftlichen Aufklärung, das von Westen nach dem entferntesten Osten zurückkommen, und von dem hohen Norden aus bis an die Grenzen des so tief gefallenen Griechenlands sich fortpflanzen wird, u. s. w.

Die folgende zweyte Rede ist betitelt:

Oratio, in qua enarratur Historia Disciplinarum Mathematicarum in Rossia, habita in festo Inaugurationis semisecolari anniversario Caesareae litterarum Universitatis Mosquensis, die XXX. Junii 1805, à Friderico Goldbach, Astronomiae Professore ordinario et Observatore.

Vorläufig bemerkt der Herr Verf., daß zwar schon vor den Zeiten Peters des Großen Versuche gemacht worden sind, die mathematischen Wissenschaften in den russischen Schulen einzuführen, daß aber der eigentliche praktische Nutzen solcher Kenntnisse erst recht eingesehen wurde, als jener erhabene Monarch durch die schöpferische Kraft seines Genies dem von ihm beherrschten Rußland eine neue Bildung gab. Seine weitaussehenden großen Unternehmungen, die Anlegung von Kanälen, wodurch

entfernte Meere mit einander verbunden wurden; die Erbauung prächtiger Städte in bis dahin wüste gelegenen morastigen Gegenden; die Errichtung einer Marine, welche einst die Ostsee und das schwarze Meer beherrschen sollte; die Nothwendigkeit, eine genaue geographische und physikalische Kenntniß sämtlicher Provinzen seines damals schon fast unermesslichen Reichs zu erlangen, das Gefälle der Ströme und Flüsse zu nivelliren, ihre Richtung, wie auch die Lage der Städte, Gebirge, Wälder u. s. w. zu bestimmen; das Bedürfniß, die Kriegskunst auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit zu bringen, die Artillerie zu verbessern, Grenzfestungen anzulegen und zu vertheidigen, hingegen feindliche Festungen anzugreifen und wegzunehmen: alles dieß überzeugte nun völlig und augenscheinlich die ganze russische Nation von der Unentbehrlichkeit der mathematischen Kenntniße. Nun stiftete der in der Geschichte unsterbliche Monarch und Wohlthäter seines Reichs jenen höchsten Gerichtshof in mehreren Theilen der Gelehrsamkeit, die kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welche in der Folge durch Erweiterung der Mathematik, Physik und Naturgeschichte, wie auch durch Vervollkommnung der Geographie, allen ihren europäischen Mitschwestern vorlief.

Mit Übergehung der verschiedenen in der Folge gestifteten Unterrichtsanstalten, schränkt sich der Herr Verf., um Weitläufigkeit zu vermeiden, bloß

darauf ein, zu zeigen, welche wichtige Fortschritte die mathematischen Wissenschaften der großmüthigen Unterstützung mehrerer russischen Monarchen zu verdanken haben. Er erwähnt der auf Kaiserliche Kosten unternommenen Reisen, welche die Astronomie, Naturkunde, Naturgeschichte und Geographie so ansehnlich erweitert haben; des von der Kaiserin Katharina II erlassenen Befehls, daß in jedem Gouvernement ein eigener Geodät angestellt werden sollte, wodurch seit jener Zeit die Geographie manchen wichtigen Zusatz erhalten hat; und endlich des im Jahr 1785 errichteten geographischen Kollegiums, welches im Jahr 1792 einen Atlas von 44 Specialcharten der damaligen Gouvernements herausgab, erst kürzlich aber mit unsäglicher Mühe und Arbeit einen Atlas des russischen Reichs von 120 Landcharten zu Stande brachte, der die Geographie mit den wichtigsten Berichtigungen bereichert hat. Am Schlusse der Rede zeigt er endlich, zu welchen frohen Hoffnungen in Rücksicht der Ausbreitung der Wissenschaften, die von Alexander dem I. neugestifteten Universitäten und in dem weiten Umfang seines Reichs verbreiteten Unterrichtsanstalten uns berechtigten.

Die dritte in französischer Sprache gehaltene und in dieser Sammlung abgedruckte Rede hat den Titel:

Discours sur l'utilité des collections publiques pour l'instruction en général et sur l'influence de l'étude de la nature sur la culture de l'esprit en particulier, prononcé à la fête semiseculaire de l'Université Imperiale de Moscou, par G. Fischer, Dr. en Philosophie et en Medecine, Conseiller Aulique de Sa M. I. de T. les R., Professeur Demidovien P. O. de l'Histoire Natur. et de l'Anatomie comparée, Directeur du Muséum d'Hist. Nat. de l'Université etc.

Bekanntlich hat die Universität zu Moskwa, durch die großmüthige und unerschöpfliche Frengelbigkeit Alexanders I., unter andern kaiserlichen Wohlthaten auch ein Museum der Naturgeschichte erhalten, welches durch die kostbaren und prächtigen Geschenke eines Paul von Demidoff und eines Fürsten Urusoff eines der ersten in Europa geworden ist. In Gemäßheit des Willens Sr. Kaiserl. Majestät, daß diese Schätze nicht unnäherweise in ihren Sälen eingeschlossen bleiben sollten, sondern vielmehr dem Publikum das Vergnügen gegönnt würde, diese Meisterstücke der Natur zu sehen, zu bewundern, und sich durch ihren Anblick zu unterrichten, hatten der Herr Minister des öffentlichen Unterrichts und der Herr Kurator den Befehl ertheilt, daß dieses kaiserliche Museum der Naturgeschichte am Tage der fünfzigjährigen Jubelfeyer der Universität zum erstenmal eröffnet werden sollte. Diese feyerliche Eröffnung veranlaßte den Herrn Verf., in seiner Rede das Publikum mit der Einrichtung und Anordnung

dieser, an den kostbarsten Naturprodukten sehr reichen, Sammlung bekannt zu machen.

Es ist nämlich dieses Museum in 6 große Säle abgetheilt, wovon die drey letztern durch eine Gallerie von den drey erstern getrennt sind, und mit der Benennung des Demidoff'schen Museums besonders bezeichnet werden. In dem ersten Saal findet man auf der einen Seite die vierfüßigen Thiere und Vögel, auf der andern Seite aber die Schalthiere, Muscheln und Insekten. Durch die Mitte des Saals geht eine Reihe von Schränken, in welchen die prächtigsten Fossilien, bewundernswürdige Crystallisationen, die reichsten Gold- und Silberstufen u. s. w. verwahrt werden. Diese Reihe von Mineralien wird in dem zweyten Saal fortgesetzt, in welchem man auch auf den Seiten die von dem Herrn Grafen Stroganoff so reichlich beschenkte Sammlung der kriechenden Thiere, ferner die in Weingeist aufbewahrten Fische und Gewürme antrifft.

Der dritte Saal enthält eine seltene Sammlung mosaïscher und enkaustischer Gemälde, ein Geschenk des Fürsten Ursoff. Ferner verschiedene Kunstprodukte aus Wachs und Elfenbein, Römische- und National-Alterthümer, wie auch Proben des Kunstfleißes verschiedener Nationen, nach den Stufen, wie die Künste nach und nach sich vervollkommen haben.

Von hieraus kommt man auf die mit kolossalischen Versteinerungen oder großen Mammouths-Elephanten = und andern, in der Erde gefundenen, Knochen besetzte Gallerie, die nach dem, aus den drey folgenden Sälen bestehenden, besonders sogenannten, Demidoffschcn Museum führt, obgleich auch unter den vierfüßigen und kriechenden Thieren, den Vögeln, den Fischen, so wie unter den Alterthümern in den drey vorhergehenden Sälen sich schon eine Menge seltener und merkwürdiger Stücke befindet, welche die Universität der Freygebigkeit ihres genannten Wohlthäters zu verdanken hat.

In dem ersten Saal des Demidoffschcn Museums erblickt man zuerst eine prächtige Sammlung von Schalthieren und Muscheln, die bis in den zweyten Saal fortgesetzt wird, und hierauf eine allgemeine Sammlung von Mineralien, in vier Abtheilungen. Nämlich 1) die Edelgesteine, 2) die oryctognostische Sammlung, 3) die Sammlung der Mineralien von beträchtlicher Größe, und 4) die geognostische Sammlung. Ebendasselbst fällt eine Kollektion von Insekten in die Augen, welche Herr von Demidoff, unter der Anleitung des berühmten Linnäus, selbst gesammelt hat.

In dem nun folgenden zweyten Saal findet man die Fortsetzung der Muscheln, den Anfang der Bibliothek, und die prachtwolle Sammlung

von Thierpflanzen, welche von keiner andern ähnlichen Sammlung in Europa übertroffen wird.

Der dritte Saal des Demidoff'schen Museums enthält den Überrest der Demidoff'schen, an kostbaren Werken in allen Wissenschaften reichen, Bibliothek, und endlich das aus mehr als sechzig Bänden bestehende Herbarium, welches vermuthlich von dem berühmten Boerhaave herrührt, und von dem wohlthätigen Geber auf seinen Reisen in Siberien u. s. w. selbst vermehrt und ergänzt worden ist.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

Der Tod als Zwillingbruder des Schlafs

Per varios casus, per tot discrimina rerum,
Tendimus in Latium. — —

Als ich vor kurzem unter meinen Büchern frante, kam mir Herders schöne Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet? wieder zu Gesichte, die ich schon bey ihrer ersten Erscheinung im Publikum mit innigem Vergnügen gelesen hatte. Ich las sie nun noch einmal, und rief die angenehmen Bilder zurück, die durch das Lesen dieser Abhandlung in meiner Seele hervorgebracht worden waren, und die ich mit einigen vorzüglich interessanten Stellen aus Herders Schrift, und was ich sonst über diesen Gegenstand gesammelt habe, hier mittheile.

Es ist in der That eine gar schöne, liebliche Idee, den Tod unter dem natürlichen sinnigen Bilde des Schlafes, und umgekehrt, den Schlaf unter dem Bilde des Todes, und beyde, Schlaf und Tod, als Zwillingbrüder vorzustellen; — das Sterben mit dem Entschlafen und das Entschlafen mit dem Sterben zu vergleichen, und den Tod als Brudergefährten des Schlafes abzubilden.

Von den hieher gehöri gen Stellen aus alten Schriftstellern, will ich hier nur folgende anführen:

Zeus befehlt bey dem Homer *) dem Apollo, seinen geliebten Sarpedon dem Schlafe und dem Tode, den Zwillingbrüdern, zu übergeben, um ihn in seine Heimath — zur Ruhe — zu bringen.

Ἐννοήσατε — sagte der sterbende Kyrus, unter andern, zu seinen Söhnen — ὅτι ἐγγύτερον μὲν τῷ ἀνθρώπινῳ θανάτῳ ἔδειν ἔστιν ὕπνος, bedenket, daß dem Tode des Menschen nichts näher komme als der Schlaf. **)

Als Georgias aus Leontium, in seinem hohen Alter (er wurde 107 Jahr alt) dem Tode

* C. Homers Iliade XVI. 669—671.

**) C. Xenophons Kyrupädie B. 8. K. 7. S. 352, in der zu Leipzig 1774, 8. bey Schwickerdt herausgegebenen Ausgabe.

nahe und krank, in einen Schlaf verfallen war, und einer seiner Freunde, nach seinem Erwachen, ihn gefragt hatte, wie er sich befände? antwortete er: ἤδη μὲ ὁ ὕπνος ἀρχεται παρακατατθεῖσθαι τῷ ἀδελφῷ. *) der Schlaf beginnt schon mich seinem Bruder zu übergeben.

Olympiodor über den Phädon des Plato sagt: τὸν ὕπνον ἀδελφὸν τῷ θανάτῳ φασὶν οἱ ποιηταὶ καὶ κασίγνητον, διότι χωρίζει ἡμᾶς καὶ οὕτως ἀπὸ τῆς αἰδέσεως, καὶ ἀπὸ φαντασίας κατὰπερὶ ὁ θάνατος. — Die Dichter nennen den Schlaf den Bruder und Verwandten des Todes, weil er uns scheidet so vom Gefühl und von der Phantasie, wie der Tod.

So sagt ferner ein alter gnomischer Dichter:

Ὑπνος θάνατῳ τὸς προμελέτεσις πέλα.

Der Schlaf ist eine vorgängige Betrachtung des Todes.

Ὑπνος τὰ μικρὰ τῷ θανάτῳ μυστήρια. **)

Der Schlaf ist anzusehen als die kleinen Mysterien des Todes.

*) S. Aelian's Ποικιλῆ ἱστορία (vermischte Erzählungen) B. 2, 35.

**) S. die den Gnomen oder Lehrsprüchen des Theognis beigefügten Sittensprüche verschiedener Dichter, nach Jakob Hertel's Ausgabe von 1576, 8. — Der Gnomiker scheint hier auf die Eleusinischen Mysterien hinzudeuten. Diese wurden in die kleinen und großen Mysterien eingetheilt, zu welchen man sich feierlich einweihen lassen mußte. Der Einweihung gingen mancherley Vorbereitungen vorher, welche in Reinigungen, Andachtsübungen, Opfern, und andern Feierlichkeiten, besonders in solchen bildlichen Vorstellungen bestanden, welche auf den Zustand

ingleichen Virgil:

Tum consanguineus lethi sopor —

Also der Schlaf der Brüder des Todes —

Ut somnus mortis, sic lectus imago sepulcri.

So wie der Schlaf vom Tode, so ist das Grab vom
Lager das Abbild.

und Ovid im zweyten Buche seiner Elegien:

Stulte, quid est somnus, gelidæ nisi mortis imago?

Longa quiescendi tempora fata dabunt.

des Menschen nach dem Tode, auf die Schicksale der abge-
schiedenen Seelen, die Orter der Finsterniß und des Lichts,
die Qualen der Verdammten, und die Freuden der Seligen,
Beziehung hatten, und zugleich die Schrecken des Tartar-
us und die Freuden Elysiums sehr lebhaft darstellten.
Hatte der Einzuweihende alle die mannichfaltigen, erschüt-
ternden Scenen, durch welche er geführt worden war;
überstanden, so wurde ihm vom Hierophanten (ober-
sten Priester) der Vorhang geöffnet, der das Allerheiligste
verbarg. Alle diese Feuerslichkeiten, welche mit dem Ein-
zuweihenden vorgenommen wurden, und die wundervollen
Vorstellungen, welche man ihm zeigte, gingen dahin, die
Lehren von Unsterblichkeit der Seele, von Strafen und Bel-
ohnungen in jenem Leben u. s. w. auf eine sinnliche Art
unter diejenigen zu verbreiten, welche die Schriften der
Philosophen über diese Gegenstände, nicht lesen oder nicht
verstehen konnten. Man versprach sich von der Einweihung
in diese Geheimnisse die heilsamsten Wirkungen in diesem
und dem zukünftigen Leben, und glaubte dadurch von Sün-
den und Lastern gereinigt und zu allen Arten der Tugens-
den gestärkt zu werden. Die großen Mysterien, wozu man
durch die kleinen vorbereitet werden mußte, hatten die Ten-
denz, den Schleier des Aberglaubens, den die Fabeln der
Dichter und die Volksreligion gewebt hatte, von den Augen
der Egypten (Eingeweihten) wegzureißen, und ein neues
herrliches Gebäude von nützlichen Wahrheiten aufzubauen,
welche zu fassen man den großen Haufen für unfähig hielt,
z. B. die Lehre von einem einzigen Gott, von der hohen
Würde und künftigen Bestimmung der menschlichen
Seele u. s. w.

Thor! was ist denn der Schlaf, als ein Bild des schauer-
rigen Todes?

Lange Ruhezeit wird uns das Schicksal verleihn,
und Owen in seinem 193. Epigram, *Somnus,*
Mors, überschrieben:

In somnis quanquam simulo pro tempore mortem,
Non est pars vitae dulcior ulla meae.
Permirus est in morte igitur quid tam sit amarum,
Tam dulcis cum sit mortis imago, sopor.

Denk' ich unter dem Schlaf auch wohl zu Zeiten den
Tod mir,
Lieblicher ist mir doch nie meines Lebens ein Theil.
Wunderbar ist es daher, im Tode Bitterkeit finden,
Da sein Bildniß, der Schlaf, doch so lieblich
mir ist.

Auch in unsern heiligen Schriften weht diese
schöne trostvolle Idee:

„Lazarus, unser Freund, schläft.“

„Sie gingen zur Ruhe, und schlummern in ih-
rer Kammer, und warten auf Auferstehung voll
Licht und Lebens.“

(Die Fortsetzung folgt.)

An die Freunde in Neapel,
bey der Nachricht vom dortigen Erdbeben.

Es schwanken die Berge, der Felsen erzittert,
Es wanken die Gründe!
Es stürzen die Zinner und Mauern, erschüttert,
Es öffnen sich Schlünde!
Es sinken Palläste und Hütten hinab,
Ins offene Grab!

Wo weilet ihr Lieben? Ach send ihr geborgen,
 Gerettet vom Tode?
 Ach naht er schon heute, ach kömmt er nicht morgen,
 Der traurige Bote?
 Wir fürchten, wir hoffen, das schwankende Herz
 Durchbebet der Schmerz.

Gesundheit zu schöpfen und frischeres Leben,
 Und mildere Lüfte
 Unseliges Forschen! . . . kühn hieß es euch streben
 Zum Rande der Klüfte!
 Erschien euch warnend im Traume denn nicht
 Des Römern * Gesicht.

Ihr ahntet die Schrecken, die fürchterlich drohten, —
 Und konntet noch säumen?
 Es zürnt dem verderbten Geschlechte der Boden, —
 Ihr wollt ihn nicht räumen?
 Ein Engel verkündet das harte Gericht, —
 Ihr höret ihn nicht?

Sie läutet die Glocken, die bebende Erde,
 Verschlinget die Flüsse;
 Sie strömet, damit sie entsündigt werde,
 Die feurigen Güsse!
 Es rächt die Natur der Jahrhunderte Greul,
 Mit dumpfen Geheul!

Ach eilet, ihr Guten, entflieht dem Verderben,
 Befreyt uns vom Harne!
 Auf heimischer Erde, sanft läßt es sich sterben,
 Den Freunden im Arme;
 Auf friedlichem Hügel sanft ruhn die Gebeine,
 Nicht fremd und alleine.

*) Plinius, der Naturforscher, stürzte in einen Vulkan.

Es winken uns tröstend zwey freundliche Sterne,
 Die schnell sich verdunkeln
 Sie schwanden dem Blick in unendlicher Ferne
 Seht heller sie funkeln
 Wir glauben dem himmlischen Zeichen, es spricht:
 „Das sind eure Lieben,
 Sie starben euch nicht!“
 Mitau, in Kurland. E. Chr. Trautvetter.

Der Ritter Pinetti in Mitau.

Wir haben neulich den Wundermann Pinetti unter uns gehabt. Wenn seine Wunder auch alle schon längst von Rossmann gelöst sind, so ist uns diesmal doch noch eins an ihm zu bewundern übrig geblieben, was — wenn es einer Erklärung fähig ist — nur durch ein neues Wunder, nämlich durch die Offenherzigkeit eines Meisters in geheimen Wissenschaften zu erklären bleibt. Dies Wunder besteht nämlich darin, daß er von sich selbst mit einer unerwarteten Aufrichtigkeit in den hiesigen öffentlichen Blättern rühmte: „er habe mit dem hiesigen Publikum sein Spiel getrieben.“ Zweifelt einer? — Hier folgt aus No. 67 der Mitauschen Zeitung der buchstäbliche Eingang seiner Annonce, die er nach der ersten, nur zu fruchtlos abgelaufenen, Einladung erließ:

„Herr Pinetti, gerührt durch die Güte und den
 „Beyfall des hiesigen Publikums, mit
 „welchem seine Gemahlin zu spielen

„die Ehre gehabt hat, wird, um seine
 „Dankbarkeit zu bezeigen, am Sonntage den
 „27. August, zum letztenmal das Publikum mit
 „einer großen Vorstellung unterhalten.“ —

Die Vorstellung, die sich das Publikum davon machte, war wohl eben nicht groß, denn gerade an diesem Tage hatte Herr Pinetti ein sehr — sehr kleines Publikum. Wenn er gleich darüber seine Rührung nicht wieder in gedruckten Blättern äußerte; so muß sie doch aufrichtiger als das erste-mal gewesen seyn; denn er verstummte vor Schmerz und ließ nichts weiter öffentlich von sich hören.

A n e k d o t e .

Kant wählte im Jahr 1770 den nachher berühmten gewordenen Markus Herz zum Respondenten bey Vertheidigung seiner Inauguraldisputation, wogegen viele Orthodoxen in Königsberg lauten Widerspruch äußerten. Der eine von diesen Herren soll jedoch seinem Herzen durch die Bemerkung Luft gemacht haben, daß der Jude wenigstens an dem Doktorschmause keinen Antheil nehmen dürfe.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 38. Mitau, den 18. September 1805.

Helleborum frustra, cum jam cutis aegra tumebit,
Poscentes videas. Venienti occurrere morbo.

Persius.

Literatur.

Dissertation sur le monument de la reine Comosarye. A St. Petersbourg, de l'Imprimerie Imperiale. 1805. 86 S. 8. Mit einem Titelfupfer und 10 Inschriften auf einzelnen Blättern.

Diese Abhandlung des berühmten Alterthumsforschers, Herrn Kollegienraths von Köhler zu St. Petersburg, ist, wie er in dem Avant propos sagt, als eine Vorläuferin der zu erwartenden vollständigen Sammlung seiner antiquarischen Entdeckungen in dem alten Klein-Scythien, der taurischen Halbinsel und dem asiatischen Sarmatien anzusehen. Sowohl der Name des Hrn. Verf. als die Gegenden, in welchen er seine Entdeckungen machte, berechtigen den Freund des Alterthums zu den höchsten und schönsten Erwartungen. Wer es weiß, daß die taurische Halbinsel schon frühe

griechische Kolonien erhielt; daß die Griechen mit der taurischen sowohl als gegenüberliegenden asiatischen Küste des Bosporus Cimmerius, mit den Städten Pantikapäum, Theodosia, Phana-goria u. a. in dem blühendsten Handelsverkehr standen; daß also griechische Sitte und Kunst hierher verpflanzt werden mußte; und nur einigermaßen mit den Bemühungen und Verdiensten des Hrn. Verf. um die Alterthumskunde bekannt ist: muß sich freuen, daß ein für alte Geschichte und Kunst so wichtiger Auftrag, als die von unserm Alexander in dieser Hinsicht befohlenen Nachforschungen in den genannten Gegenden sind, einem Manne zu Theil wurden, der seinen Beruf zu denselben hinlänglich beurfundet hat, und dieses durch vorliegende Schrift: über das Denkmal der Königin Komosarye, aufs neue bestätigt.

Das Denkmal von Komosarye, einer bis jetzt unbekanntem Königin, ward auf der Halbinsel Taman gefunden. Seit zwey tausend Jahren stand es auf einem Berge, dessen Fuß vom See Temruk bespült wird. Die Gewalt der Wellen hat das zwar hohe, aber lockere, Ufer nach und nach verschlungen, und das Denkmal ist, (nach des Herrn Verf. Vermuthung gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts,) von der Höhe herabgesunken. Es bestehet aus zwey Statuen und einem Piedestal mit einer Inschrift. Das Ganze ist aus Sandstein vollendet. Das Fußgestell, nebst einer

Statue lag am Ufer, die andere im See. An beyden fehlen die Köpfe.

Komosarje hatte (so vermuethet der Herr Vf.) in der Nähe dieses Berges, an dessen Fuße eine kleine Stadt, oder wenigstens griechische Niederlassungen, sich befanden, und von welchem das alte Phanagoria nicht gar weit entfernt lag, einen Sommersitz, und errichtete daher ihren Schutzgöttheiten, Anergēs und Astara (Sonne und Mond, nach der Erklärung des Hrn. Vf., und Syrisch-Chaldäischen Ursprungs) das Denkmal auf der Höhe, wie es im Alterthume gebräuchlich war. Eine Abbildung desselben wird in dem vollständigen Werke geliefert werden. Hier finden wir nur die Inschrift, welche wir, nach S. 6., so wie der Herr Verf. die Worte abgetheilt und an einigen Stellen ergänzt hat, abschreiben und die deutsche Übersetzung hinzufügen.

ΚΟΜΟΣΑΡΤΗ ΓΟΡΓΙΠΠΟΥ ΘΥ
 ΓΑΤΕΡ ΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣ ΓΥΝΗ
 ΕΤΞΑΜΕΝΗ
 ΑΝΕΘΗΚΕ ΙΣΧΥΡΩΙ ΘΕΙΩΙΣ
 ΑΝΕΡΓΕΙ ΚΑΙ ΑΣΤΑΡΑΙ ΑΡΧΟΝ-
 ΤΟΣ ΠΑΙΡΙΣΑΔΟΥΣ
 ΒΟΣΠΟΡΟΥ ΚΑΙ ΘΕΥΔΟΣΙΗΣ
 ΚΑΙ ΒΑΣΙΛΕΥΟΝΤΟΣ ΣΙΝΔΩΝ
 ΚΑΙ ΜΑΙΤΩΝ ΠΑΝΤΩΝ
 ΚΑΙ ΘΑΤΕΩΝ

Romofarne, Gorgippos Tochter, Parisades Gemahlin, gelobt' und Weihete es den mächtigen Gottheiten Anarges und Astara, als Parisades über den Bosphorus und Theodosia gebot, König der Sinder war und aller Mäoten und anderer Völker. —

Auf der achten Seite fangen die Erläuterungen der Inschrift an, in welchen ein Schatz von Gelehrsamkeit enthalten ist, in denen wir aber hier dem Hrn. Vf. nicht folgen können. Wir fügen nur hinzu, daß bey dieser Gelegenheit zehn andere Inschriften angefügt und erläutert worden sind, die man am Schluß der Schrift findet.

Von den drey Münzen des Titellupfers ist die erste eine unedirte Münze der Stadt Theodosia, in Erz, die der Herr Verf. in zwey Exemplaren gefunden und im XIV. Bd. der Schriften der St. Petersb. Akademie d. Wiss. beschrieben hat. Der Avers zeigt einen Mannskopf mit einem Helm, wahrscheinlich das Bildniß des Archon *); auf dem Revers erscheint ein Köcher und eine Keule. — Die Legende ist ΘΕΤ.

Die zweyte ist eine Münze der Stadt Gorgippia, in Silber. Man kannte bisher keine

*) Die Verfassung des Bosphorus näherte sich der republikanischen — wie denn auch auf unserer Inschrift Parisades den Titel Ἀρχων (Oberhaupt, Magistrat) führt.

von diesem Metall. Sie hat auf der Hauptseite einen mit Lorbeer bekränzten schönen Apollonskopf, auf dem Revers einen Rehbock und hinter demselben einen Thyrsus.

Die dritte ist gleichfalls eine Münze derselben Stadt, in Erz, mit einem Apollonskopfe und dem Vordertheile eines Schiffs, welches auf ihre Lage am Meere deutet.

Æ.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e.

Einige Worte als Nachtrag zu dem Aufsatze: Über den Glauben an Geister und Gespenster in No. 18 der W. U.

(Beschluß.)

Man denke sich hierzu einen Hausvater, dessen Gattin und Sorgerin dahin ist, den täglichen Aufenthalt an der Trauerstätte, das Beyleid der Bekannten, die Thränen des lieben Herrn Advokaten Klepe, die Beerdigung, die schnelle Einöde eines Hauses, aus welchem, mit dem Tode der Hausfrau, Ärzte, Wärterinnen, Besuchende auf einmal wegbleiben, — dieses und vieles Andere denke man sich hinzu: so hat man eine Reihe von Reizminderungen, welche einer gespannten Seele nur noch fehlten, um sie auf den höchsten Grad der direkten Schwäche hinaufzuschrauben, — einer

zarten Saite gleich, die von jedem darüber hingleitenden Fliegenfuße erzittert und klingt.

Die Mühmen kommen. Mit diesem einzigen Worte ist, unter so betrübten Umständen, eine neue Reizminderung ausgesprochen. Sie alle sitzen eines Abends um die vertrauliche Flamme des Lichts; sie sprechen von den Tugenden der Seligen, deren Bild vor ihren gerührten Seelen schwebt. Sie sehen in den mit Seufzern gefüllten Pausen des Trauergesprächs alle — eine alltägliche Erfahrung in das Licht. Auf einmal wehet es, und treibt die Flamme auf die Seite. Wer weiß, welche korrespondirende Stuben- oder Ofenthüre im entfernten Zimmer oder Vorhause aufgemacht wird, wohin Herr W., nicht zum Fenster hinaus, hätte sehen sollen. — Alle erbleichen; denn die selige Frau hat in's Licht geblasen.

Herr W. erklärt den Mühmen die Sache, so gut er (aus einigem Entsetzen über den Vorfall) kann, (S. 26.) physikalisch, und legt sich mit derjenigen Herzhaftigkeit zu Bette, deren erzwungener Dienst der allertreuloseste ist. Er kann aber (wir glauben ihm das) nicht schlafen, sondern wacht bis halb Ein Uhr. Plötzlich entsteht ein Sturmwind. Herr W. fühlt sich von der seligen Frau, nach aufgehobener Bettdecke (wir befinden uns auf ähnliche schreckliche Scenen aus unsern Kinderjahren) auf dem Rückgrade, derjenigen Stelle des Körpers, wo alle Fieber- und Angstfröste ihr Pa-

roriömenspiel treiben, angeblasen. Nachdem er den philosophischen Augstspruch hergesagt: Ich bin u. s. w. (S. 31.), hört er ganz deutlich den Geist, etwa wie eine Katze (S. 32.) durchs Alkovenfensterchen herausklettern. Für dasmal war also der Spuck zu Ende.

Zwischen diesem und den folgenden Aufzuge dieses Geisterspiels besucht ihn nun der liebe Herr Klepe und hilft durch seine philosophische Einstimmung in den Beweis der Wahrheit der Erscheinung, welchen er noch besonders daraus vollgültig macht, daß Mignon (der Hund) nichts von dem Sturmwinde gehört habe. (S. 58.) die Seele des armen Wözel vollends, wie auf einer Folterbank, spannen. Nur Träume füllen die Nächte, und das ominöse Alkovenfensterchen (ein gewöhnlich beliebter Aus- und Eingang Katzenähnlicher Gespenster) wird allmächtig aufgeschoben.

Doch! unterdessen (S. 105.), auf dem höchsten Punkte der Schwäche, lange angesammelt, lange vorbereitet, bis das schreckliche Vieleicht erfüllt ist, nahet die Entzauberung. Warum aber blies der verklärte Geist früher nur in das Licht, in's Alkovenfenster? warum dem geliebten Wittwer nur auf den Rücken? es läßt sich mit dem schärfsten Nachdenken nicht errathen.

Endlich kömmt sie, wie natürlich durch die Lüfte, (schon vorher jedesmal mit Wind) aus dem Himmel herab. Herr W. kann abermals nicht

Schlafen, (S. 105.) ein schwacher Strahl fällt durch das Alkovenfenster, Herr W. guckt dahin, wo es hell ist, und da steht sie, eine weißliche Figur in Lebensgröße, und sagt — (sagt? — mit welchen Organen?) „Ich bin unsterblich!“ — (ob ich gleich erst vier Wochen im Himmel bin) und verschwindet, als Herr W. zuspringt, doch nicht ohne ihm (mit der nächsten Tischcke im Dunkeln) einen derben elektrischen Schlag zu versetzen. — Herr W. springt umher und untersucht, prüft Fenster und Thüren, faßt an Tisch und Bänke, wägt Möglichkeit für Möglichkeit — ohne einen einzigen zweckmäßigen Griff an seine Stirn zu thun, hinter deren erhitzter Decke der Spuck verzaubert lag.

Ja auch mit dieser Krise ist die Krankheit nicht gehoben; eine zweyte Erscheinung am hellen Tage, oder vie mehr ein zufälliges Aufgehn der bloß angelehnten (S. 18.) Thüre, welches sogar den Mignon frappirt, muß den Kranken bis zu derjenigen Abstumpfung bringen, wo zwar Geister und Gespenster, aber mit ihnen auch die Genien gesunder Reflexion, verschwinden.

— Und dieser Mann, nachdem er zur Beglaubigung der seinigen, noch einige andere Gespenstergeschichten erzählt hat, beklagt sich über die Fluth der gegen ihn geschriebenen Libelle und Spottschriften? — und wundert sich über das

Stillschweigen der Naturforscher, bey der Bitte um Erklärung eines Irrlichts, daß um alle Sumpfe hüpfst? — *)

D. Trinius.

Etwas über das von dem Herrn Mechanikus Adam hier in Mitau vorgezeigte, sogenannte redende, Automat.

Wer den Punkt kennt, wie weit man kommt, wenn man durch Anwendung der Lehre von den

*) Als Probe der Wölgelschen Philosophie, und zur Beherzigung aller Natur-Philosophen, diene seine recht gut hieher passende Erklärungsart der Geistererscheinungen. S. 198 heißt es: „der Grundstoff, aus welchem der Mensch besteht, ist der Saamenduft oder Saamengeist, der den mütterlichen Keim befruchtet, und ebenfalls aus Lichtstoff besteht. Dieser Lichtstoff nimmt, in Verbindung mit dem Luftstoffe und Sauerstoffe, verhältnißmäßig so zu, daß er alle Theile des menschlichen Körpers durchdringt, und deren jetzt unsichtbare Grundlage fortwährend bleibt. Sobald sich nun nach dem physischen Tode alle gröbere Stoffe und Körperhüllen von der wesentlichen Grundlage aller Theile der menschlichen Natur, folglich von dem Lichtstoffe, trennen, so muß auch der Lichtstoff, welcher mit der sich aus ihm entwickelnden Seele ein unzertrennliches Ganze ausmacht und ihr zum nächsten wesentlich nothwendigen Organe dient, noch eben sowohl, als vorher einen ganzen Menschen vorstellen und seinen Raum erfüllen, zwar nicht mehr der Dichtigkeit, aber doch der Ausdehnung nach. Auf diese Art muß man nun einen solchen, von allen gröbern Stoffen, bis auf den Lichtstoff, entkleideten und verdünnten Menschen in Lebensgröße sehen können. Auch läßt sich auf diese Art von dem übriggebliebenen Lichtstoffe leicht die Möglichkeit, Art und Weise erklären, wie derselbe einen dunkeln Ort erhellen könne u. s. w.“

Schwingungsbewegungen schallender und klingender Körper, artikulirte Töne nach Willkühr hervorbringen will, der wird, ohne sich zu bedenken, die Unmöglichkeit eines redenden Automats behaupten. Ich will aber den Fall setzen, es wäre wirklich möglich, ein Instrument zu verfertigen, vermittlest dessen man jeden beliebigen Ton, in eben der Geschwindigkeit, wie es zum Sprechen erfordert wird, auf einander folgend hervorbringen könnte, was jedoch nur ein Ideal für den Mechaniker, auch wenn er mit den besten physikalischen Kenntnissen ausgerüstet ist, bleiben wird: so würde doch selbst bey dieser, für unsere Kräfte unerreichen, Vollkommenheit, ununterbrochen Jemand die zu jeder Sylbe erforderlichen Töne erst ordnen müssen. Da aber Herr Adam seinem fälschlich sogenannten Automate, noch die Vollkommenheit beylegt, daß es ganz durch eigne innere Kraft antworte, und Niemand damit Kommunikation habe; was er nicht allein sehr ernstlich einem Jeden versichert, sondern auch beweisen will, indem er die Maschine in die Höhe hebt, sie hin und wieder betastet läßt, sie auf eine andere Stelle setzt, gleich einer Uhr aufzieht, den Vorhang hinter derselben aufhebt, damit man sich überzeuge, daß auch hier Niemand verborgen sey u. s. w.: so muß ich wirklich gestehen, daß Herr A. sehr tiefe Blicke in die Werkstätte der Natur geworfen zu haben scheint. — Denn eine todte Maschine sogar mit Denkkraft zu

begaben, dahin brachte es selbst kein Newton! — Es ist wirklich zu bewundern, wie in unserm Zeitalter noch Jemand mit so großer Dreistigkeit sich unterstehen kann, dergleichen Täuschungen, die selbst derjenige, der nur einigermaßen einen Überblick von den Naturerscheinungen hat, einseht, dennoch der Welt für Wahrheit aufdringen zu wollen. Aber woher kommt das? Ein Theil des bewundernden Publikums, wenn es gleich das Bewunderte nicht für etwas Uebernatürliches hält, setzt doch häufig noch soviel hinzu, daß es unerklärbar wird; vorzüglich geschieht dieß, wenn ein zweyter, in dem derselbe Gegenstand weniger Bewunderung erregt, dem Bewundernden die Sache ganz natürlich auseinander zu setzen sucht. So war es z. B. auch mit diesem Automate der Fall, als in einer Gesellschaft das Gespräch darauf kam. Man bewunderte unter andern besonders, daß die Figur die auf dem Zifferblatte jeder Uhr angezeigte Zeit ansage, ohne daß irgend Jemand die Uhr gesehen habe. Nachdem ich meine Erklärung, welche sich auf Zurückstrahlung und Brechung des Lichts, so wie auf Fortpflanzung des Schalles gründete, geäußert hatte, und wobey ich anführte, daß in der Decke des Zimmers nur ein kleines Loch befindlich seyn dürfe, durch welches eine Person, mit gehörig bewaffnetem Auge, alle Gegenstände im untern Zimmer deutlich wahrnehmen könne; so wurde gleich hinzugefügt: man habe das Zifferblatt

nach dem Fußboden gefehrt gehalten. Als ich erwähnte, auf jeden Fall müßte der Stuhl mit dem Fußboden in Verbindung stehen, wurde gesagt: jeder könne den Stuhl hinsetzen, wo er wolle. Durch diese paradoxen Behauptungen ward ich bewogen, die Figur nochmals zu besuchen, und mit mehrerer Aufmerksamkeit zu beobachten. Zuerst untersuchte ich die Decke des Zimmers, und fand, zur Bestätigung meiner geäußerten Muthmaßung, in derselben, etwa anderthalb Schritt vom vordern Standort der Figur entfernt, dicht über der Stelle, wo gewöhnlich der Fragende steht, 2 Löcher, ungefähr $\frac{1}{4}$ Zoll im Durchmesser. Durch diese mußte also wohl der verborgene Antwortende die Gegenstände zu Gesicht bekommen, welche die Figur erkennen sollte. Jetzt nahm ich eine Münze aus der Tasche, und fragte, ehe ich selbige gesehen hatte, wie viel sie werth sey? Die Antwort war: eine Chursächsische. Ich wiederholte meine Frage: wie viel sie werth sey? worauf ich, wahrscheinlich ganz absichtlich, eine undeutliche Antwort erhielt; erst auf die dritte Frage wurde $2\frac{1}{2}$ Mark geantwortet. Einen Augenblick wurde ich durch die richtige Antwort überrascht; da aber jene Münzsorte hier die gebräuchlichste ist, so war es freylich am ersten zu vermuthen, daß ich gerade eine solche in der Hand haben würde.

Ich wiederholte daher meine Frage und nahm einen holländischen Dukaten in die Hand; die Antwort war wieder die vorige. Herr A. wollte nun sein Kunstwerk rechtfertigen und forderte mich auf, noch einmal zu fragen, indem mich die Maschine vielleicht nicht recht möchte verstanden haben!! ich befolgte die Aufforderung; aber, unter dem Vorwand eine andere Münze zu nehmen, griff ich in die Tasche, behielt jedoch den Dukaten in der Hand.

Jetzt wurden 5 Mark gerathen. Dieß doppelte falsche Ansagen war ein Beweis, daß die Figur nur dann richtig antworten kann, wenn die verbor-gene Person den Gegenstand gesehen hat.

Um mich nun aber auch zu überzeugen, daß die Figur, mittelst einer Kommunikationsröhre, mit einer Person in Verbindung stehe, ersuchte ich Herrn A., die Figur auf eine andere Stelle zu setzen. Er hob sie sogleich auf und setzte sie auf das weiter im Hintergrunde angebrachte, mit einer Decke be- legte Gestell; ich wandte hiergegen ein, daß ich weit mehr befriedigt seyn würde, wenn er die Fi- gur nur um einige Zoll von ihrem gewöhnlichen Standpunkte rücken wollte. Die hierauf erfolgende Antwort war: daß dies nicht angehe, denn die Maschine müsse immer parallel stehen. Da ich nicht einsehen konnte, womit sie parallel stehen sollte, so wurde ich noch zu einigen Fragen bewo- gen, durch welche ich denn in Erfahrung brachte, daß der Künstler perpendikular mit parallel ver- wechselt habe. Da aber eine horizontal-liegende Ebene in allen ihren Punkten mit der Perpendiku- larlinie einen rechten, und, im Fall selbige auch nicht ganz horizontal liegen sollte, doch in allen ihren Punkten mit der Perpendikularlinie einen glei- chen Winkel bildet: so war dieß eine ungegründete und nicht gehörig überdachte Entschuldigung, be- sonders da sich der Künstler nicht bekümmerte, wo die drey übrigen Füße des Stuhles standen, son- dern nur den rechten Fuß auf einen von zwey be- stimmten Punkten setzte. Der eigentliche Grund, weshalb dieß geschah, war kein anderer, als daß eben in dem rechten Fuße die Schallleitungsröhre lief, welche unter dem Fußboden an diesen zwey Punkten fortgesetzt wurde. Ein Umstand, den Herr A. freylich mit größerer Vorsicht zu verbergen

suchen müßte; denn wer dieß einseht, der glaubt ja nicht, was auf dem Ankündigungszettel steht, daß nämlich diese Puppe ein großes Meisterstück sey, woran der Künstler 15 Jahre mit großem Fleiße gearbeitet habe.

Jetzt will ich nur noch anzeigen, wie man eine redende Puppe darstellen kann, ohne jedoch zu behaupten, daß Herr Adam auf dieselbe Art verfahren habe. Durch eine solche Puppe würde ich eine Röhre gehen lassen, deren obere Öffnung sich im Munde der Puppe endigt, und hier würde ich sie durch einen Trichter ausserhalb dem Munde verlängern. Dieß hat den Vortheil, daß mehr Schallstrahlen aufgefangen werden. Die andere Öffnung der Röhre würde ich unter dem rechten Fuße des Stuhles (nur um mehr Ähnlichkeit mit dem Automate des Herrn A. hervorzubringen, sonst könnte es auch unter dem linken seyn) zum Vorschein kommen lassen, diese aber, durch einen unbedeutenden Mechanismus, inwendig mit einem Schieber versehen, wodurch ich, bey'm Aufheben des Stuhles, die Öffnung verschließen könnte; damit aber der Schieber um desto unmerkbarer seyn möchte, würde ich gerade einen solchen Stuhl wählen, wie der, dessen sich Herr A. bediente. Auf derselben Stelle, wo dieser mit Messing belegt war, würde ich meinen Schieber verbergen. Nun würde ich den Fußboden des Zimmers, da, wo die Figur stehen sollte, mit einem andern Boden belegen, der aber an der Stelle, wo der rechte Fuß des Stuhles stehen soll, eine Spalte haben müßte, ungefähr so, wie die unter dem rechten StuhlFuße des Adamschen Automats. Unter dieser Spalte würde ich die Fortsetzung der Schallleitungsröhre anbringen, welche ich, nachdem sie unter ein 2tes Gestell geleitet worden, ausserhalb dem Zimmer dahin führen würde, wo der

schicklichste Ort zur Beobachtung der fragenden Personen wäre. Dieser würde wahrscheinlich über dem Standort meiner Puppe seyn; hier würde ich den Fußboden des obern Zimmers, gerade da, wo unten die fragenden Personen stehen, 1 bis 2 mal durchbohren. Niemand könnte hieraus mehr Argwohn schöpfen, als ich selbst bey Erblickung jener oben erwähnten Löcher an eben diesem Ort, schöpfte. Über diese Löcher würde ich nun einen pyramidenförmigen, inwendig schwarz angestrichenen, Kasten setzen, welcher in gehöriger Entfernung vom Loche ein matt geschliffenes planes Glas einschloffe, damit die von den Gegenständen des untern Zimmers reflektirten, sich im Loche durchkreuzenden, Lichtkegel, an dieser mattgeschliffnen Glasplatte, das verjüngte umgekehrte Bild der im untern Zimmer befindlichen Gegenstände erzeugen müßten. Um aber diese Gegenstände noch besser zu erkennen, würde ich das Bild, durch schickliches Anbringen einer Vergrößerung, deutlich machen. Wenn diese Vorrichtung getroffen wäre, würde ich nun ganz natürlich aus dem obern Zimmer die, im untern Zimmer, meiner Puppe in den Mund gesagten, mir durch die Schallleitungsröhre zugeführten, Fragen, durch eben diese Röhre, an Stelle meiner Puppe, beantworten; und diese werden um so überraschender seyn, wenn sie sich auf augenblickliche, eben statt gehabte Erscheinungen beziehen. Z. B. es zöge Jemand 2, 3 oder mehrere Karten und fragte, welche er gezogen habe; so würde ich dieß beantworten können, da ich, indem die Person die Karten besieht, das vergrößerte Bild davon in der Camera obscura vor mir habe. Eben so leicht würde es mir zu beantworten seyn, wie viel Augen Jemand mit Würfeln geworfen hat, welche Zeit seine Uhr, die er so eben besieht, anzeigt u. s. w. Würde aber Jemand

so fragen, wie ich das Automat fragte, so würde ich leider auch nur rathen können. Sollte ich aber die Jahrzahl einer Münze ansagen, freylich, dann würde ich das Bild davon in meiner Cammera obscura etwas länger sehen müssen! Je nun, mein Gehülfe würde sich die Münze übergeben lassen, und sie dann schon so halten, daß das Licht gehörig darauf fiel und ich ein deutliches Bild erhielt. Vor allen Dingen aber würde ich zum Gehülfen einen Menschen brauchen, der etwas Gewandtheit hat; denn sollte ich z. B. vorher sagen, wieviel Jemand Augen mit Würfeln werfen wird, so müßte mein Gehülfe, der 6 Paar Würfel bey sich haben könnte, in der größten Geschwindigkeit, diejenigen Würfel überreichen, durch welche diese angezeigte Anzahl Augen fallen müssen, indem jeder seiner Würfel auf der einen Seite mit Bley ausgegossen, und auf der entgegengesetzten Seite, worauf die Zahl steht, welche fallen soll, ausgehöhlt seyn würde. Um dieß besser zu verbergen, würde ich nicht mit der Hand, sondern mit einem Becher würfeln lassen. Wollte man aber gar wissen, wie alt Jemand, oder noch mehr; ob er verheyrathet und wie lange dieß der Fall sey, ob und wie viel Kinder eine Person habe u. dergl.; ja dann müßte ich freylich dasselbe Mittel ergreifen, dessen sich alle, selbst die berühmtesten, Taschenspieler, Wahrsager und alten Weiber, welche aus der Karte prophezehen, längst bedient haben, und welches darin besteht, daß sie sich zuvor wenigstens nach den wichtigsten Familienangelegenheiten der vornehmeren Personen des Orts erkundigen; denn von der niedern Klasse haben sie dergleichen Fragen nur selten zu erwarten.

Fr. Creutz.

Druckfehler:

In No. 37. ist S. 173 B. 4. v. u. statt Zinner zu lesen Zinnen.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 39. Mitau, den 25. September 1805.

Præus quam incipias, consulto et ubi consulueris, matüre
facto opus est.

Sallustius.

Der Tod als Zwillingbruder des Schlags.

(Fortsetzung des in No. 37 abgebrochenen Aufsatzes.)

Hypnos, Schlummer, Schlaf, und Thanatos, Tod, letzter Schlaf, waren, nach dem Homer, Zwillingbrüder, Söhne der Nyx, Nacht, *) der fruchtbaren Gebälerin aller Dinge; — der Mutter alles Großen, Erhabnen und Schönen, so wie alles Furchtbaren; — der Wiederanspannerin und Erregerin der ermatteten, erschlafften Naturkräfte; — der Auffrischerin der welken Lebenskeime; — der Entwicklerin des Lichts und der Freude.

*) Die Nacht war eine Tochter des Chaos, der ersten Grundursache aller Dinge, der Materie ohne Ausbildung, in welcher noch alles vermischt durcheinander lag. Sie vermählte sich mit ihrem Bruder Erebus. Ihre Kinder sind theils mit ihm erzeugt, theils aus ihr allein geboren worden.

An dem vollen Busen der Mutter schwelgten sie einst als Kinder, oder ruhten in ihren Armen; dann standen sie da als Genien des Lebens, oft in traulicher Brüderumarmung: der Schlaf als Freund und Wohlthäter der Ermüdeten, Bekümmerten und Unglücklichen; als täglicher Vorbote und Anzeiger des letzten Schlummers, der sich einst über uns ausbreiten, der letzten Dämmerung, die uns in eine andere Welt führen und zu einer höhern Klarheit erwachen lassen wird; *) — und der Tod, als Geleiter aus dem Lande der Dunkelheiten und der Einschränkung in die Gefilde des Lichts und der ewigen Freyheit und Bönne.

Ihre Mutter, Nacht, in jugendlicher Kraft und Fülle, aber ernsten Blicks, saß auf einem Throne; um sie herum tiefe, heilige Stille, das Herz zu erhabnen Betrachtungen und Ahnungen, aber auch zu bangen Besorgnissen stimmend. Unter ihrem magischen Schleyer ist alles in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllt. Doch wird dieser Schleyer nach und nach gelüftet und weggezogen, und dann entwickelt sich allmählig aus dem Dun-

*) In der 24. Orphischen Hymne wird der Schlaf auch der König der Götter und Menschen und Thiere, der Allesbeherrschende, allen Gegenwärtige, alle Körper Fesselnde, der Sorgenbändiger, der Mühseligkeitsendiger, der Lindernde, der Traurigkeitsfüller, der Lebenserhalter, der Wecker der Todesgedanken, der Bruder der Vergessenheit genannt. — Auch führte er den Beynamen Epidotes, Geber des Guten.

fel das Licht, dessen Strahlen durch den Äther dringen und ihn erfüllen; und so ward die Nacht auch die Erzeugerin des alles umgebenden und alles durchdringenden Äthers und des glänzenden Tages. — Sie ist — wie Herder sagt — von Anbeginn an die Theilnehmerin an dem Regimente der Schöpfung, die Gränzenbewahrerin im Univerfum.

Zu den Kindern der Nacht gehören auch die Träume, — eine unzählige Schaar, unter unzähligen verschiedenen Gestalten, und keiner dem andern ähnlich. Es giebt ihrer so viel als Ähren auf dem Felde, Blätter auf den Bäumen, und Sandkörner am Ocean. Der große Haufe derselben besucht nur die Hütten der Armen und die Behausungen der Bürger; drey aber: Morpheus, Icelos (auch Phobetos genannt) und Phantafos, die Palläste der Reichen und Großen. Sie gehen, um aus dem Schattenreiche, ihrem Wohnorte, nach der Oberwelt zu kommen, durch zwey Thore, wovon das eine von Elfenbein das andere von Horn war. Diejenigen, die durch das erste gehen, sind falsche, täuschende Träume, die die Schlafenden umgaukeln und nur selten eintreffen; diejenigen hingegen, die durch letzteres gehen, verkündigen Dinge, die gewiß erfüllt werden. *)

*) S. Homers Odyssee, XIX., 562. In den frühern Zeiten war der Gebrauch des Elfenbeins und des Horns häufiger und üblicher, so, daß man sich des

Ferner gehören dahin:

Harpokrates, der Gott der nächtlichen Stille und des Schweigens; — Symbol des Tiefen, Verborgenen, Geheimnißvollen, im Innersten der Natur, woraus sich unaufhörlich Leben und Fülle ergießt, ingleichen der Morgen- oder Frühlingssonne, und des menschlichen Lebens; bisweilen Schutzgott der Jugend und guter Genius überhaupt.

Aurora, die Göttin des werdenden, anbrechenden Lichts, die mit ihren Rosenfingern den Schleier der Nacht allmählig wegzieht; und

Phosphoros, auch Phobos und Apollon genannt, der Gott des sich entwickelnden Lichts und der Gesundheit.

Sie waren die Sinnbilder der Ruhe, der Erwachung zu einem schönen Morgen und zu einem erneuerten Leben; der Gelangung zu einem höhern Lichte. — Von den beyden letztern sagten unter andern die Griechen: „diesen schönen Knaben hat Phosphoros weggenom-

selben auch zu Thürbekleidungen bediente. Einige Ausleger, und unter andern der Scholiast zu der angeführten Stelle des Homer und Heyne zum Virgil Aen. VI. exc. I. T. II. 646, halten dafür, daß der Sinn dieser Bildersprache wahrscheinlich der sey, daß das Elfenbein, ob es gleich vermöge seiner Weiße Licht verspricht, dennoch nicht durchsichtig ist, und also täuscht; da hingegen das Horn durchsichtig ist, ob es gleich kein Licht verspricht. — Bloß die Träume, die gegen Morgen erfolgten, hielt man für solche, die von Göttern gesandt wären; die übrigen aber für Wirkungen der Natur.

men, dieses holde Mädchen hat Aurora entführt.“

Auch der Knabe Telesphoros, der, wenn er bey dem Askulap steht, Wiedergenesung in dieses Leben bedeutet, ist, nach Herders Meinung, wenn er hinter Schlaf und Tod steht, Symbol der höhern Genesung, der Geburt in ein anderes Leben, der Verjüngung und Vollendung.

Von den übrigen Kindern der Nacht walten Moros — das Schicksal — und die Mören — Parzen, Vollstreckerinnen des Schicksals, — mit geheimer unwiderstehlicher Macht, über alles was lebt und ist. Sie begleiten und führen die Menschen von ihrer Geburt an bis zum Grabe; vielleicht noch jenseits demselben. — Was das Schicksal, jenes furchtbare, in Dunkel gehüllte, geheimnißvolle und allmächtige Wesen, unter dessen Willen sich Götter und Sterbliche fügen müssen; das mit unsichtbarem Zepter alles beherrscht, und mit unwiderstehlicher Macht in die Handlungen des Menschen und in die Veränderungen seines Lebens eingreift, nach ewigen Gesetzen bestimmt hat, das führen die Parzen, seine Dienerinnen, mit unerbittlicher Strenge aus. — Clotho hält den Rocken, Lachesis spinnt den Lebensfaden, und Atropos schneidet mit einer Scheere ihn ab.

Die jüngern Kinder der Nacht: Nemesis, *) die unbestechliche, unerbittliche Göttin des Rechts und der Vergeltung, die streng gerechte Richter in der Handlungen, deren Tadel und hohe geheimnißvolle Macht selbst die Götter fürchteten, und die Keren, Verkünderinnen des Todes, waren die Gefährten der Sterblichen, die sie überall hin begleiteten; — in die Wiege, ins Schlafgemach, auf den Thron und ins Schlachtfeld, — bis hin in den Orkus.

Auch das Alter ist ein Kind der Nacht. Ihm zur Seite wandeln die Keren, hinter ihm folgt der Tod.

Die Griechen hatten zwey Wörter um den Tod zu bezeichnen: *Κηρ* und *Θάνατος*. — *Κηρ* bedeutete die Nothwendigkeit zu sterben, Todesverhängniß, gewaltsamen Tod, womit freylich viel Trauriges, Schmerzhaftes und Schreckliches verbunden seyn kann; z. B. wenn Jemand in der Blüthe seiner Jahre, an einer Krankheit, oder eines gewaltsamen Todes stirbt. *Θάνατος*: war der natürliche Tod, Aufhören des Lebens, wenn die natürlichen Kräfte verbraucht sind, das Lebensöhl ausgebrannt ist, Lebensende, letzter Schlaf, Versammel-

*) Vormals hielt sich diese hohe Göttin zwar auch bey den Sterblichen auf; als aber ihre Bosheit zu groß wurde, verließ sie die Erde und floh in den Himmel, indem sie zugleich die Schamhaftigkeit mit sich dahin nahm.

werden zu den Zielen, Übergang zur Ruhe, zum ewigen Schlafen oder zum ewigen Leben. Auch die Römer unterschieden auf ähnliche Weise Nex, Mors und Lethum, obgleich dieser Unterschied von den Schriftstellern, besonders von den Dichtern, die sich nach den Fesseln des Silbemaasses fügen müssen, nur selten beobachtet worden ist. Nex hatte Ähnlichkeit mit *Κηρ*, und Mors und Lethum mit *Θάνατος*. Aus diesem Unterschiede der Begriffe erklären sich die verschiedenen Vorstellungs- und Abbildungsarten des Todes. — Als Ker ist der Tod schwarz, widerlich und häßlich, in ein blutiges Gewand gehüllt, mit schrecklichen Augen und mit knirschenden Zähnen auf dem Schlachtfelde herumwandelnd, und hier einen Verwundeten, dort einen noch Unverwundeten, dort einen Sterbenden, bey den Beinen fortschleppend; einer von den Unterirdischen, der vom Duft des blutigen Opfers herbeygelockt, aus dem Todtenreiche empor kam, dem Herkules auflauern, ihn bey dem Genusse dieses Opfers mit seinen starken Armen ergreifen, und nicht loslassen wollte, als bis er ihm die Alceste, die Gattin seines Gastfreundes Admet, zurückgegeben haben würde. Als Ker ist der Tod grausam und unerbittlich; wen er einmal faßt, den läßt er nicht los; Menschen und Götter hassen ihn. Sein Name wurde selten genannt; keine Pöanen zur Abwendung seines Übels gesungen, — sie wären doch

nur vergeblich gesungen worden — kein Fest ihm gefeyert, und selbst nur mit Widerwillen dachte man an ihn. Er existirt daher auch nur selten als Kunstwerk der Griechen, die nichts als Schönes und Aufbeiterndes für Auge und Geist liebten. Selbst in ihrer Sprache, die an Wohl laut fast alle übrigen Sprachen übertrifft, hatten sie ihm einen aus der Kehle gewaltsam herausgestoßenen, den Laut eines erbitterten, böshaften, beißigen Hundes nachahmenden, Namen beigelegt. Seine beständige Begleiterin und Zwillingsschwester war das Todesgeschick. — Als Thanatos, Genius des Lebens, Lebensendiger, personificirter Bruder des Schlaf, und gleichsam dessen Bizar, war er ein willkommener Freund, der die Fackel des Lebens verlöschende Jüngling. Man dachte sich ihn nur unter sanften, lieblichen Bildern, und nur diese behielt die Kunst bey.

Furchtbar erscheint der Tod als Ker durch das unbedingte Gesetz des Sterbens, und durch den Kampf, wenn er die Bande des Lebens gewaltsam zerreißt, oder unter Verzückungen mit dem Leben ringt. — Freundlich ist er, wenn er die Lebensfackel langsam auslöscht, und den entkörpernten Schatten in den Drkuf, das Reich der Ruhe, geleitet.

So ist der Tod der Griechischen Dichter und Bildner, in Verbindung mit seinem Zwillingssbru-

der Schlaf, und den ihm gleichfalls verschwister-
ten Hoffnungen, ein liebliches tröstendes Bild.
Beide entheben uns den Mühseligkeiten und
dem Kummer dieses Lebens. Der Schlaf stärkt
unsern Geist und unsern Körper zu erneuerter äu-
ßerer Sinnesempfindung, zu neuer fortgesetzter
Thätigkeit des künftigen Tages; der Tod führt
uns verklärt zu höherer Thätigkeit des künftigen
Lebens — in das glückliche Elysium, in das er-
sehnte fruchtbare Phytia; *) in der Ruhe Gefilde,
wo nichts die Liebenden trennet. — Beide sind
schöne, freundliche Jünglinge: der Schlaf mit
einem Kranze von schlummererregenden Mohn-
blüthen in der Hand; der Tod mit der umge-
kehrten verlöschenden Lebensfackel, oder, wie
Herder meint, mit der Fackel der Freuden
dieses Lebens, die er, als Genius desselben, uns
begleitend, getragen hat, und die er bey unserm
Sterben auslöscht. Neben dem Tode flattert
bisweilen ein Schmetterling, als Sinnbild der
vom Leibe geschiedenen Seele und der Verfeinerung
in einem künftigen Lebenszustande. **)

*) So sehnte sich beyhm Homer (Il. Ges. IX.) Achilleus
aus dem geräuschvollen unruhigen Lager weg nach Phytia,
dem lieben Lande der Vater.

**) Auf dem Kasten des Cypselus, einem Kunstwerke des
Alterthums, welches vom Pausanias beschrieben und
von Heyne so schön kommentirt worden, dessen Al-
terthum vor die dreßzigste Olympiade und das 658ste
Jahr vor Christi Geburt fällt, sind beyde Brüder im
Schoße ihrer Mutter, Nacht, ruhend vorgestellt; H:

Des Todes jüngste Schwestern sind die Hesperiden, ewig junge, reizende Nymphen, die im äußersten Westen die goldnen Äpfel der Götter bewachen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Briefe aus Italien, im Auszuge.

(Fortsetzung des in No. 33 abgebrochenen Artikels.)

Rom, den 24. Januar 1805.

Daß Rom's Alterthümer ein so hohes Interesse für mich gewinnen könnten, dieß glaubte ich nie; aber an jede Ruine ist das Andenken einer merkwürdigen, oft grausen Vergangenheit geknüpft. Dieß wirkt auf Kopf und Gemüth, und wirklich kann man hier keinen Schritt thun, ohne daß Verstand und Einbildungskraft beschäftigt und das Herz bewegt werde, und ohne daß das Auge angenehme, majestätische, aber auch höchst unangenehme Gegenstände wahrnimmt. Die schmutzige Wäsche, die in allen Straßen aus den Fenstern der Palläste und der Hütten über den Vorübergehenden und Fahrenden weht, ist eben so eckelhaft, als das geschlachtete Vieh, welches man in allen Straßen und auf allen Plätzen unter der oft lumpigen Wäsche hängen sieht. Die Schlächter wandeln in

pnos weiß und schlafend, Thanatos schwarz und scheint nur zu schlafen. — Ueber die mancherley Vorstellungen des Todes — als Gottheit des Todes — bey den Alten, sehe man Lessings lehrreiche Schrift: Wie die Alten den Tod gebildet. Berlin, 1762. 4.

langen, weißen, oft blutigen Gewändern neben diesen zerstreuten Fleischbänken umher, und haben ganz das Ansehen der alten Opferpriester, wie man sie auf den Basreliefs abgebildet sieht. An diesen eckelhaften Anblick kann ich mich eben so wenig gewöhnen, als an den Hinblick auf die Menge kostbarer Trümmer von Säulen, Kapitälern, Basreliefs und oft sogar Statuen, die in den Straßen und auf den Plätzen zerstreut umher liegen. Gedanken fetten sich an Gedanken, wenn Vergangenheit und Gegenwart so nahe an einander treten. Nächst dem Kolliseum erschütterte mich keine Stelle tiefer, als die schmutzigen Reste des vormals prächtigen Portikus, den August seiner geliebten Schwester Oktavia setzte. Nur an elenden Hütten ragen die prächtigen kannelirten korinthischen Säulen von weißem Marmor, mit einem Stücke des schön gearbeiteten Architravs hervor. Ungeschwärzt von der Zeit scheinen diese Trümmer über ihre jetzige Bestimmung zu trauern; denn auf dieser Stelle ist nun der Fischmarkt. Die großen weißen Tafeln von karrarischem Marmor, welche zu beyden Seiten dieser engen Straße als Fischbänke angebracht sind, worauf todte Fische verkauft werden, rufen in die Seele das Bild von der glänzenden Pracht, die zu Augustus Zeiten diesen jetzt eckelhaften Ort schmückte. Wo sonst der Weihrauch der Schmeichelen duftete, stinkt einem nun der eckelhafte Geruch todter Fische entgegen.

Das große Theater, welches Augustus erbauen ließ, und welches er, nach dem verstorbenen Sohne seiner geliebten Schwester Octavia, das Marcellische nannte, ist nun auch ein Wohnsitz armer Leute; denn nur schmutzige Kramladen sieht man in dieser großen Steinmasse, die noch in ihrem weiten Umfange die drey Säulenordnungen übereinander trägt. Einen Theil dieses kolossalischen Gebäudes nimmt der verödete Pallast des Prinzen Orsini ein. Doch giebt das Augustinische Grabmal die größte Belehrung vom Wechsel der Dinge. Dieß prächtige Mausoleum, welches die alten Römer mit dem Grabmal verglichen, das die Königin Artemisia ihrem Gatten errichten ließ, zeigt jetzt auch keine Spur vormaliger Größe. Durch ein schmutziges Thor kömmt man zu den Gewölbern, in welchem sonst die Asche dieser Kaiserfamilie ruhte, die aber nun durch Schlächter von der päpstlichen Kammer gemiethet sind, um daselbst Fleisch aufzubewahren. Über diesen Gewölben ist jetzt eine Arena angebracht, auf welcher man dem Volke das Schauspiel der Stiergefechte giebt. Hätte ich über die Erziehung eines Prinzen zu wachen, nirgends vollendete ich sie, als zu Rom, um ihm die Vergänglichlichkeit aller Dinge anschaulich zu machen, und den Gedanken: daß nur Weisheit und Tugend uns über jeden Wechsel der Zeit und des Glückes erhebt, eindringend ans Herz zu legen. Mir ist es ein rührender Zufall, daß Caracalla's, Nero's und

aller Tyrannen Denkmäler theils in Schutt begraben liegen, theils als Riesengerippe aus der Verschüttung hervorragen und einen Schatten ihrer vormaligen Größe zeigen; da hingegen die dem Mark Aurel und dem Trajan errichteten Ehrensäulen jetzt noch Zeugen der dankbaren Verehrung des Volkes sind. Auch des weisen Agrippa erbautes Pantheon bringt noch auf die Nachwelt eine Idee der erhabenen Harmonie, welche damals der Baukunst eigen war. Freylich hat die Folgezeit auch diesen Göttertempel eines Theils seines Schmuckes beraubt; denn mit diesem Raube ist die Peterskirche verziert. Dennoch bleibt die Rotunda ein Tempel, in welchem die Seele sich zu göttlichen Ahnungen emporgehoben fühlt. Seit gestern überschwemmt die Liber diesen feyerlichen Tempel. Nur zwey Stufen des Altars sind noch nicht überschwemmt und durch die Sakristey kann man jetzt noch zu dem schauerlichen Anblick dieser eingeschlossenen Wassermasse kommen. Ich besuchte mit *** gestern dieß Heiligthum. Etwas Schauerliches sah ich nie. Mit Mühe erreichten wir trocken den Altar. An diesen gelehnt, blickten wir auf die runde Wasserfläche hin, auf welche durch die Kuppel des Pantheons das Licht herabfiel. Die prächtigen Marmorsäulen und Altäre spiegelten sich in dieser gelblich glänzenden Fläche. Über uns sahen wir Wolken in dem Zirkel schweben, durch welchen das Licht von oben herab die Rotunda erleuchtete.

Unter uns malten die fliegenden Wolken sich wieder in dem zirkelförmigen Spiegel, der schimmernd auf der feyerlichen Wassermasse glänzte. Es war mir, als habe diese Fluth allen alten Götzendienst aus dem Tempel verbannt und die Kraft des Einen, Ewigen, sichtlich dargestellt, dem alle Elemente und alle Wesen unterthan sind. Zehn Straßen sind seit gestern in Rom so überschwemmt, daß man in einigen mit Rähnen fährt. Unser Kutscher hatte, gegen meinen Willen, das Herz, durch eine dieser Straßen zu fahren. Wir kamen, obschon das Wasser über die Borderräder ging, glücklich durch, ohne naß zu werden, und hatten das Schauspiel, daß neben unserm Wagen ein mit Lebensmitteln beladenes Boot vorbeyruderte. Am besten sieht man die Größe, zu welcher die Tiber jetzt angeschwollen ist, auf den beyden Brücken, welche die Tiberinsel vereiniget. Aber da sieht man auch recht das Elend der armen Juden, die in den schmutzigsten Hütten, und vom Wasser, wie von der Polizen, eingeengt, leben. Sie hatten sich ins obere Stock ihrer ärmlichen Wohnungen hinaufgeflüchtet. Von dort aus suchten sie mit langen Stricken das vorüber schwimmende Holz aufzufischen. Sie, mein Theurer, wissen es vielleicht nicht, daß die armen Israeliten nach dem Untergange der Sonne immer in das traurige Revier ihrer schmutzigen Wohnungen eingesperrt werden, und selbst im Sommer darf sich nach Sonnenuntergang kein

Jude mehr sehen lassen. Man sagt, dieß unglückliche Volk stammē noch von den gefangenen Israeliten her, die von Vespasian und Titus, nach der Eroberung Jerusalems, im Triumphe herüber geführt wurden, und das Kolosseum bauen mußten. Schauerlicher sah ich Rom's Pracht und Elend nicht, als von der Brücke der Tiberinsel. Die prächtigsten Gebäude und die elendesten Hütten des neuen Rom's, so wie die belehrenden Ruinen des alten, wekten da ein Gedränge von Gedanken in mir, indes die rauschenden und wirbelnden Wellen der Tiber um so eindringender die Kraft des Wassers darstellten, weil man noch die imponirenden Trümmer des Ponterotto in schauerlicher Majestät vor sich sieht, und weiß, daß diese marmorne Brücke von der Wuth des Stromes mehrmals niedergerissen wurde. Bey dem wilden Kampfe der Wellen, den ich auf der weiten Wasserfluth sah, ergriff mich der grausende Gedanke, daß alle die Häuser der unglücklichen Juden das Schicksal des Ponterotto haben könnten, wenn die Tiber noch einige Jahre hindurch den Bau dieser Häuser untergräbt. Überhaupt kann einem bange werden, wenn man weiß, auf welchen Aushöhlungen Rom gebaut ist, und wie das Wasser der Tiber in diese Höhlen, und aus den Höhlen in die Straßen dringt. Das Erhabene, das Grausenvolle, das Schöne, das Eckelhafte, das Gute und das

Böse gränzen nirgends so sichtlich an einander, als
zu Rom.

E

(Die Fortsetzung folgt.)

Der einträgliche Handel.

In Kongo blüht ein Handelszweig,
Mit dem nicht gern die Krämer prahlen:
Erst kauft man wohlfeil sein Verdienst,
Und dann läßt man sich's theur bezahlen.

Die Pfeifenköpfe.

Ein ganzes Duzend leerer Köpfe
Hat Junker Lavs um sich gestellt:
Wie sich doch gleich und gleich gefellt!

Grund der Titelsucht bey R***.

Warum der Titel so viel? ich weiß die geheimere
Absicht:
Damit von allen doch einer, auch nur ein einziger
passe.

— e —

Druckfehler:

In No. 32. ist S. 180. Z. 4. statt Unarges zu lesen Unerges.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 41. Mitau, den 9. Oktober 1805.

Facile remedium est ubertatis, sterilia nullo labore vincuntur.
Quintilianus.

Dondangen und seine Umgebungen.

(Fortsetzung.)

Die Burg ist im Viereck gebaut; zwey Thore verschließen den Eingang, und die Gräben rund um diese alte Feste haben sich alle noch erhalten; nur bey der Einfahrt ist ein fester Damm über den Schloßgraben, der fließendes Wasser enthält, geschlagen worden. Auf der Nord- und Westseite ist das ganze Schloß von einem ziemlich großen, mit schönem Laube umkränzten, Teich eingefaßt. Noch einen Blick auf die Schießscharten, welche so gar ganz oben unter dem Dache sich finden — auf die ungleichen, bald hohen bald niedrigen, hin und wieder zerstreuten Fenster, die, weil sie durchweg nicht einmal in einer Reihe stehen, einen sehr grotesken Anblick gewähren, — und wir treten in den Schloßhof herein, wo noch im Thore die Stellen in der Mauer sichtbar sind, an denen ehemals das

schwere, eiserne Fallgatter herabfiel. Beynahe rund umher läuft im Innern des Schloßhofes ein auf Säulen ruhender, bedeckter Gang, von dem herab man auf den Tummelplatz schauen konnte. Eine große, schwere Treppe führt zu diesem Altan hinauf. Ein paar, von gestrandeten Schiffen genommene, aus Holz geschnitzte und bemahlte Köpfe, stehen auf jedem Pfosten bey dem Anfange der Treppe. Der eine Kopf soll, wie mir aus dem Helme glaublich wird, eine Pallas vorstellen; doch trägt sie, eben so wie ihr Nachbar — ein wohlbelebter Holländer — eine runde Stutzperücke. Beyde aus ihrer vom Meer umspülten Burg gerissen, sind hier auß Trockene gerathen, und müssen als Besatzung der alten Feste dienen. Unter dem Altan, der mit starkem Gitter versehen ist, sind die Eingänge in die Keller, in die ehemaligen Gefängnisse, Küchen und Bedienten=Stuben. Der Gang auf dem Altan führt in die verschiedenen Bohnstuben des zweyten Stockß; und hier komme ich Ihnen gleich mit einem alten, ehrwürdigen Cicerone entgegen, an dessen Hand wir das Schloß sehen wollen. Dieser Cicerone ist Niemand anders, als der Wohllehrwürdige und Wohlgelahrte Bankau *), weyland Pastor zu Dondangen, der im

*) Jakob Friedrich Bankau, bekannt als Verfasser einer mehrere mal aufgelegten lettischen Postille, war zuerst Prediger in Groß=Salwen, dann in Samiten, und endlich seit 1711 in Dondangen, wo er 1725 starb. Sein histori-

Jahre 1721 ein 4 Bogen langes Gedicht über Dondangen geschrieben hat, und solches, wie natürlich, seinem hochgütigen Patron dedicirte, vor dessen Sternen, wie er versichert, er seine Pflicht und seinen schwachen Musenton niederlegte. Der Anfang des Gedichtes muß schon Respekt vor dem Dichter einflößen, und jeden Zug eines spöttischen Lächelns entfernen; denn ernsthaft droht Bankau mit dem Vergeltungsrechte, und spricht:

Mein Leser! bist du Boilus,
ich bitte, beiß mich nicht;
giebst du mir einen Judaskuß,
wer weiß, was dir geschieht.

Doch auch die Betrachtung der allgemeinen Schwäche der Menschen-Natur rief er als Grund zur Nachsicht auf:

Ist alles nicht nach deinem Sinn,
mein lieber Musenmann,
so denk', daß ich ein Mensch bin,
der auch wohl fehlen kann!

Und diese Anrede an den Leser spreche ich in der, beynabe hundert Jahre spätern, Beschreibung von Dondangen andächtig und mit eben so vieler Re-

sches, nur handschriftlich hinterlassenes, Gedicht „Dondangen“ dessen hier erwähnt wird, ist dem bekannten Bornmannschen „Mitau“ nachgebildet und in derselben Versart geschrieben, diesem jedoch, was den poetischen Werth betrifft, durchaus nicht an die Seite zu stellen. Ein paar mal erlaubt sich der ehrliche Bankau auch ganze Verse unabgeändert aus seinem Vorbilde zu entlehnen. —

Anmerk. des Redakt.

signation nach. Zuerst giebt der Pastor Bankau Nachricht von den ältesten Besitzern der Burg, unter denen er die Bischöfe Münchhausen, Sliter und Bersewitz nennt. Dann ist sie in den Besitz der Familie von Bülow gekommen, durch Heyrath aber an die von Maydel *), und eben so wieder an die von Sacken, aus dem Hause Bathen, aus welcher auch der verstorbene Gemahl der jetzigen Besitzerin, weyland Fürst von Sacken abstammte, gediehen. Bankau wundert sich nun, so wie Jeder, der die Burg jetzt sieht, über ihre gute Erhaltung:

Andere Schlöffer sind zerstöret, abgebrannt
 und eingefallen,
 Durch die Krieges-Macht verheeret; aber dieses
 ist vor allen
 Noch in guter Ruh' geölieden, wie fast
 Jedermann bekant;
 Weil das Unglück abgetrieben Gottes starke
 Vaterhand.
 Seine Mauern sind noch fest, fast mit
 Wasser ganz umgeben,

*) Jakob Friedrich von Maydel, der 1677, bey Leipzig, in einem Zweykampfe hinterlistig ermordet wurde, und dessen Schicksale von seinem damaligen Hofmeister, dem in der Folge berühmt gewordenen königl. preussischen Oberceremonienmeister von Besser, einem Kurländer, unter dem Titel: Leben und Tod des weyland — Herrn J. Fr. von Maydel, Leipzig 1678, fol., beschrieben, auch ausserdem besungen sind, (S. von Bessers Schriften Thl. 1. S. 308 der Königschen Ausgabe von 1732,) stammte aus diesem Hause ab. — Anm. d. Red.

Auch erblicket man außs Best einen schönen
 Thurm daneben;
 Da hört man zwey Glocken schlagen, eine geht
 die andre steht,
 Gene muß die Stunden sagen, diese
 rufet zum Gebet.

Schiller's eine Glocke tönt zwar lieblicher als diese beyden; doch ein Ton, der aus einem fernen Jahrhunderte herüber schallt, wenn ihn auch nicht ganz harmonische Akkorde begleiten, hat Etwas die Behmuth Erweckendes, besonders hier, von dem Gedanken begleitet, daß eben diese Glocken, welche die alten Bewohner, deren Bankau gedenket, zur wahrhaft innigen Andacht riefen, noch da, aber ihre Töne, die damals so hell erschallten, verflungen und verschwunden sind, wie die Herzen, in denen sie Rührung weckten; der Welle gleich, die rauschend ihr Haupt erhob, versank, und nimmer wiederkehrt. Bankau führt, als Pastor loci, natürlich zuerst in die Schloßkirche; wir folgen ihm. Sie ist klein, aber recht zierlich, und für ihr Zeitalter geschmackvoll. Die Gemälde verdienen keiner Erwähnung, wohl aber eine Arbeit in Stuck, an der Wand den Fenstern nach dem Schloßhose gegenüber, die Kreuzigung Christi vorstellend. Die völlig erhabenen, und gleichsam nur an die Wand gelehnten, Figuren in Lebensgröße haben viel Kraft und Ausdruck. Man hat sie in neuern Zeiten mit Kalk angeweißt, und dadurch

haben sie, da sie wahrscheinlich durch die Länge der Zeit mit Staub und Schmutz überzogen gewesen seyn mögen, zwar an Weiße gewonnen, aber an Schönheit viel verloren. Ob es wohl gerade nur immer Gypsfiguren sind, die, mit Schminke übertüncht, an Ausdruck verlieren?

Die Orgel ist ziemlich gut, aber nicht groß genug, um gehört zu werden, wenn, wie Bankau spricht:

Man das Heilig, Heilig! schreiet, daß die
ganze Kirche schallt.

Ein Beweis für den Glauben an die Süßigkeit seines Vortrages, ist es, wenn Bankau aus der Kirche in die Honigkammer führt, wo, wie er versichert, süßer Meth gebraut wurde. Doch, da hier nur zu schmecken, nichts zu sehen, ist, so gehen wir einen Schritt weiter in ein gewölbtes Zimmer, in dem die grüne Jungfer residiren soll. Diese, ein den frühern, dem Glauben an Erscheinungen gewiß mehr ergebener, Bewohnern, schreckliches Schloßgespenst, hat sich jetzt schon lange nicht mehr sehen lassen, und selbst Bankau zweifelt an ihrem Daseyn, jedoch nur mit einem bescheidenen Vieleicht. Es ist indessen zu bedauern, daß man sie nicht mehr sieht; denn gerade eine Jungfer von dieser Farbe müßte gewiß etwas sehr merkwürdiges seyn. — Vieleicht hat jene Dame das Schicksal der alten Mauern ihrer Zeitgenossen gehabt, die grünes Moos bedeckte! — um desto

mehr Verdienst, demungeachtet ihren ehrwürdigen Titel immer beybehalten zu haben. Ich übergehe eine Menge Zimmer, deren ganzes Verdienst nur in ihrem Alter besteht. Unter diesen befindet sich ein sehr großer langer Saal, in dem ehemals, bevor die lettische Kirche vollendet worden, lettischer Gottesdienst gehalten ward. Selbst in dem Zimmer, welches ich bey meiner Anwesenheit in Doungangen bewohnte, zeige ich Ihnen nichts, als die hohe, mit Ohlgemälden auf Leinwand verzierte Decke, wo christliche und heydnische Mythologie sonderbar genug zusammengestellt ist; — und nun gehen wir zur Rüstkammer. Hier finden Sie mehr als hundert alte Schießgewehre, mit und ohne Radschlösser, Schwerdter, Stücke von alten Rüstungen, Lanzen, Spieße, u. dgl. m.; aber, als einen richtigen Beweis, daß unsere Vorältern, so wie wir, den Damenpantoffel mit zu den Waffen gezählt haben, führe ich hier einen an, den man in dieser Rüstkammer mitten unter den Schwerdtern und Spießern findet. Er ist von ansehnlichem Gewichte, und verhält sich zu den heutigen Pantoffeln eben so, wie jene großen Schwerdter sich zu den jetzigen verhalten. Unter den letztern ist mir eines aufgefallen, dessen Besitzer ein Herr von Maydel gewesen ist. Es hat nämlich, der langen Variierstange zur Seite, eine Art von Stichblatt, von fingersdickem Leder, mit rothem Sammt überzogen, auf welchem mit Gold die Buchstaben I. H. S., und eine polnische In-

schrift, gestickt sind. So oft auch sonst eben diese Buchstaben, als Stichblatt in einem andern Sinne, entweicht seyn mögen, so finde ich sie gerade auf einem Schwerdte sehr passend. *) In hoc Signo sollte auf allen Waffen der Welteroberer stehen, bey denen die Worte und Zeichen nur als Stichblätter, von einem zweyschneidigen Überzeugungsgrunde unterstützt, erscheinen. Noch sieht man hier ein Elendsgeweih, dessen man sich ehemals zur Bestrafung der Wilddiebe bediente. An den Wurzeln des schweren Geweihes ist ein starker, mit einem Gelenke versehener, eiserner Ring befestigt, in welchen man den Hals des zu Bestrafenden einschloß, und das Geweih über seinem Kopf hervorragen ließ. Wie sich die Zeiten und Sitten ändern! Jetzt trägt nicht derjenige, der in fremdes Gehege schlich, das prächtige Geweih als Strafe; nein, gerade der Beraubte, als ehrendes Zeichen seiner Geduld. Diese hölzerne Krone, welche, wie die lombardische eiserne, an's Tageslicht gezogen zu werden verdient, sollte auch zu den Rüstungen heutiger Zeit gezählt werden, und macht, in dieser Beziehung, ein Seitenstück zu dem hier aufbewahrten Pantoffel aus.

*) Es ist bekannt, daß diese Buchstaben das Jesuitenzeichen sind und so ins Kreuz gestellt in hoc signo (scilicet vinces) gelesen werden. Ich weise hierbey meine Leser auf Lichtenbergs Erklärung der Hogarth'schen Kupferste-Lieferung, 3te Platte, S. 221.

Unter einigen alten Gemälden, die sich in den wahren Mantel der Bescheidenheit, in Staub, gehüllt hatten, entdeckte ich hier eins, das meine Aufmerksamkeit erregte, und das den trunkenen Silen, von Faunen und Bacchantinnen begleitet, auf seinem Zuge darstellt. In den Figuren des Gemäldes, es mag nun Original oder Kopie seyn, was ich nicht zu entscheiden wage, herrscht viel Ausdruck, und ich wünschte wohl das Urtheil eines Kenners hierüber zu hören. Noch giebt es in Dondangen einige andere Gemälde, Bataillenstücke und Landschaften, die, nach meinem Gefühl, Aufmerksamkeit verdienen, und aus einer guten Schule abzustammen scheinen, vielleicht gar Originale sind.

Von den Waffen zu den Musen führt hier das nächste Zimmer. Wir treten in die Bibliothek, die aber nicht viel über 1000 Bände zählen mag. Mehrentheils fand ich theologische, nur wenig juristische Werke, und unter diesen keine von besonderem Werthe. Nur aus einem alten Manuskript, in welchem einer der vormaligen Burgbesitzer im Jahr 1711 einige Ausgaben, imgleichen Briefe, und, auf seinen Reisen nach Warschau, Wien u. a. D., die Nachtlager notirt hat, einige Proben als Sittengemälde jener Zeit:

„d. 8ten dem Kronregenten gezahlet 100 Ducat. wie auch einen vergoldeten Becher — dem Kronreferendario gezahlet 100 Thlr. species.

vor UngarWein gezahlet 3 Ducaten, den Decreten = Schreiber zu tractiren.

mit denen Advocaten ein Garnitz UngarWein getrunken à 16 Limpsen.“

doch genug zur Probe, die vielleicht schon manchem meiner Leser, der in diesen alten Zeiten die neuern nicht verkennet, Langeweile gemacht haben mag.

Dieser Bibliothek steht eine andere zur Seite, die aus einer Sammlung von mehr als hundert gläsernen Trinkgefäßen besteht, und vielleicht in frühern Zeiten öfterer als jene genutzt ward. In dieser ehrwürdigen Sammlung von Humpen, Pokalen, Deckelgläsern u. s. w., finden sich manche Stücke, die durch Sauberkeit der Arbeit, ja selbst durch einen künstlichen Mechanismus auffallen. So z. B. ein großer Pokal, auf dessen Deckel ein Hirsch steht, und der so eingerichtet ist, daß, durch einige Röhren, die tief in das Glas heruntergehen, der Wein, den man hineingegossen hat, oben aus dem Hirsche hervorspringt. Auch ist hier eine kleine Kunst = und Naturaliensammlung. Ich besinne mich nur auf einen hölzernen Becher von mäßiger Größe, den hundert andere, so dünne als das feinste Papier, in einem allmählig kleineren Maaßstabe, ebenfalls von Holz gearbeitet, ausfüllen, und den ein dondangscher Bauer gedrechselt haben soll. Einiges alt = gothische Hausgeräthe interessirt auch wohl für den Augenblick.

(Die Fortsetzung folgt.)

Betrachtungen über die Ankündigung
eines Zahnarztes.

„Der Chirurgus, Zahn- und Brucharzt Hoffmann, Mitglied der chirurgischen Akademie zu Metz in Frankreich, privilegirt von Sr. Majestät dem Könige von Preussen für Berlin und das ganze Land, verrichtet die allerschwersten Operationen seiner Kunst; setzet Zähne und ganze Gebisse mit der größten Festigkeit ein, so, daß man damit essen kann. Man findet bey ihm alles, was zur Reinlichkeit des Mundes nöthig ist, wie auch zur Stärkung des Zahnfleisches und zur Befestigung wackelnder Zähne; eben so verschiedenen Spiritus, welcher die Zahnschmerzen auf immer kuriret, ohne sie heraus zunehmen. Wegen seinen Wissenschaften und seine Spiritusse ist er Anno 1804. sechs Monate lang in den Berliner Zeitungen aufgerufen, wodurch er sich den Ruhm und das Vertrauen des vornehmsten Publiko verschafft hat. Er verkauft elastisch kurirende Bruchbänder mit französischen Federn, die lebenslänglich dauern. Nichts verdient mehr die Aufmerksamkeit des Künstlers, als die Bruchschäden; denn es heißt schon einen Fuß im Grabe zu haben, wenn man sich vernachlässiget. — Es ist so nachtheilig ein schlechtes Bruchband zu haben, als sich mit gar keinem zu versehen; mit einem guten Bruchbande aber kann man ein hohes Alter errei-

„then. Er kuriret alle entstandene Bruchschäden auch
„par Dilatationne.“

Mit dieser prächtigen, buchstäblich nach dem Originale abgedruckten, Ankündigung, erschien im July 1805 zu Libau der Wundermann, der ganze Gebisse einsetzt, und dessen Wissenschaft und Spiritusse (er hat gewiß mehr als einen) Schmerzen kuriren, ohne sie herauszunehmen. Ob aber auch hier wohl von eigentlichen, gewöhnlichen Schneide- und Backenzähnen die Rede seyn mag? Schwerlich, vielmehr läßt sich vermuthen, daß der Held unter dieser, scheinbar auf Fleisch und Wein gerichteten, Ankündigung, ganz andere Gegenstände für seinen Spiritum, durch Geist übersetzt, begreifen mag. Ich stelle mir nämlich vor, dieser seltene Mann sey ein alter, ausgedienter Recensent, der durch vieljährige Erfahrung endlich sogar die Kunst entdeckt hat, die Schneide- und Backenzähne seiner Zunft auszubessern, und die schriftstellerischen Bruchschäden zu kuriren. Und denn sind es freylich die aller schwersten Operationen seiner Kunst, und der Mann verdient Aufmunterung und Beyfall. Besonders aber ist für den Unterhalt seiner oft sehr hungrigen Herren Mitbrüder das Versprechen äuffert wichtig, feste Gebisse, mit denen jeder Gegenstand wohl zermalmet werden kann, liefern zu wollen. Die Festigkeit entscheidet hier durchaus; wackeln müssen Recensentenzähne nicht, und selbst Referent, der jene

Ankündigung, an welcher viel von den Spiritussen des Wundermannes verloren ging, zwischen den feinigem hat, fühlt sie wunderbar gestärkt.

Man findet bey ihm alles, was zur Reinlichkeit des Mundes nöthig ist. Hier ist wohl verblümt von der Dame Fama die Rede. Aber was sollte diese zur Reinlichkeit des Mundes nöthig haben? Etwa Verleger und Journale? vermuthlich, denn wenn sie allen Wind, den sie nun einmal zu ihrem eigenen Besten verhauchen muß, in sich behielt, und nichts davon in Buchhändleranzeigen und Flugschriften absetzen könnte, ihre Reinlichkeit müßte durchaus verloren gehen. Daß aber der Herr Zahn- und Brucharzt (vielleicht wie man zerbrochene Stücke verarbeiteten Silbers, die nur zum Einschmelzen taugen, Bruchsilber nennt) Schmerzen auf immer kuzirt, ohne sie herauszunehmen, dieß ist nun wohl eigentlich der größte Beweis, daß hier nicht von gewöhnlichen Zähnen, sondern von Recensenten gebissen und ihren Fang- und Hautzähnen die Rede war, denn nur bey diesen lassen sich Schmerzen kuziren, ohne daß sie verschwinden, das heißt: hier kann man etwas wegnehmen, was man doch da bleiben läßt; — und dieses ist nichts anders, als der vernünftige Sinn der Schriften, welcher den Recensenten, wie die edle Perle der unedlen Muschel, den heftigsten Schmerz verursacht. Die Spiritusse von der Fabrik des Bruchhelden nehmen

diesen Schmerz weg, ohne ihn jedoch zu entfernen; er bleibt zurück für jeden, der ihn suchen und finden will, und daher mußte natürlich das Vertrauen des vornehmsten Publiko — daß hier von einem eigenen die Rede ist, beweist schon das Wort — den Künstler belohnen. Die Bruchbänder mit französischen Federn, die elastisch kuriren, sind Lobschriften auf Schriftsteller, welche selbst ihre Fehler verstecken. Warum aber nicht holländische Federkiele, welche bekanntlich weit vorzüglicher sind, sondern französische genannt werden, das muß Nebenbeziehung auf den eleganteren Lobstyl der letztern haben; und zuweilen wird ja allegorisch der Styl auch die Feder genannt. — Elastisch aber ist offenbar das Lob der Recensenten; denn wer es gewaltsam zurückstößt, kann die Kraft, die ihn früher sanft streicheln wollte, in einem Schlage auf sich zurückleiten; — und daher die elastische Kur. — Ohne diese Bruchbänder ist ein Schriftsteller verloren. So wie Kuriere und Reiter Bruchbänder tragen, auch ohne Brüche zu haben, lediglich in der Absicht, um sich zu sichern; so müssen auch die Reiter des Musenpferdes sich diese Präservative nicht fehlen lassen, die ihnen viel dienlicher als Peitsche und Sporn sind. Auch „par Dilatationne“ können solche Bruchschäden behandelt werden. Hier liegt ein Geheimniß verborgen. Dem Layen, wenn er gleich weiß, daß Dilatation Erweiterung, Ausdehnung heißt, ist das heilige

Wort: „die Dilatationne“ unbekannt, und wer nicht göttliche Grobheit sich erwarb, und Worte versteht, wenn auch der Sinn Unsinn ist — (wie z. B. das Ebengesagte) — der kann es nicht begreifen. Auch Referent hat diese hohe Stufe geheimer Wissenschaft noch nicht erreicht. Ahnden kann er die himmlische Einfalt in dem Worte, nur ahnden, und seine Ahndung mittheilen. — Dilatationne stammt vielleicht, als uneheliches Kind, von dem griechischen *διλογος* — zweydeutig, widersprechend — ab, und wurde auf eine, freylich sehr dunkle Weise, mit der Endigung tationne versehen, die jedoch auch eben so gut, wie alles in der Welt, aus dem griechischen *ταττω* — ich ordne, bestimme, befehle — herkommen kann. Hiermit wäre also der Sinn auf eine Weise entziffert, die für die spiritueusen Kuren des schriftstellerischen Bruchhelden nicht zweckmäßiger geschaffen werden könnte, und jener Ausdruck würde demnach in gemeines Deutsch übersetzt, ungefähr soviel heißen: er kurire, d. h. er recensire, auch durch zweydeutige, widersprechende Bestimmungen. Allerdings ist dieß das non plus ultra seiner Kunst, und je öfterer von dem Sinne des Wortes Anwendung gemacht worden ist, ohne daß man es selbst so kurz und kraftvoll genannt hat, um desto mehr sollte dem Manne der Dank seines Publiko gehören, für das er ganze Gebisse, Spiritusse und Worte erfand.

Der springende Kiesel.

Auf eines Berges steilem Nacken
 Stürzt sich ein Wolkenbruch herab;
 Wie zitterten die Felsenzacken,
 Wie manche Fichte fand ihr Grab!
 Ein Kieselstein, der tausend Jahr
 Nicht aus dem Fleck gekommen war,
 Ward nun vom Strome fortgerissen
 Und über Stock und Stein geschmissen. —
 Im tiefen Thale wälzten sich
 Des Rheines Fluthen feyerlich;
 Da ihn der kleine Stein erblickt,
 Wird hoch er über sich entzückt:
 Ha, sprach er, sieh', wie kann ich springen,
 Und über Felsenhö'h'n mich schwingen!
 Wie Du, so langsam, hinzustiehest,
 Dazu könnt' ich mich nie entschließen.
 Doch hatt' er noch nicht ausgeprahlt,
 So ward sein Übermuth bezahlt;
 Denn in des Rheines tiefem Bette
 Fand er die ewige Ruhestätte.

Das große Werk des heil'gen Sängers
 Bergräbt den Dichterling in ew'ge Nacht,
 Und den Mäcen, der ihn dazu gemacht.

G r a b s c h r i f t.

Hier ruht der Doktor Marxivan;
 Er wandelte noch jezt auf Erden,
 Hätt' er nur können Hofrath werden.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 42. Mitau, den 16. Oktober 1805.

Homine imperito nunquam quidquam injustius,
Qui, nisi quod ipse facit, nihil rectum putat.

Terent.

Literatur.

De Elementis Empedoclis Dissertatio, quam consensu amplissimi philosophorum ordinis pro venia legendi in hac universitate caesarea rite impetranda — publice defendet auctor Dr. Carolus Lud. Struve, Holsatus. Ex praeceptoribus Gymnasii Dorpatensis. Dorpati, literis Grenzii, 1805.
28 S. 8.

Obgleich Schriften dieser Art eigentlich nicht in den Plan dieser Blätter gehören; so glauben wir doch unsern Lesern eine kurze Anzeige derjenigen schuldig zu seyn, welche ihre Entstehung der Universität verdanken, auf welcher Kurlands Jugend künftighin ihre wissenschaftliche Bildung vollenden wird. Und gestehen müssen wir's: wenn die akademischen Schriften aus allen Fakultäten, jede in ihrer Art, mit der Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, wie diese und einige andere, welche uns bekannt geworden sind, in der ihrigen, verfaßt

werden und zur Kenntniß ihres Publikums kommen; so darf man hoffen, daß die Universität Dorpat bald das Vertrauen selbst ihrer laueren Freunde gewinnen werde.

In der Einleitung sagt der Herr Verf., daß er sich schon längere Zeit mit den Vorarbeiten zu der, in der Geschichte der Philosophie bisher fast unbearbeitet gebliebenen, Geschichte der Eklektiker, sonst Neuplatoniker, beschäftigt, und einen Theil seiner hieher gehörigen Untersuchungen bey dieser Gelegenheit der gelehrten Welt habe bekannt machen wollen. Da aber in dieser höchstschwierigen Materie alles so zusammenhänge, daß, zu richtiger Einsicht in dieselbe, das Ganze geliefert werden müsse, ihm jedoch zu dessen Vollendung, jetzt sowohl Zeit als Hülfsmittel gefehlt; so habe er seinen Entschluß ändern müssen. Er liefere demnach, da zu den Quellen der Lehrsätze jener Philosophen auch die Dogmen früherer griechischen Weltweisen zu rechnen wären, und manches darüber, in den hieher gehörigen neuern Schriften, weniger richtig bestimmt sey, diese Untersuchung über die Elemente des Empedokles.

Man kann, um dieß unsern Lesern beyläufig zu sagen, die ältern Philosophen der Griechen füglich in zwey Schulen abtheilen: in die Ionische, von Thales aus Milet, und in die Italische, vom Pythagoras gestiftet. Zu der letzten gehörte Empedokles aus Agrigentum (dem heutigen Girgenti)

in Sicilien, welcher in der 84. Olympiade, 444 Jahr vor unsrer Zeitrechnung, blühetete. Er schrieb in gebundener Rede, und Aristoteles legt seinen Werken einen so hohen Werth bey, daß er sie den Gesängen Homers vergleicht. Uns sind von denselben nur Bruchstücke übrig. Aus diesen gehet hervor, daß der Philosoph von Agrigent die vier Elemente als Grundstoff aller Dinge angenommen, und ihnen Haß und Liebe (*vainos kai sôphên*) als bewegende Kräfte zugesellt habe. *)

Der Herr Verf. beweiset in seiner Dissert. mit vieler Gelehrsamkeit, daß jüngere griechische Schriftsteller, z. B. Plutarch, die vier Elemente des Empedokles, Feuer, Luft, Erde und Wasser mit Unrecht in neue Elemente auflösen, und ihm eine Meinung beylegen, welche er nicht gehabt habe. —

Angehängt sind noch einige gelehrte Theses, z. B. Homer hat die Scythen gekannt.

Der Styl in der Schrift ist gut, doch zweifeln wir, daß S. 7. Z. 1. *promanata* m, für *derivata* m, *deducta* m, *ortata* m, zu vertheidigen sey.

Lb.

*) Eine kurze und populäre Darstellung des empedoklischen Systems findet man in den Reisen des jüngern Anarchsis sv Thl. S. 294 ff. der Biesterschen Uebersetzung; doch dürften die Stellen alter und neuer Schriftsteller, aus welchen sie geschöpft ist, noch kritische Sichtung fordern.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

B r i e f e a u s I t a l i e n , i m A u s z u g e .

(Fortsetzung des in No. 39 abgebrochenen Artikels.)

Rom, den 26. Januar 1805.

Gestern, mein guter K., machte ich, wie gewöhnlich, mit Freund L. und dem Keruimenschen N. eine Spazierfahrt, die immer unterrichtend und genussreich ist. Wir besuchten die Kirche sopra Minerva. Sie ist nur dadurch interessant, daß im vormaligen Tempel der Göttin der Weisheit den Dominikanern das Recht der Inquisition eingeräumt wurde, und daß daselbst die Statue eines Christus, von Michael Angelo, steht, von welchem die Andacht den einen Marmorfuß schon ganz weggeküßt hat. Auch die Zehen, des an die Stelle gesetzten bronzenen Fußes sind schon ziemlich abgeküßt. Die ganze Figur hat für mich durchaus nichts Schönes, nichts Interessantes. Einen Anatomiker mögen diese dünnen, angeschwollenen Muskeln, mit ihren über ihnen liegenden Adern interessant seyn. Aber ein Freund des Schönen begreift es nicht, wie dieß Werk von Kunstfreunden so gepriesen werden kann. Selbst Angelo's Moses weckt nur durch seinen anmuthlosen Ernst Bewunderung in mir, ohne mein Auge zu ergötzen. Ich weiß nicht, warum die Menschen so geneigt sind, alle Werke eines großen Künstlers zu vergöttern, und über die Tugenden großer Menschen Staub zu streuen. Auch scheint es mir, daß verstorbene

Künstler mehr, als lebende, gepriesen werden. Nach meinem Gefühle ist Canova der Bildhauer, der nicht nur den Alten am nächsten kommt, sondern sie wenigstens an lieblicher Anmuth übertrifft. Seine Grabmäler sind wahre, marmorne Elegien! Unter allen Antiken, die ich noch sah, hat keine den Reiz seiner Hebe für mich, wenn gleich kein Werk Canova's mit der hohen Würde der kolossalen tragischen Muse zu vergleichen ist, die im päpstlichen Museo steht. Aus Canova's Attelier gehe ich immer mit süß befriedigten Gefühlen; doch muß ich mich hüten, daß ich nicht diejenigen beneide, die reich genug sind, Werke der Kunst von ihm zu besitzen. — Ich vergesse mich so im süßen Geschwätz mit Dir, daß ich Dir nicht sage, wie glücklich ich gestern einer Feuergefähr entkam. Schon seit einigen Tagen roch mein Zimmer nach Rauch. Indes ich spazieren fuhr, zeigte es sich, daß Bretter und Balken, die unter meinem Kamin gezogen waren, zu brennen angefangen hatten. Wäre dieß nicht am Tage bemerkt worden, so würde wahrscheinlich das Feuer in der Nacht ausgebrochen seyn, die nahen Meublen entzündet und mich vielleicht erstickt haben. Jetzt leide ich bloß an den üblen Folgen, die Zugwind, Rauch und Kalkgeruch hervorbringen, und wodurch meine Nerven angegriffen werden. Ich hoffe, die warmen Sonnenstrahlen, die wir nun bald zu erwarten haben, werden mir die Ge-

sundheit wiedergeben, welche schon mein war. Es ist unglaublich, wie nachlässig die Römer ihre Häuser behandeln. Ehe sie sich dazu entschliessen, eine kleine Reparatur vorzunehmen, lassen sie lieber allmählig die Gebäude einstürzen. Was wird Deine gute Frau dazu sagen, wenn sie hört, daß zu Rom keine Wäscherin Seife gebraucht? Die Wäsche wird auf der Straße, da jedes Haus reichlich mit Wasser versehen ist, auf einem Brette, mit einem Steine, rein gerieben; dann auf Stangen an den Fenstern in der Sonne weiß getrocknet, und, ohne gerollt zu werden, geplättet. Ich glaube kaum, daß unsre schöne, neue Wäsche noch ein Jahr aushält.

Nirgends gränzt das Gute und Schöne so schroff an das Böse und Häßliche, als zu Rom. Den ungemischtesten Genuß gewähren mir immer die herrlichen Fontainen, die so reich auf allen Plätzen, in mannichfaltig schöner Gestalt, zu sehen sind. Zwey meiner liebsten Spazierfahrten lassen jedesmal schwermüthige Gefühle in mir zurück. Der herrliche Platz der Kirche des Laterans, wo sonst der päpstliche Sitz war, steht nun, verödet und verwüstet, nur noch als prächtige Ruine da. Der schöne Pallast ist unbewohnt, weil an diesem Orte im Sommer so giftige Luft ist, daß, wie der Kardinal Dugnani mir selbst sagte, von 14 Priestern, die da wohnten, 7 starben. Diese wiederholte Erfahrung hat es verursacht, daß nun

die Geistlichen da gar nicht mehr leben. Und dennoch überläßt die Regierung ein männliches und weibliches Hospital ruhig den Gefahren dieser verödeten Stelle. Eine schönere Landschaft sieht man nicht so leicht, als auf diesem Platze. Der Vatikan, der wirklich größer als manche Residenzstadt in Deutschland ist, wird nun auch, der ungesunden Luft wegen, nicht mehr vom Papste bewohnt. Er hat seine Residenz auf dem Monte cavallo verlegt. Unde und wüßt ist der weite Raum vor der Peterskirche und um dieselbe. Nur in der heiligen Woche und am Peterpaulstage ist hier alles voll Menschen. Jetzt wandeln bloß Fremde täglich zu diesem Wunder unsrer Zeit hin, und eckelhafte Bettler lassen einem weder vor noch in der Kirche Ruhe. Dennoch habe ich, bey bösem Wetter, mit L. und N. manche herrliche Stunde in diesem Tempel gehabt. Man hat darin bey dem stürmischen Wetter die wärmste angenehmste Luft. Zur Andacht erhebt mich die Peterskirche nie; aber wohnen möchte ich mit meinen liebsten Freunden in böser Jahreszeit in diesem kolossalischen Prachtgebäude. Die Rotunda ist es, die hohe Gefühle der Andacht in mir erregt! Maria maggiore, deren flache Decke auf 36 schönen, weißen Marmorsäulen ruht, die nur durch 4 graue Säulen das Hauptschiff von den gewölbten Seitenschiffen absondern, bringt den Wunsch in meine Seele, daß auch wir Protestanten unsre Kirchen nach dieser edlen, einfachen

Form erbauen möchten. Noch eine der prächtigsten Kirchen zu Rom, die Paulskirche (San Paolo fuor delle mura) liegt, mit ihrem innern Walde von prächtigen Marmorsäulen, eine halbe Meile weit, verödet, vor Rom. Auf dieser ganzen Strecke Landes haben nur hie und da arme Leute auf die vormaligen prachtvollen Gräber alter Römer ihre elenden Hütten gebaut. Die jetzt giftige Luft der vormalig so bewohnten Straße nach Ostia, macht auch, daß das Kloster dieser Kirche im Sommer unbewohnt bleibt. Ich fuhr am Feste unschuldiger Seelen zu dieser interessanten Kirche hinaus; aber zwischen den 120 Marmorsäulen von verschiedener Ordnung hörten nur ein Paar Eselstreiber der Messe zu, indessen wir die Pracht der Säulen anstauten, die vormalig das Grab Hadrians und andere römische Denkmäler geziert hatten. Auf dem Esquilin, wo sonst Horaz, Mäcen, Virgil und andere große Geister Roms ihre Gärten hatten, und Witiz und Weisheit von ihren Lippen flossen, da sahen wir jetzt, wie ein Geistlicher vor der Kapelle der Kirche seine Lippen bewegte, und mit einem Bedel das gesegnete Wasser über schön gepuzte Pferde, Esel, Hunde und Schweine ausgoß. Für diesen Segen bekam er von den Reichen einen Dukaten, vom Mittelstande fünf Paul, das sind 17 Gr. 6 Pf. Die Armen brachten ihren Bajoko, die ganz Armen erhielten den himmlischen Segen für ihr Vieh unent-

geldlich. So werden in wenigen Tagen die Mütter wieder ihre Kinder zum vormaligen Tempel des Romulus und Remus bringen, der jetzt ein Tempel des heiligen Theodors ist. Zwar spotten die neuen Römerinnen des Aberglaubens der alten, die ihre Kinder nach diesem Tempel brachten, um sie der Huld des vergötterten Bruderpaares zu empfehlen; aber vom heiligen Theodor erwartet die römisch-katholische Christenheit die nämliche Hülfe. Wie ganz anders würde es im interessanten Rom aussehen, wenn ein Geist, wie Friedrich, die Menschen hier zu nützlicher Thätigkeit, geweckt hätte. Die vielen Klöster entvölkern das Land; die vielen sinnlosen Kirchenfeste bereichern zwar die Kirchen, machen aber das Volk träge und arm. Mord und Betteley wird durch diese kirchliche Einrichtung, und durch die Ansichten vermehrt, die damit verbunden sind. Noch in diesen Tagen besuchte ich die schöne, kleine, prachtvolle Kirche des St. Martins, in welcher erst vor wenig Jahren ein Altar errichtet worden ist, der mit den köstlichsten Steinen und der herrlichsten Vergoldung prangt. Dieser Schmuck kostet 30000 Scudi, das sind beynah 15000 Dukaten. Die Summe haben die Mönche zusammengebettelt, um ihre Kirche zu verzieren, die von eckelhaften Bettlern umlagert ist. Die herrlichen Fresko-Landschaften von Kaspar Pusia, sind daselbst so verblichen daß man kaum noch die vormalige, schöne Darstellung

der Natur daran erkennt. Aber die Vorurtheile, die aus diesen Kirchen gelehrt werden, erhalten sich in immer gleicher Stärke. Wenn man alle die herrlichen Palläste sieht, welche die Päbste für ihre Neffen, auf verschiedenen Plätzen zerstreut, bauen ließen, und dann bemerkt, wie einer den andern an Pracht zu übertreffen suchte; so schmerzt es einem um so mehr, daß nur wenige Päbste an das Wohl ihres Staates dachten, und man begreift es um so leichter, daß dieser Staat immer mehr sinken muß, je weniger das allgemeine Wohl beherzigt wird. Doch ich eile zum Schluß. Glaube nicht, mein K., daß diese ernstestn Ansichten, die ich habe, meinen Genuß des Schönen stören. In vollem Masse entzücken mich die Werke der Kunst und der schönen Natur. Nur wecken diese Ansichten den Gedanken noch lebendiger in mir auf, daß es höchst thöricht sey, die kurze Spanne Lebens bloß seinen Neigungen zu fröhnen, und nicht den innern Menschen in sich auszubilden, der nur durch moralische Fertigkeiten einer immer steigenden Glückseligkeit zu wandelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der Tod als Zwillingssbruder des Schlags.

(Fortsetzung des in No. 40 abgebrochenen Aufsatzes.)

Gewohnheiten und Vorurtheile üben über die mehresten Menschen eine beynahe unumschränkte

Herrschaft aus. — Der Soldat geht auf einem Schlachtfelde voll verstümmelter, zum Theil noch winselnder Erschlagener ohne Schaudern umher; ein Anblick, den andere Menschen ohne Entsetzen kaum würden aushalten können. Die Feldwundärzte sind Zeugen der heftigsten Schmerzen und Leiden der Verwundeten und Verstümmelten, und ziehen mit der größten Kaltblütigkeit die Kugeln aus den Wunden, sägen Arme und Beine ab, schneiden und schaben, und sind bey dem Anblicke des heftigsten Schmerzes der Verwundeten, der andere Zuschauer bis in das Innerste ihrer Seelen erschüttern würde, gleichgültig, oder doch wenigstens ruhig. Wenn ein alter Eskimo oder Kret und Kristino, (Bewohner der Hudsonsbayländer) aus Mangel an Kräften, nicht mehr jagen oder fischen kann, kriecht er ruhig in eine Grube, unterhält sich da noch mit den um ihn versammelten Seinigen und Freunden, raucht seine letzte Pfeife, und labt sich mit einigen Gläsern Brantwein. Auf seinen Wink wird ihm dann, von seinen Kindern oder nächsten Verwandten — als letzter Liebesdienst, um ihn bey dem eintretenden Mangel an Nahrungsmitteln einem langsamen Hungertode zu entheben — ein Strick um den Hals gelegt und gezogen, und nach wenig Augenblicken ist er todt. Die Grube ist mehrentheils rund, und groß genug, daß der Alte darin sitzen kann; und wenn er todt ist, bedeckt man sie mit Steinen, und pflanzt auch

wohl dabey eine junge Tanne, die sie für heilig halten. — Man sieht hieraus, daß ein öfterer und gewohnter Anblick die heftigsten Eindrücke nach und nach schwächet und den Menschen endlich dagegen gleichgültig macht, und daß man sich sogar mit demjenigen familiarisiren könne, was bey andern Schauer erregen würde. Es ist daher auch offenbar unüberlegt und thöricht, wenn man Kindern den Tod als etwas Schreckliches schildert, und in ihren Seelen Eindrücke hervorbringt, die sich mit den Jahren immer fester setzen, und schwer, oder zuweilen gar nicht, wieder daraus zu verbannen sind.

Nur bey kindisch-sinnlichen Menschen erregt der Anblick eines Kirchhofs oder Grabes Furcht, Schauer, oder gar Entsetzen. Der verständige Mensch macht sich zeitig mit dem Tode und mit dem Grabe vertraut. Die Kaiserin Maria Theresia ließ sich bey ihren Lebzeiten ihr Grabmal bauen, besuchte es oft in Gesellschaft ihrer Kinder, und unterhielt sich mit ihnen über die Hinfälligkeit unsers hiesigen Lebens und unsrer jetzigen Verhältnisse. Sehet, sagte sie, das ist in Kurzem die Wohnung einer Kaiserin! Auch Tetsch, *) der edle Tetsch, ließ sich einige Jahre vor seinem Tode sein Grabmal in der Nähe der Grabstätte seines

*) Justizrath in Wittau.

Busenfreundes Schwander *) bereiten, und zwischen beyden eine Birkenallee pflanzen.

Erinnert man sich nun noch dabey an die Meinung der Morgenländer, die die Gräber für Häuser der Ruhe, für Wohnungen des Friedens hielten, die sie oft besuchten, um sich mit dem Andenken an die Verstorbenen zu unterhalten: so muß der Sammelplatz so vieler, hier zur Ruhe gebrachten, friedlich neben einander schlafenden Menschen, in der Seele dessen, der diesen Sammelplatz besucht, sehr sanfte, süße Ideen erwecken.

Was kann rührender seyn, als der Anblick der in der Kapelle des Klosters auf dem großen Bernhardtsberge in der Schweiz, hoch über den Wolken versammelten Leichname von Reisenden aus verschiedenen Weltgegenden, die hier, fern von allem was ihnen theuer war, unter Lawinen verschüttet, hilf- und rettungslos den Tod fanden, erst im Sommer, nachdem der Schnee über ihnen weggeschmolzen war, wieder zum Vorschein kamen, und von den daselbst wohnenden, menschenfreundlichen Mönchen, die in diesem kalten, unwirthbaren Winkel der Erde, sich kein eignes Geschäft daraus machen, die müden Reisenden, ohne Unterschied

*) Kön. Poln. Hofrath und Justizrath in Mitau. Er, und Tetsch, waren Männer von anerkannten Verdiensten, hervorstechend durch Kopf und Herz, ächte Priester der Themis, muthige Verfechter des Rechts, Wohlthäter der Armen.

des Standes und der Religion, unentgeltlich zu speisen und zu beherbergen, die Kranken bis zu ihrer Genesung mit der treuesten Sorgfalt zu pflegen, die Erfrorenen oder unter dem Schnee Verunglückten, mit Hülfe dazu abgerichteter Spürhunde, aufzusuchen, sie durch Anwendung jedes, als wirksam bekannten, Mittels, in's fliehende Leben zurückzurufen, und die tief unter dem Schnee Erstickten zu sammeln, hieher in diese gemeinsame Ruhestätte gebracht wurden. Alle sind in Leichentücher gehüllt, und weil in dieser scharfen und kalten Luft kein Leichnam verweset, sondern nur allmählig einschrumpft und vertrocknet: so erhalten sich die Gesichtszüge lange ziemlich unentstellt; so, daß mehrere noch nach zwey bis drey Jahren von ihren Verwandten und Freunden wieder erkannt worden sind. Sie sitzen in einem großen Gewölbe neben einander, und jeder Neuangekommene ist mit dem Kopfe an die Brust seines Vorgängers gelehnt. Diese Stellung hat etwas Vertrauliches, und ganz das Ansehen eines gemeinschaftlichen Schlummers. — Als *Matthison* dieses Kloster vor mehrern Jahren besuchte, liefen schon vier lange Reihen von einigen Hunderten solcher Schläfer neben einander hin.

Man sollte daher, nach der Sitte mancher Völker, z. B. der Araber, welche die Gräber mit immer grünenden Bäumen und mit Blumen

bepflanzen, die Sammelplätze der Verstorbenen entweder unter schönen schattigen Bäumen anlegen oder damit bepflanzen, um die Lebenden dadurch einzuladen, diese Ruheplätze öfter zu besuchen, und sich da mit dem Gedanken an den Tod mehr zu beschäftigen. Ich erinnere mich noch oft mit Vergnügen der sanften, erhabenen Gefühle, die sich durch mein ganzes Inneres ergossen, wenn ich in meinen frühern Jahren, besonders an sternhellen Abenden, und wenn der Mond mit seinem Silberlichte auf die Gräber herableuchtete, in Deutschland auf den mit Alleen bepflanzten Kirchhöfen der Herrnhuter zwischen den mit Buchsbaum eingefassten und mit Lilien oder andern Blumen bepflanzten Grabstätten der Heimgegangenen^{*)}, wandelte, oder auf meinen Reisen, da ich immer gern auch die Kirchhöfe besuchte, unter dem Schatten hoher Bäume, oder einer babylonischen Weide, von Grabhügeln umgeben, da saß, und umsäuselt vom sanften Geflüster der Blätter, über Menschenschicksale und Menschenbestimmung, Fortdauer und Unsterblichkeit nachsann, und meine Seele, Welten durchfliegend, in jeder Stufe ihres künftigen Seyns, ihrem höchsten, allvollkommenen Urbilde, sich näher gebracht dachte. Mir war's dann, als umschwebten mich die Geister, deren abgelegte Hüllen hier um mich her eingescharrt lagen; fromme Gefühle durchglühten mein ganzes Wesen, und ich ging nie, ohne den ernstesten Vorsatz, besser, weiser und vollkommener zu werden, um mich dadurch zu einem würdigen Erscheinen in

*) So nennen die Herrnhuter die Verstorbenen. Auf jeder Grabstätte liegt ein Stein mit der Inschrift des Namens des hier Begrabenen, nebst der Anzeige:
 geboren den — —
 heimgegangen den — —

den höhern Regionen meines künftigen Seyns vorzubereiten, von dannen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die gekränkte Schneiderzunft.

Für die Londner war neuerlich eine Begebenheit von großem Interesse. Im Sommertheater von Hay-Market wurde den 15. Aug. eine, schon im Jahr 1767 von dem berühmten Komiker Foote auf's Theater gebrachte, Farce, die Schneider betitelt, gegeben. Sie war dem Buchhändler Doddeley zu einer Zeit in's Haus geschickt worden, wo eben die Meister Schneider mit den Gesellen in einem harten Strauß begriffen waren, und hatte damals schon großen Tumult erregt. Dieß war nun auch jetzt der Fall. Brand- und Drohungsbriefe, worin gesagt wurde, daß 15000 (!) Schneider in's Gewehr treten und in's Feld rücken würden, wenn man diesen Schimpf gegen sie exekutiren wollte, waren schon zwey Tage vorher auf's Theater geworfen worden. Man ließ sich indeß nicht irre machen, und das Stück wurde wirklich aufgeführt. Aber der Tumult, den die Schneider, oder die Ritter vom Fingerhut, wie sie in London genannt zu werden pflegen, in und auffer dem Hause erregten, war fürchterlich, und konnte nur durch die herbeigerufene Polizey gestillt werden, die etliche 20 der Hauptanstifter und Rädelßführer bey'm Kopf nahm und in's Gefängniß führte. Das Verhbr am folgenden Tage war äusserst komisch und erregte noch größeres Gelächter als die Farce selbst, die bey der zweyten Wiederholung durch ihren eignen Aberwitz fiel. (Allgem. Zeitung.)

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 43. Mitau, den 23. Oktober 1805.

Nihil tam cognatum sapientiae, quam locis et temporibus aptare sermones, personarum quae aderunt aestimatione in medium vocata.

Macrobius.

Nachtrag zu dem Aufsatze des Hrn. Doktor Trinius: Über den Glauben an Geister und Gespenster, in No. 18, 36 u. 38 d. W. U.

Als eben in dem Kirchhofe zu K, in der feyerlichen Mitternachtsstunde, die abgeschiedenen Seelen aus ihren feuchten Gräbern wie Regenwürmer emporkrochen, um in lustigen Gestalten die alten Wohnungen zu durchziehen; — hier ein abgelebter Stutzer seinen Kopf unterm Arm nahm und mit durren Füßen herum wandelte; dort eine Dame sich die Hüfte anprobirte, um ihre lieben Angehörigen auf dieser Welt noch etwas zu ängstigen; dort wieder ein alter Herr den Leichenmantel um sich warf und mit den übrigen Todten um die Knochen handeln wollte; — da kehrte auf einmal eine flüchtige Gestalt, welche etwas früher sich aus dem Grabe gemacht hatte und zur Sakristey gewandert

war, mit einem Angstgeschrey zurück: wir armen Geister sind verloren — verloren! Auf dem Tische in der Sakristey hatte der Prediger die No. 18, 36 und 38 der wöchentlichen Unterhaltungen liegen lassen, und hier lernten die Geister die Angriffe, die der Herr Dr. Trinius auf sie gemacht hat, kennen. Da gab's einen Lärm, ein Geklapper! Boll Schrecken ließ der Stuzer den Kopf fallen, daß er den Kirchenberg herabrollte; ein paar Damen fielen vor Schrecken in ihre Gräber zurück, und eine alte, eben hier angelangte, Matrone, die sich freute zu erfahren, daß sie ein Geist sey, was man ihr im Leben durchaus nicht hatte zugestehen wollen, riß sich die Haube vom Kopf, die ihr als letzter Schmuck mit in die Grube gegeben war. Endlich sammelten sich die Geister wieder, und ruhiger war es möglich, daß ein Jeder seine Meinung und seine Gründe für seine Existenz anbringen konnte. Der Stuzer ergriff zuerst — nicht den Kopf, der lag unten am Berge, und er nahm sich die Zeit nicht, ihn zu holen — sondern das Wort, und läspelte: uns unser Daseyn nehmen zu wollen, welche Grausamkeit! Wir haben ja alles, alles verloren, was uns lieb und theuer war, nur das bißchen Geist ist uns geblieben; auch das sollen wir verlieren? Sagen Sie, Madam! — hier wandte er sich zu einer Nachbarin — Sie haben mich im Leben gekannt, Sie wissen, daß ich nichts weniger als direkte Schwäche hatte, und doch

habe ich mehrere Gespenster, selbst aus meiner Familie, gesehen. Die Sitten auf der Oberwelt müssen sich jetzt sehr verschlimmert haben. Als ich sie vor wenig Jahren verließ, waren Gespenster die neueste Mode; auf jeder Toilette lagen Geistergeschichten, und damals, fuhr er lächelnd und bedeutend fort, noch im ersten Jahre nach meinem Tode, weiß ich, hat ein gewisser Geist, den ich nicht nennen will — er besah die Spindelbeine — der selbst als Geist nicht alle Reize verloren, bey einer gewissen Dame sein Glück gemacht, und die Freyheit, sich durch ein Schlüsselloch schleichen zu dürfen, was er im Leben vergeblich versuchte, auf eine sehr angenehme Art benutzt.

Was meint denn der Herr mit dem Doppelfümmel, der Gespenster sehen läßt? rief ein starkes Gerippe, und in seinem Basse schwammen noch einige Viertelöne der Oberwelt. Das versteht sich ja von selbst, daß in geistigen Getränken Geist seyn muß. Bin ich doch noch gestern einem alten Freunde von mir in einem Glase Porter erschienen. Der machte Augen, als er mich wiedersah, und rief: Bruder! ich will zwey Schiffe verlieren, wenn ich mich nicht schon längst im Glase nach Dir umgesehen habe.

Eine belesene Dame meinte, der Verfasser jener Angriffe mußte wenig Belesenheit haben: hätte er Baxters Gewißheit der Geister studirt, er würde anders sprechen. Als ich lebte und jung war, setzte

sie hinzu, nannte man mich eine Zauberin, später verwandelte man dieß in Hexe. Früher im Leben bewunderte man meinen Geist, und jetzt nennt man mich ein Gespenst; aber im Grunde ist das alles gleich; denn so wie die Zauberin zur Hexe, so verhält sich der Geist zum Gespenst, und ich bin alles zusammen gewesen.

Ein Rechtsgelehrter unterbrach sie. Obgleich, Madam, man wohl darüber streiten könnte, daß zwischen Hexen und Zauberinnen kein Unterschied sey, auch Carpzov in seinen Decisionen P. 2. Decis. 185. No. 1 hierüber sehr richtig urtheilt und sagt: „non minimum existat discrimen,“ maassen ich auch selbst hierüber einige Erfahrungen gemacht, und firmissime behaupten kann, daß meine Ehefrau jederzeit nur eine Hexe, nimmer aber eine Zauberin gewesen, und auf selbige allerdings oftmal die Poena fustigationis anwendbar seyn mögen, welche, cum aliis, Carpzovius, wie Johannes Henich in seinen Caroli V. constitutiones Art. 109. Annotatio, Pag. 138 anführt, distinet si foemina juvenem aliquem in capro sibi advehi curet. Indessen hat selbst Samuel Stryk de jure Spectrorum, Halle 1700, auffer der Gewißheit der Existenz der Gespenster, auch ihre Rechte deducirt, unter denen vorzüglich (Arg. L. 27. D. Locati) das Recht gehrt, die nicht gefälligen Hausbewohner wegzuschrecken, weil Metus Spectrorum justus esse possit. Ich wollte demnach unmaaßgeblich das Consilium ertheilen, an

den Verfasser jener, unsere Rechte derogirenden, Aufsätze, auf dem gesetzlichen Wege allen billigen Regreß zu nehmen, und selbigen des ehestens aus seiner Wohnung zu depossediren.

Jetzt erhob sich aus einem Winkel des Kirchhofs, wo es bisher ruhig unter einer verfallenen Mauer, neben einem Uhu, in tiefen Betrachtungen gefessen hatte, ein philosophisches Gespenst, und sprach: Ob ich gleich nicht ganz mit mir einig bin, daß ich als Mensch je existirte; so weiß ich doch, daß mein Ich gegenwärtig ein Geist ist, auch würde ich wohl Gründe finden, das Daseyn unsers Gegners mit gleichem Rechte zu läugnen: indessen meine ich, sterben ist ein ächt philosophischer Akt*), und nur dieses Akts wegen will ich gelebt haben. — Ich kann eben so wenig widersprechen, daß verschiedene Erinnerungen in mir sind, daß früher mein Geist in einer festen, grob-materiellen Substanz verschlossen war, und ich damals mit ziemlicher Gewißheit glaubte, daß ich lebte; dabey hatte ich aber, als Philosoph, eine Hypothese, welche ich darstellen will. Ich dachte mir den Geist, dessen Daseyn ich in mir bemerkte, übereinstimmend mit Descartes, Leibnitz und Wolff, als eine einfache, denkende Substanz, und nach Kant, als ein unbekanntes, unbegreifliches Etwas, von dem ich nichts weiter wußte, als daß es das Subjekt mei-

*) Auch Novalis behauptet dasselbe, Th. 2. S. 277.

ner Gedanken war, und das ich mir darum als einfach dachte, weil ich es von den Beschaffenheiten (Affidencen) meines Körpers zu unterscheiden wußte. Nun sagte mir aber die tägliche Erfahrung, daß diese einfache, und, wie ich glaubte, immaterielle Substanz auf den Körper, den sie bewohnte, dergestalt wirkte, daß dieser sich in seiner Materie bewegte, handelte, und diejenigen Eindrücke annahm, welche der Geist in ihm hervorbringen wollte; — kurz, die Erfahrung meines Lebens lehrte mich, daß die indirekte Stärke meines immateriellen Geistes auf die direkte Schwäche meines materiellen Körpers Eindruck machte, folglich auf eine mir unbekannt Weise die Materie durch das Immaterielle bestimmt wurde. Wie das eigentlich geschah, kann ich mir noch nicht völlig erklären; indessen schloß ich weiter, daß, wenn schon das Immaterielle auf das Materielle in meinen eigenen Ich wirken kann, das Immaterielle auch wohl auf eine gleiche Substanz wirken könnte, und folgerte nun, daß also wohl ein Geist auf den andern Einfluß haben dürfte. Ein Geist, ausser dem meinigen, in einem fremden Körper eingeschlossen, wirkte, durch das Medium jenes Körpers, auf den meinigen, und ich erhielt so die Anschauung von mir ähnlichen Geschöpfen ausser mir, die ich, wie mich selbst, vernünftig nannte.

(Der Beschluß in der Beilage.)

Dondangen und seine Umgebungen.

(Fortsetzung des in No. 41 abgebrochenen Artikels.)

Doch, ehe ich Sie aus dem Schlosse führe, zeige ich ihnen noch die wahrhaft romantische Aussicht aus seinen Fenstern. Ihr Blick überschaut zwar keinen sehr weiten Horizont, den hier Wälder schliessen, die sich um die wogenden Kornfelder in der Ferne, wie ein Kranz von blauen Kornblumen, ziehen; doch gern wird Ihr Auge in der Nähe verweilen. Blicken Sie nur auf jene, zwischen den großen Weidenbäumen hervorragende, Mühle, mit der Aussicht auf ein tiefes Thal, in dem der Mühlenbach sich schlängelnd fortfließt; dort auf die zierliche lettische Kirche, nebst dem Kirchenkrüge, und da, längs dem Teiche, jenseits auf den Garten, der sich in Terrassen amphitheatralisch erhebt, und zu dem eine breite, schöne Brücke führt. Dieser Garten schließt sich an einen Park, voll großer, schöner, wilder Baumstämme. Er ist etwas zu regelmässig angelegt; um desto schöner aber das weiterhin anstoßende Wäldchen, das am Wasser fortläuft, und mit mächtigen Eichbäumen und anderem dichten Laubholze prangt. Auch mangelt es diesem Garten keinesweges an Pflege; Herr Köhler ist ein unterrichteter und gebildeter Gärtner, der große Kenntnisse mit eben so großer Liebhaberey für seine Kunst verbindet. Besonders schön ist vom Schlosse die Aussicht auf einen andern Gar-

ten, der, mitten in dem großen Teiche auf einer ganz viereckigen, und gleichsam einen hohen Erdwall bildenden Insel liegt. Vielleicht war diese Insel ehemals zu einer Citadelle oder Schanze bestimmt; ihre jetzige Bestimmung ist aber offenbar schöner, denn unter Blumen, dichten Hecken und einer Menge schöner Drangenbäume, die hier für den Sommer ausgesetzt sind, wandelt es sich lieblicher, als unter Waffen und Leichen. Eine bequeme, wohl 40 bis 50 Schritt lange, Brücke führt zu dieser Garteninsel, die mit so viel Anmuth ausgestattet ist, daß ihr nur eine Armida fehlt, um als Zaubergarten zu prangen.

Denken Sie sich diesen hohen Garten, der wie ein Berg aus dem Wasser emporragt, und dessen flach geebnete Spitze, voll junger, zarter Blüthen, sich mit ihrem Kranze von Hecken und Bäumen in den Fluthen, die sie umgeben, spiegelt, — gegenüber die alte, ehrwürdige Burg; lassen Sie die Scene vom Glanze der untergehenden Sonne beleuchten, und einige Schwäne, stolz, wie Traumgestalten der Vorwelt, die rothe Fluth durchschneiden, und sagen Sie: ist dieses Plätzchen nicht schön? — Begeistert wirkte es auf mich, und hier entstand nachstehendes Gedicht, das ich gelassen habe, wie der Augenblick es erschuf, um durch etwanige Verbesserungen nicht die damalige eigene Stimmung, die es nachspricht, zu zerstören:

Wo zarter Blumen frisches Leben
 Auf dieses Eilands Scheitel glüht,
 In hohen, dichten Laubgeweben
 Ein süßer Duft vorüber zieht;

Wo spielend hin zu meinen Füßen
 Der Weste Hauch die Welle wiegt,
 In Fluthen, die ihn sanft umfließen,
 Der Schwan den stolzen Nacken biegt;

Die Burg, vom Abendschein umglühet,
 Mit Flammenglanze ausgeschmückt,
 Der hell um jedes Fenster ziehet,
 Ihr Bild im Wellenspiegel drückt;

Von holder Gegenwart umfangan,
 Wenn feyernnd sie die Kränze beut,
 Die um der Vorzeit Denkmal hangen,
 Sey dieser hier ein Lied geweyht,

Wo sie aus hohem Steingebilde,
 Voll Ernst mit stiller Wehmuth, spricht,
 Aus tief umnebelten Gefilde
 Der Zeit ein deutend Blümchen bricht.

Ein Ton erklingt aus jenen Tagen
 Und hallt durch unser Leben hin,
 Der Nührung holde Lispel tragen
 Ihn bebend fort in unserm Sinn;

Und in dem letzten Abendstrahle,
 Der hier in stiller Fluth verglimmt,
 Erscheint aus jenem Schattenthale
 Ein Bild, das schnell vorüber schwimmt:

Ein Bild von ringenden Gestalten,
 Wie eines Helden Lebenslauf,
 Und zarte, holde Frauen falteten
 Den tief gesenkten Schleier auf.

Und noch einmal schwebt sie hernieder
 Die längst entflohne, ferne Zeit,
 Haucht Rührung ein, in Herz und Lieder
 Und flieht dann hin zur Ewigkeit.

Sollte dieses kleine Lied Ihren Beyfall nicht erhalten, so verweise ich Sie auf Bankaus Stoßseufzer, der die Barmherzigkeit des Musenmannes aufruft.

In der lettischen Kirche stehen eine Menge Monumente, zum Theil von schönem Marmor, welche der verstorbene Fürst Sacken seinen Vorfahren hat errichten lassen. Die Inschriften sind etwas schwülstig, aber das haut-relief an der Wand neben dem Altar, welches das Portrait, wenn ich nicht irre, der Großmutter des verstorbenen Fürsten vorstellt, wird Jeden, der es erblickt, interessiren. Ein edleres weibliches Gesicht, mit solchen Zügen voll Würde und Anmuth, voll hoher, idealischer Schönheit, habe ich nimmer gesehen. Das Bild läßt an der Wahrheit der so sehr lobreichen Grabschrift glauben. —

Hier steht auch, und zwar in der Mitte der Kirche, das marmorne Denkmal des verstorbenen Fürsten von Sacken selbst, welches ihm seine Gemalin, die jetzige Besitzerin der Herrschaft Dondangen,

setzen ließ. Die von dem verewigten Gedicke
verfaßte Inschrift lautet:

Principi de Sacken
Unius Regis Poloniae
Unius Electoris Saxoniae
Et Duorum Borussiae
Regum Amico

Nato die XIII. Novbr. MDCCXXVI.

Mortuo die XXXI. Dec. MDCCXCV.

Marito Optimo

Posuit

Uxor Nunquam Non Memor.

Semper Honos Nomenque Tuum
Laudesque Manebunt. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

Für Naturforscher.

Das Brausen der See, das fast einzig und
allein im Herbst und Anfange des Winters
zu einem solchen Grade steigt, daß man es auf
zwey Meilen vom Strande und drüber hören
kann, hat, nach sehr häufigen Erfahrungen, ge-
wöhnlich Kälte und Schnee, oft von Stürmen

*) Die beyden letzten Zeilen können wohl schwerlich von Ge-
dickes herrühren. Sie finden sich schon, mit sehr geringer
Veränderung, auf einer zum Andenken des Todes der ersten
Gemalin des Fürsten Sacken, einer geb. Gräfin Brühl,
im Jahre 1762 geschlagenen Medaille, und scheinen daher
als Familiendevisé betrachtet zu werden. Ann. d. Ned.

begleitet, zur Folge. Am 22sten September, der, bey ganz mäßigem Nordostwinde, ein sehr angenehmer Tag war (das Réaumur'sche Thermometer stand Nachmittags 410°), hörte man hier in Appricken, daß, dem Fahrwege nach, starke $2\frac{1}{2}$ Meile, der geraden Richtung nach, aber wohl nur 2 Meilen vom Strande entfernt liegt, Abends um 10 Uhr die See stark brausen. Die Nacht erfolgte ein Nebel, der noch am 23sten frühe fortwährte, worauf ungefähr um 7 Uhr Morgens klares Wetter folgte. Der Wind wehte nun mäßig aus W. S. W.; es zogen noch Vormittags Wolken auf, die Sonne blickte nur bisweilen durch sie hindurch, und des Abends war der Himmel ganz bewölkt. Das Barometer, das gerade zur Zeit des Brausens der See, nach der Florentiner Skala (die den ganzen Raum des Steigens und Fallens des Quecksilbers auf 28° setzt) auf $24\frac{1}{2}^{\circ}$ stand, d. i., nach einer Skala, wo der ganze Raum der sich verändernden Quecksilberhöhe in $36''$ getheilt ist, $31,5''$, fing sogleich an, zu fallen, zeigte am 23sten mit Sonnenaufgang 23° (nach der erwähnten andern Eintheilung der Skala fast $29,6''$), und stand Abends um 10 Uhr nur auf $20\frac{1}{4}^{\circ}$ Flor. (= $26''$). Am 24sten Morgens um 6 Uhr stand es $17\frac{1}{5}^{\circ}$ Flor. (= $22,1''$); der Himmel war ganz und von dicken Wolken verdeckt, aus W. S. W. wehte es immer stärker, und es regnete oft, bald stark, bald nur fein und dicht. Das Barometer fiel in acht Stunden um $5\frac{1}{5}^{\circ}$ Flor.

(= $6,7'''$), und stand um 2 Uhr Nachmittags auf 12° Flor. (= $15,4'''$). Ich mußte Sturm vermuthen, und sagte ihn voraus. Durch Geschäfte wurde ich bis auf den Abend an weitem Barometerbeobachtungen gehindert. Zwischen 6 und 7 Uhr des Abends fing der Sturm an, anfänglich aus West, bald aus N. N. W. Als bald fing das Barometer an zu steigen, und stand Abends um 10 Uhr $13\frac{1}{2}^\circ$ Fl. (= $17'''$), erreichte den 25sten zu Mittage $16\frac{1}{2}^\circ$ Fl. (= $21,2'''$), worauf es wieder zu fallen begann, und die ganze Woche immer variierte, den 28sten frühe bis $14\frac{1}{4}^\circ$ (= $18,3'''$) herabfiel, und dann ununterbrochen stieg, bis es am 30sten gegen Mittag auf $20\frac{1}{2}^\circ$ Fl. (= $26,3'''$) stand, und dann wieder zu fallen anfang. Das Réaumur'sche Thermometer sank vom 22sten, wo es Abends um 10 Uhr noch $\mp 8\frac{1}{2}^\circ$ stand, allmählig tiefer, stand gerade beym Ausbruche des Sturms noch fast $\mp 8^\circ$, fiel dann, mit geringen Zwischenhebungen, jeden Nachmittag immer mehr, bis es die Nacht vom 26sten auf den 27sten unter 0 sank, worauf es auch noch bey Tage fror, und stärkere Nachtfroste erfolgten, wo das Thermometer -1 und drunter stand.

Der am 24sten Abends beginnende schreckliche Sturm aus N. N. W. währte die ganze Nacht und den ganzen 25sten fort, und brachte stark mit Hagel und Schnee gemischten Regen. Gegen

Abend am 25sten kam der Sturm aus S. W. und brachte noch oft starken, mit Schnee gemischten, Regen. Die Nacht fiel gewaltig viel Schnee mit schon etwas gemäßigterem Sturm. Der 26ste brachte bey heftigem N. N. Westwinde, der nur bisweilen zum Sturm ward, viel Hagel und Schnee, mit, besonders Vormittags, untermischten Sonnenblicken. Am Vormittage dieses 26sten hörte man abermals die See brausen, worauf es den Nachmittag und besonders die ganze Nacht viel Schnee, auch den ersten Frost gab. Am 27sten gab es wiederum, mit noch fortwährendem heftigen N. Westwinde, starke Schneeschauer fast den ganzen Tag, die Nacht wieder Schnee und Frost; am 28sten mit etwas mässigerem N. Westwinde Schnee auch etwas Regen, worauf noch zwey Nächte hinter einander Frost, und erst den 30sten, besonders Nachmittags, wieder gelindes Thauwetter folgte.

Auch dießmal also folgte auf das Brausen der See Kälte und Schnee, auch Sturm, und noch dazu in einer für den Schnee ungewöhnlich frühen Jahreszeit, und so bald nach angenehm warmer Witterung. Da so vielfältige Beobachtungen einen Zusammenhang jener Phänomene vermuthen lassen: auf welche Weise mag denn wohl das Brausen der See Kälte und Schnee, auch Sturm, zur Folge haben? Steigen etwa bey solchem Brausen mit dem verdunstenden Wasser mehrere Salztheile hinauf, was gewöhnlich nicht geschieht, welche

die Luft stark erkälten, und somit die um diese Jahreszeit schon häufig in der Luft nicht mehr recht aufgelöst befindlichen Dünste zu Schnee gefrieren machen, und sie in dieser Gestalt zur Erde niedergeschlagen werden lassen, auch nach Beschaffenheit der Dichtigkeit und Temperatur der Luft in weiten Strecken heftigen Wind und Sturm bewirken? Und da das Brausen der See nicht immer gerade nach Sturm oder heftigem Winde, oder bey schneller Veränderung und Entgegensetzung starker Winde statt findet, sondern diesmal, am 22sten Septem-ber a. St., nach mäßigem Nordostwinde, auf den in der Nacht mäßiger W. S. Westwind folgte: was möchte wohl die Ursache dieses so weit vernehmbaren Brausens seyn, das auch meist nur im Herbst und Winter wahrgenommen wird? Sollte, falls bey solchem Brausen mehrere Salztheile mit den Wasserdünsten aus der See aufsteigen, das stärkere Losreißen der Salztheile von der großen, mit Salz geschwängerten, flüssigen Masse die Ursache dieses innern Tumults im Meere, und des damit verbundenen Brausens seyn? Durch mancherley Vorrichtungen ließe sich, so wie der gewöhnliche Salzgehalt des Meeres, und insbesondere unsrer Ostsee, der vielleicht auch nach den Jahreszeiten (z. B. je nach dem der Grad der Wärme mehrere Wassertheile oder weniger in Dunstgestalt auflöst, und folglich dem Reste mehr Salz zurück läßt) sich beträchtlich verändern mag, dieser Salzgehalt auch wohl gleich nach solchem Brausen messen; und so nach könnte man über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Vermuthung entscheiden, daß bey dem Brausen der See mehrere Salztheile sich von der großen, gesalzenen Wassermasse trennen, und in die Atmosphäre aufgenommen werden.

Und gehen wir nun noch weiter: wodurch

konnte denn wohl diese plötzliche, stärkere Scheidung der Salztheile aus dem Seewasser bewirkt werden? Heftige Bewegung des Wassers durch Sturm, oder auch nur recht starken Wind, wenn sie dieß auch allein bewirken könnte, geht dem Brausen der See nicht immer nothwendig vorher. Oder, wenn eine starke Scheidung der Salztheile vom Wasser, und Erhebung derselben sammt den Wasserdünsten in den Dunstkreis nicht mit dem Brausen der See verbunden seyn sollte: welche andere Ursache möchte denn wohl dieses Brausen hervorbringen? Und fände zwischen diesem und der meist immer darauf folgenden Bitterung gar kein anderer wirklicher Zusammenhang statt?

Einem denkenden Kopfe, der gern tiefer in die Geheimnisse der Natur dringen, und so viel möglich eine dunkle Region der Naturkunde nach der andern aufgeheilt sehen möchte, kann auch dieses Phänomen, und sein gewöhnliches Zusammentreffen mit andern meteorischen nicht gleichgültig seyn. Und somit hoffe ich, der ich nichts weiter als Liebhaber in diesem Fache bin, daß Männer, die dieses Wissensfach hauptsächlich kultiviren, es mithin mit chemischen Experimenten verbinden, und die nöthige Gelegenheit und die Mittel zu solchen Beobachtungen und Untersuchungen insbesondere haben auch die Auflösung dieser Fragen zum Gegenstande ihrer Aufmerksamkeit machen, auf diese Weise die Naturkunde mit neuen Entdeckungen bereichern, und den Freunden derselben neuen, befriedigenden Genuß verschaffen werden.

Appricken, d. 2. Okt. 1805. K. G. Elverfeld.

(Beilage.)

Beylage

zu No. 43 der Wöchentlichen Unterhaltungen.

Nachtrag zu dem Aufsatze des Hrn. Dr.
Trinius: über den Glauben an Geister
und Gespenster.

(Beschluß.)

Es wäre aber auch wohl denkbar möglich, daß ein Geist auf den andern wirken könnte, wie ein Körper auf den andern. Die einfache, fremde, denkende Substanz, Geist, dürfte also wohl die meinige, ihr gleiche, in mir bestimmen, obgleich nicht durch das, als gleiches Wesen ihr unndthige, Medium eines fremden Körpers, oder meines eigenen. Nun aber schuf mein Geist in mir Gestalten und Ideen, und ndthigte meinen Körper durch seine Organe an dieser Schöpfung Theil zu nehmen. Der Körper war das Instrument, auf welchem der Geist diejenigen Akkorde angab, welche er tönen lassen wollte. Wäre es nicht möglich, dachte ich weiter, daß ein Geist auffer mir auf den meinigen wirken könnte; daß dieser, kraft seiner eigenthümlichen Fähigkeit zu denken, diejenigen Gedanken auffassen müßte, welche aus jenem fremden Geiste gleichsam in den meinigen übergingen? Mein Geist, noch in seinem Körper geschlossen, aber würde diese erhaltenen Gedanken in seinen Organen reflektiren, und es müßten Vorstellungen entstehen, welche, gleichsam durch eine innere Anschauung entstanden, und, wenn gleich völlig im-

materiell, doch in einer meinem Geiste gleichen Substanz auffer mir, ihren ersten Grund hätten. So könnte also ein Geist auffer mir den meinigen bestimmen, eine Gestalt mit der Lebhaftigkeit zu denken, daß, durch Rückwirkung meines Geistes auf meinen Körper, letzterer eine so helle Vorstellung erhielte, die, einer äussern Anschauung gleich, in ihm wirkte. Diese gedachte Gestalt wäre völlig immateriell, existirte nicht einmal als etwas reales, wohl aber doch, durch einen fremden Geist bestimmt, wirklich und wahr, und hätte für mich subjektiv mit einer wirklichen Anschauung gleiche Wirkung und Folge, wodurch denn eine innere, in mir motivirte, durch einen fremden Geist in meinem gleichsam zurückstrahlende, Erscheinung möglich wäre. Ist also der Geist etwas Immaterielles, so wären Erscheinungen auf diese Weise möglich; ist aber der Geist etwas Materielles, so wäre Verkörperung desselben, und folglich äussere Erscheinung leicht denkbar, und das Problem gelöst. Schon in meinem Leben, fuhr der Philosoph fort, wußte ich nicht recht, ob meine Hypothese gegründet war, doch dachte ich, könnte mir, wie jedem andern, auch wohl erlaubt seyn, eine für mich zu erschaffen.

Viele der Geister hatten sich über diese philosophische Unterhaltung bereits wieder zur Ruhe gegeben, nur ein paar Damen waren noch da, und sprachen unterdessen über die Mittel, die Schädel

fein weiß zu erhalten; auch der Stuzer hatte den Platz nicht verlassen, sondern während der Zeit seinen Kopf aufgesucht und sich auf selbigen gesetzt, um die Erzählung des Philosophen anzuhören. Was aber glauben Sie denn jetzt? fragte der Stuzer, so vernünftig, daß man wohl merken konnte, sein Kopf war in der Nähe.

Daß — — daß — hier krächte der Hahn, und die Geister sanken in ihre Gräber zurück. —

Es hatte wirklich ein Hahn gekräht, und so laut, daß ich erwachte, und nun den drolligen Traum meinem geliebten Freunde Trinius, wie jetzt den Lesern, erzählte. — — b —

R e p l i k

auf vorstehenden Aufsatz.

Mein vortrefflicher Freund, Herr v. S — h, brachte mir die Nachricht von der Revolution der Geister gegen mich so wenige Stunden vor der nächsten Mitternacht, daß ich kaum entschlafen war, als der lebhafteste Traum mich dem Wein- hause auf dem Kirchhofe zu K. zuführte, um dem Concilio posthumo persönlich beizuwohnen. Der Ort sträubte mein Haar; aber die achtzehnte Nummer der wöchentlichen Unterhaltungen, die ich mit weit ausgestreckter Hand, wie einen Bannspruch, vor mir hertrug, floßte mir Muth ein, das osteo- logische Kabinet zu betreten.

Meinen eigenen Grundsätzen nach, an dem ominösesten Orte der Welt in Berufsgeschäften, war ich eine Zeit lang so glücklich, die Eindrücke des Anblicks der knöchernen Ankläger von mir abzuleiten, und hatte Muth genug, mit einer philosophischen Miene auszurufen: „könnt ihr nun, ihr Hirngespinnste eines geschwächten Seelenorgans, vor den Augen des unbefangenen Denkers von der Welt, eure Knochen zusammenreihen und in Figur vor mir erscheinen? wohl an, mir soll nicht grausen!“ Aber kaum war der mystische Handschuh geworfen, als der Bannbogen mir aus der Hand fiel, mein Augenstern sich erweiterte, und ich unter starkem Herzklopfen mich plötzlich von der ganzen Gesellschaft umringt sahe. Die Arbeit, diese unwillkommene Scene nach meinen eigenen Gesetzen zu analysiren, ließ mich nur flüchtig sehen, wie der Stutzer mich durch das Loch eines Wirbelbeins lorgnirte und sich über mein Fleisch und Bein, wie über eine alte Mode, aufzuhalten schien; wie das Baßgerippe den Arm in die Seite stämmte, den Rest der Nase rümpfend, viel von Hungerleideren, wobey weder Portwein noch Porter, folglich auch freylich nichts von Geist oder vernünftiger Vision zu denken sey, murmelte, und das Skelet eines Skelets, welches ich für den unterirdischen Juristen erkannte, mit einem hohlen Seitenblick auf mich, ein wenig unsanft auf den processus coracoideus seines Schulterblatts klopfte.

Raum hatte ich eingesehen, daß bis zum Hahnen-
 geschrey aus dieser peinlichen Affaire keine Erlösung
 war, als ich, mit williger Begebung aller andern
 Leidenschaften, dennoch dem Stolze nicht entsagen
 konnte, mich nur mit meines gleichen zu unterhal-
 ten, und mich ohne Bedenken zu dem Philosophen
 hindrängte, der mir, wie gewöhnlich, ohnehin der
 einzige zu seyn schien, der keinen Groll gegen
 mich hegte. Um mich sogleich in Respekt zu setzen,
 faßte ich den alten Kantianer, welcher dieß, durch
 seine Neigung zum ewigen Frieden, geduldig ge-
 schehen ließ, sogleich bey'm Kopfe, und sagte, in-
 dem ich ihn gallisirte, ohne mich einen Augenblick
 zu bedenken: O mein Bester, wie weh thut es mir,
 diese angenehme Bekanntschaft nicht früher an
 ihrer stets wohl besetzten Tafel, unter den frohesten
 Genüssen Ihrer guten Laune, Ihres Witzes
 und der Schärfe Ihrer Urtheilskraft, welche Sie
 mit ins Grab genommen, gemacht zu haben.
 Zwar haben Sie wahrscheinlich des großen Musik-
 talents, unter der Gewalt Ihrer Beharrlichkeit,
 welche oft für Eigensinn gehalten wurde, weniger
 geachtet, als der Anlage zu einer so großen Me-
 morie, daß Sie für den Belesensten Ihrer Zeit ge-
 halten wurden; aber wie viel Genuß hätten Sie
 uns durch Ihr glückliches Sachgedächtniß gemacht,
 um aus der Geschichte der Vorzeit uns ganze
 Scenen zu vergegenwärtigen! und wie lustig hätte
 sich diese Abendgesellschaft mit den amathusischen

Scherzen geschlossen, für welche Sie ein kleines Talent nicht ganz läugnen konnten! Zwar — ich wollte eben nach den Storchschnabelzügen meiner rechten Hand die Silhouette vollenden, als der Philosoph, wie es schien, ein wenig verwundert, dennoch aber lächelnd, aufstand, und zu mir sagte: „Sie schildern mich, wie ich war.“ Nach einiger Unruhe setzte er sich wieder, dagegen stand die Gesellschaft hinter mir in halbstaunenden, halbhänderingenden Gruppen getheilt. Keiner wollte es mehr mit einem Kenner anbinden, der dem Geheimnißvollen geheime Kunst, dem Zauber Zauber entgegensetzte, und der Stutzer, den kein Schlüsselbein, das er als Flakon ergriffen, von der Ohnmacht retten wollte, fiel, wie es schien, auf immer auseinander, worauf alle übrigen, wie entzaubert, seinem Beyspiele folgten. —

Gut, sagte ich zu dem Philosophen, daß wir allein sind, wir haben noch ein ernsthaftes Wort zu reden. Sie sehen, daß ich ein Kephalomant bin, welcher nicht leicht getäuscht werden kann. „Gleichviel“ antwortete er gelassen, „als Immaterialist bedarf ich nicht dieses Knochenkastens, und mein Geist wird mit Ihnen reden.“ — Und als Materialist? fragte ich ein wenig schalkhaft — „nur dieser Knochen“ antwortete der Alte auf der Stelle. Lakonisch genug, fiel ich ein, fast delphisch, denn ich verstehe Sie nicht ganz. „Der Kommentar darüber ist in meinen gestrigen Gründen ent-

halten,“ entgegnete er, und wiederholte diese sehr gefällig.

Also sind Sie, nahm ich das Wort, nicht sowohl der Widerleger meiner Erklärungsart, als der Rächer Ihres angetasteten Kommerces mit uns Erdenbürgern, für welche unsere Unterredung schon deshalb kein Beweis ist, da nicht Sie heute bey mir, sondern ich bey Ihnen erschienen bin; aber abgesehen davon, daß meine Meinung auf physiologischen Gründen beruhet, und den ganzen physischen Proceß in einem anschaulichen Kausalverhältnisse auffucht und findet; so kann ich mich zu der Ihrigen eben deshalb keinesweges bekennen, weil Sie etwas Sinnliches, eine Erscheinung aus der Sinnenwelt, aus dem Übersinnlichen, aus dem unbegreiflichen Etwas deduciren, von dem Sie bekennen, nichts weiter zu wissen, als daß es das Subjekt Ihrer Gedanken sey. Sie legen demjenigen, was ein bloß subjektiver Behelf ihrer Schlüsse, keinesweges eine demonstrable Substanz ist, die Prädikate eines objektiven Dinges bey, und deduciren folglich aus einem Major, der als Substrat unsrer Vorstellungen stehen bleiben mag, aber in einer rationellen Naturlehre wohl schwerlich als Princip sinnlicher Erscheinungen aufgestellt werden dürfte. Jedoch Sie scheinen diesem Fehler auszuweichen, indem Sie die Gestalten in unsern Gehirnen entstehen lassen, nur durch geistige Einwirkung von aussen her geweckt; wobey folglich,

wie ich zu erweisen glaubte, die Gründe nicht in uns liegen, und die Visionen nothwendige Geschöpfe unsrer eignen Vorstellungen sind. Allein, wie werden Sie diesen geistigen Einfluß von aussen her rechtfertigen? Glauben Sie, ihn mit dem Schlusse zu unterstützen, daß, wenn das Immaterielle Ihres Wesens auf das Materielle desselben zu wirken im Stande wäre, auch wohl ein Geist auf den andern Einfluß haben könne, weil die beyden auf einander wirkenden Geister gleiche Wesen seyen? Nirgends finde ich in Ihrer Deduktion ein Mittel, diese Kluft zwischen beyden durchaus ungleichartigen Sätzen zu füllen.

Man hat sich vielfältig bemühet, die Art und Weise des Einflusses des Immateriellen auf das Materielle zu erklären. Man ist um so glücklicher hierinnen gewesen, je getreuer man die Spur der erkennbaren Kausalität aufwärts verfolgt hat. Das Leben selbst, welches man früher unter die Botmäßigkeit des präkären Substrats uns unerklärlicher Erscheinungen brachte, hat man der Seele Stahls und dem *Archæus* van *Helmonts* entzissen, und es von Gesetzen der Materie abgeleitet, deren Macht mit jeder chemischen Analyse wuchs. Man sahe, daß kopflose Mißgeburten ohne Vorstellung lebten, daß zu Vorstellungen ein Gehirn gehöre, und fand überall Materie, wenigstens als Medium zwischen dem Erregenden und Erregten. Wie also wirkt Ihr Geist ohne dieses Medium?

Giebt es irgend in der bekannten Natur ein Agens, welches ohne körperliche Hülfe seine Macht äussert? Wir wollen uns den Traum nicht nehmen lassen, daß wir einst fessellos in diese ätherischen Verhältnisse treten werden, wo der Geist den Geist mit der Kraft eines göttlichen Antrittes umfängt, und eine Geisterwelt das Problem löst, das zur Besonderheit auf der irdischen Welt verworfene Subjekt in der Summe der Allgemeinheit und Einheit gleichsam zu verschmelzen; aber bis dahin wollen wir diese Fesseln tragen, welche zwar eben diesen Segen, aber auch den hyperphysischen Spuß geistiger Besuche unter Bedingungen verhindern, die uns einem solchen Empfang allzuunvorbereitet preisgeben würden. Bevor Sie demnach mir nicht angeben, wie ein Geist auf einen andern ohne Materie wirken möge, lassen Sie mich bey meinem Unglauben, ersparen Sie mir selbst so manche Klage, warum dieses erweisliche Geisterkommerz nicht unter die Lebendigen, diese, Ihrer Meinung nach, dafür weit empfänglichern Subjekte, den Himmel auf Erden zaubere; warum dieser Segen nur so wenigen und leider meist nur dem Pöbel werde; und lassen Sie mich zu den wenigen Worten über die zweyte Rathegorie Ihrer Schlüsse übergehen, denn ich höre den Hahn die Flügel schlagen, und die Entzauberungen schweben diesem wachsamem Vogel schon auf der Zunge.

Ist der Geist etwas Materielles, sagen Sie,

so ist Verkörperung desselben leicht gedenklich, folglich seine Erscheinung sehr probabel. Der Geist könnte nun schon nichts Materielles seyn; das hieße materielle Nichtmaterie. Doch ich verstehe, daß Ihre Meinung sey: wenn das Lebendige in der Materie gegründet ist, so kann es ja wohl dieser sich bedienen; denn bey einer materiellen Vision kömmt es nicht auf reflektirende innere Eindrücke, auf geistige Momente, sondern auf bloß krasses Leben und Einwirkungen auf die Aussenfinne an. Auch das wäre nun eigentlich kein bündiger Schluß; denn das lebendige Agens hinge dann nur von der Materie ab, könnte sie aber nicht bestimmen. Indessen dieß angenommen, so ist wohl klar, daß ein lebendiges, Materie um sich bildendes, Agens dieses Geschäft nur nach den Gesetzen der sich formirenden Materie, und in dem Gleise der Natur vollführen könnte, welche, neben ihrer ewigen Regel, kein zweckloses Spiel der zügellosen Willkühr duldet; folglich muß sich um das punctum saliens posthumum die irdische Masse anhäufen, wie im Schooße der Mutter, zu geschweigen, daß es des ersten nothwendigsten Gesetzes entbunden wäre, um in einem anorgischen Behältnisse und vaterlos empfangen zu werden; es müßte wenigstens die Stufen der Ernährung von aussen her bis zu dem Alter durchgehen, wo es sich in ansehnlicher Gestalt darstellen könnte. Die Natur hat keinen andern Weg für materielle menschliche Wesen; oder

hat das Nachtgebild eine feinere Materie? muß es, um sich zu bewegen, nicht Knochen, Muskeln, Nerven und Adern, um zu reden, nicht Lungen, um willkührliche Zeichen zu geben, nicht ein Gehirn haben? Sind alle diese Körpertheile nicht Konkretionen von Elementen? Giebt es auf dem Kirchhofe oder in dem Schlafzimmer des nächtlichen Seher's andere Elemente als anders wo? — Nur wenn wir über die Gränzen der Natur hinaus schreiten, gerathen wir auf Gründe einer so ungeheuren Möglichkeit, die einzig in jener Allmacht schwärmerisch gefunden werden könnte, und welche denn freylich eben so wohl Schaaren der Hölle und Kobolte, als die Geister unserer Ahnen, beyde zu unserm Schrecken, organisiren und zu irdischen Abentheuern bestimmen kann.

Die Uhr schlug Eins, und ich erwachte.

Dr. Trinius.

N a c h s c h r i f t.

Obige Aufsätze, welche in friedlichem Verein vor das Publikum treten, beliebe man ja nicht als Streitschriften, sondern nur als Resultate freundschaftlicher Unterhaltungen anzusehen; wobey Verf. des ersten Aufsazes zu bemerken bittet, daß auch sein Traum nichts weiter als versuchte Hypothese hat darstellen sollen, und er sehr zufrieden ist, wenn der Leser aus selbiger nur nicht allen Geist, obgleich das Gespenst, ent-

fernt. Die Menge Schriften, welche in Deutschland über diesen Gegenstand angekündigt werden, oder zum Theil schon erschienen sind, seitdem Herr Wözel seine Gattin als geistvolles Gespenst erblickte, machen ihn, wenn auch nicht sehr lehrreich, doch unterhaltend.

— — b —

Der Tod als Zwillingbruder des Schlafs.

(Fortsetzung des in No. 42 abgebrochenen Aufsatzes.)

Ohne übrigens den Meinungen jenes Philosophen, welcher sagte, man solle lachen, sich freuen, und ein Fest geben, wenn man einen Todten begrübe, der einem lieb gewesen ist, und des Sokrates, welcher den Tod für eine Genesung von der schweren Krankheit des Lebens, und den Körper für ein Gefängniß der Seele hielt, unbedingt bezupflichten, indem diese Ideen, die ohnehin leicht mißverstanden werden können, wenn sie herrschend werden sollten, zur Gleichgültigkeit, oder wohl gar zur Geringschätzung dieses Lebens, und zu manchen Schwärmeren Veranlassung geben könnten: so glaube ich doch, daß es besser sey, die Verstorbenen, unter einer feyerlichen, das Herz zu erhabnen Gefühlen stimmenden, Trauermusik, auf einem schönen, mit schattigen Bäumen, blühenden Staudengewächsen und Blumen bepflanzten, Hügel zu begraben, als unter Heulen und Schreien, und auf einem unsaubern, mit Brennesseln, Bermuth, oder andern Unkräutern bewachsenen, und Moderdünste aushauchenden Kirchhofe.

Welch eine lehrreiche Schule für meine Menschenkenntniß und Moralität waren nicht, besonders in meinen frühern Jahren, ehe noch die mannigfaltigen Geschäfte des bürgerlichen Lebens mich umflochten, und Gatten-, Vater- und Amtspflichten mich davon zurückhielten, die letzten Siechlager meiner Mitmenschen, zu denen ich mich so gern als Pfleger hinzudrängte! — Wenn man auch einen Menschen vorher nicht gekannt hat, wahrlich, so lernt man ihn dann kennen, wenn der Zeitpunkt des Vonhinnenscheidens sich nähert, und je mehr er sich nähert; vorausgesetzt, daß nicht solche Krankheiten in ihm wüthen, die zu sehr auf den geistigen Theil, auf den innern Menschen, wirken, die Bande des Lebens gewaltsam zerreißen, und Paroxismen, heftige Zuckungen, Muskelverzerrungen u. dgl. hervorbringen. Und selbst in diesem Falle kann der Menschenbeobachter viel lernen. Das Antlitz des Menschen ist gleichsam ein Spiegel, in welchem sich sein Inneres darstellt; der äussere Abdruck der Beschaffenheit seines Innern. Wo Sturm im Herzen wüthet, da kann auch das Aussere nicht ruhig seyn, und finstere Schwermuth der Seele ist nie mit fröhlichen Mienen vereinbart. Der unruhige, unzufriedene, stolze, zankfüchtige Mensch, der Grämeling, ist auch dann noch das, was er bisher war, die Plage seiner Mitmenschen. Unruhig wälzt er sich auf seinem Sterbelager hin und her; nichts ist ihm recht, und er quält diejenigen, die um ihn seyn müssen. Der sanfte, ruhige, dulddende Mensch ist auch auf seinem Kranken- und Sterbebette sanft, und ruhig, und dulddend; und da legt ihm Freund Hain ein weiches Hauptküssen unter, daß er sanft aus diesem Leben hinüberschlummert. Man ist auch dann gern um ihn, und beeifert sich, ihm durch Dienstleistungen gefällig zu

werden, und ihm sein letztes Lager möglichst behaglich zu machen.

Auch wenn die Seele schon vom Leibe geschieden ist, verweilt Abdruck des Charakters noch auf den Gesichtern der Verstorbenen. Die böshafte Tänzerin liegt auch nach ihrem Tode noch als ein vertrocknetes, häßliches Weib, mit verzerrten Miene, verzogenem Munde, und schwarz blauen Lippen da. Auf den mehresten Gesichtern der Verstorbenen, die ich bis jetzt gesehen habe, weilte jedoch ruhige Miene des sanften Entschlafens, gleich dem Wiederscheine der untergehenden Sonne an einem schönen, heitern Sommerabende; weilte auf den Gesichtern des frommen Simeon Fehre *) und meines Freundes Kleist **). Unter allen Sterbenden, die ich gepflegt habe, oder bey deren Tode ich zugegen gewesen bin, hat indessen keiner einen tiefern, mir immer gegenwärtigen, Eindruck in meiner Seele hinterlassen, als der alte, gute, von allen, die ihn genau kannten, geliebte Fehre, von dessen Sterbelager ich mich, während beynabe fünf Wochen nur selten, und mehrentheils nur dann entfernte, wenn mein ermatteter Körper durchaus

*) David Augustin Fehre, Kammermusikus des Herzogs von Kurland, und Organist bey der deutschen Kirche in Mitau, ein Mann, der, außer musikalischen Kenntnissen und Fertigkeiten, auch mannichfaltige literarische Kenntnisse, die er sich in seinem Vaterlande, Sachsen, auf Schulen und auf der Universität, und nachher durch fortgesetzte, fleißige Lektüre erworben hatte, viel Beobachtungsgent und Erfahrung, viel Herzengüte, und einen streng moralischen Charakter besaß.

**) Georg Christoph von Kleist, vormaliger Erbherr der Leegenschen und Meschenefenschen Güter in Kurland, ein guter, lieber Mann, ein Muster eines gütigen Haus- und Familienvaters, ein wahres Nachbild jenes patriarchalischen Zeitalters, dem Gott schon hier ein langes, glückliches Leben, und viele Freuden an seinen Kindern und Kindeskindern hat genießen lassen, und der sich auch in den Herzen seiner Erbunterthanen, für die er väterlich sorgte, durch Errichtung immerwährender, beträchtlicher Vorrathsmagazine auf seinen Erbgiutern, ein dauerndes Denkmal gestiftet hat.

der Erholung bedurfte. Wahrlich, ich glaubte mich oft in der Gegenwart eines Überirdischen, wenn ich auf seinem Sterbelager neben ihm da saß, er, meine Linke zwischen seinen Händen haltend und von Zeit zu Zeit sanft drückend, über Gott, und Unsterblichkeit unsers Geistes, und die dauernden Freuden des Jenseits mit mir sprach, das Zimmer an den Kirchhof anstossend, gegen über die Kirche, und der freundliche Mond schräg durch das Zimmer hineinscheinend und das Antlitz des freundlichen Greises beleuchtend.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der hohle Zahn und der Zahnstocher.

Eine Art Fabel.

„Näßliches Wesen!“ sprach ein zierlicher Zahnstocher, der so eben in der Hand seines Besitzers einen hohlen Zahn des letztern berührte, zu diesem: „Du und deinesgleichen, ihr vermehrt nur die Uebel der Welt und solltet billig von ihr vertilgt seyn.“ „Armseliger Tadler,“ antwortete der Herzabgewürdigte gelassen, „wo wärest Du, wenn ich nicht wäre.“

II.

A n e k d o t e.

An einem kleinen Fürstenhose starb der Hofzweig. Die Stelle nährte ihren Mann, und es fanden sich daher, wie es schon zu gehen pflegt, mehrere Kompetenten dazu. Unter diesen ragte vor allen andern ein fürstlicher Heiðuk hervor, dem, in Erwägung seiner vieljährigen Dienste

— mirabile dictu — diese Versorgung auch zu Theil ward.

So wurde der Riese ein Zwerg.

U.

An den Märchensänger.

S o n e t t.

Sey mir gearüßt, Du holdes Kind der Liebe!
Du leuchtest wie des Himmels goldne Kerzen.
Gern hegt' ich ewig Dich an meinem Herzen,
Und pflegte Dein aus mütterlichem Triebe.

Ach, wenn das Alter ewig kindlich bliebe!
Nun reißt es Dich aus frohen Kinderschmerzen
Hinweg ins Land der Sorgen und der Schmerzen:
Nun wird Dein klares Auge wild und trübe.

So folge denn! und lerne mit dem Spiele
Den Ernst des Lebens, Dich ermannend, gatten,
Die kluge Einsicht mit dem Zartgeföhle.

Dann winkt nach Arbeit süsse Ruh dir Matten,
Es zaubert Phantasie aus dem Gewöhle
In Palmenhaine Dich und Lorbeerschatten.

Trautvetter.

An Kantchens Feder.

Du bist vom Schicksal bestimmt, auf ewig den Gansen
zu dienen:
Lebend trugst Du die Gans, tod nun führet sie Dich.

Der Wille für die That.

Der gute Wille hilft und nicht die That allein:
So denkt der Doktor N., und will gern witzig seyn.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 44. Mitau, den 30. Oktober 1805.

— — — Hoc est

Vivere bis, vita posse priore frui.

Martial.

Literatur.

Kurlands Nekrolog (,) oder Beiträge zu
Biographien kurländischer Gelehrten.

Vita perit mortis, gloria non moritur. Ausonius.

Dies ist der Umschlagstitel eines vaterländischen Unternehmens, welches Ermunterung verdient und eine Fortsetzung wünschenswerth macht. Nekrolog (*Νεκρολογος*) heißt, nach der Analogie der Sprache, aus welcher das Wort genommen ist, (denn altgriechisch ist es unsers Wissens nicht) ein **Todtenanzeiger**, und hat durch Schlichtegroll's schätzbares Werk gerade die Bedeutung erhalten, welche die zugesetzte, deutsche Erklärung aus sagt. So gut, wie wir sagen können: Deutschlands Autoren, läßt sich ja auch Kurlands Todtenanzeiger (Nekrolog) sagen. Es verdiente also wohl nicht den Ausfall des Recensenten im Freymüthigen (No. 143).

Dieser Todtenanzeiger Kurlands hat nun zur

Probe seines Talents das Leben eines Mannes gewählt, der, bey anerkannten Verdiensten und einem achtungswerthen Charakter, auch Eigenheiten genug hatte, um zu einer eben so lehrreichen als interessanten Biographie den Stoff zu liefern. Unter folgendem besondern Titel:

Stenders Leben, nebst Anmerkungen und Beilagen; eine Vorlesung den $\frac{21}{4}$ ^{May} _{Jun.} 1796, im Pastorate zu Sonnart gehalten. Mitau, bey Steffenhagen und Sohn, 1805. VIII und 112 S. 8.

ist diese Probe nun freylich nicht so ausgefallen, daß das gelehrte Kurland den ungenannten Verf. zu seinem Todtenanzeiger bestellen möchte; und Referent kann nicht umhin, mit Ausnahme des vorhin gerügten Ausfalls, das Urtheil des Recensenten im Freymüthigen (No. 143 und 151) unbedingt zu unterschreiben. So sehr Ref. nämlich die Fortsetzung eines kurländischen Nekrologs wünscht; eben so sehr muß er doch auch wünschen, daß das Amt eines Todtenanzeigers für Kurland in Hände komme, welche einer solchen Arbeit gewachsen sind. Um daher nicht die Recension eines andern abzuschreiben, oder gar eine Recension über eine Recension zu machen, will er nur einige Bemerkungen beyfügen.

1) Der Biograph hat zu dem, was Gadebusch und Tetsch über Stenders Leben, zum Theil aus des Berewigten eigener Feder, liefern, nichts als

einige genealogische Nachrichten, die vielleicht nur der Familie interessant seyn können, hinzugefügt.

2) Er ist gerade über den in psychologischer Rücksicht so wichtigen Punkt, nämlich, die Beschäftigung Stenders mit der Alchymie, zu leicht und ganz unbefriedigend weggegangen. S. 66 lesen wir nur: „Da ein Biograph nichts verschweigen darf; so muß ich, um gerecht zu seyn, mit Bedauern sagen, daß er nicht nur die Möglichkeit Gold zu machen glaubte, sondern auch aus den Schriften Moses und aus Hiob bewies, daß der Same zum Golde im Menschen läge, und daher alchymistische Versuche anstellte.“ (Wer? der Same??) Hoffentlich wird es nicht unangenehm seyn, etwas über diesen Punkt zu lesen, was Ref. aus einer guten Quelle erhalten hat.

„Am meisten beschäftigte St., seit Beendigung seines lettischen Lexikons i. J. 1789, die hermetische Weisheit, wozu er den ersten Keim in Kopenhagen einsog. In der Folge überließ er alle Arbeit seiner Gattin. Aber nach ihrem Tode fing er aufs neue an, sich damit abzugeben; — eine Schwachheit, von der selbst berühmte Männer nicht frey geblieben sind. Weitläuftige, kostbare Proceduren waren nie seine Sache. Er folgte, wie er sich selbst ausdrückte, dem stillen Wege der Natur. Ein flüssiges Menstruum, das, seinem Ausdrucke nach, durch sich selbst sich versiegelt und in allerley Gestalten und Farben verwand-

delt, wollte er erfinden und hieraus alles herausbringen; woben er seinem Ziele immer ganz nahe zu seyn wähnte. Er las die hermetischen Schriften des Sennivogius, Philaletha und anderer, schied, seiner Meinung nach, die ächten von den unächten, erläuterte insbesondere die mosaïsche Schöpfungsgeschichte auf eine eigene hermetische Weise, und schrieb über diese Gegenstände mehrere Abhandlungen, die er von Zeit zu Zeit änderte. In seinem Werke wider den Unglauben der Freygeister und Naturalisten hatte er einige Brocken hermetischer Weisheit fallen lassen, die ihm mancherley Korrespondenzen und sogar den persönlichen Besuch erst eines Mecklenburgischen Barons, Namens Schröder, und dann des bekannten Baron Hirschen zuzogen. In wiefern ersterer mit ihm zufrieden gewesen seyn mag, ist unbekannt; letzterer aber gestand, daß er mit den Stenderschen Grundsätzen gar nicht harmonire. Übrigens mochte St. sich gern über hermetische Gegenstände unterhalten, und Jeder war ihm angenehm, der Glauben und Wohlgefallen daran verrieth. Natürlich konnte er es um desto weniger verschmerzen, daß sein einziger Sohn, den er sonst sehr liebte, gegen alles, was geheime Wissenschaften betraf, eine entschiedene Abneigung äußerte. Wenige Tage vor seinem Tode noch schien er über den Unglauben des Sohnes unwillig zu werden, und machte ihm deshalb Vorwürfe.“

Mit dieser Anzeige stimmt auch der Inhalt eines Manuscripts überein, welches vor uns liegt. Der Titel ist:

„Clavis Magiae. Die geheime Naturweisheit vom Stein der Weisen, historisch, physisch und praktisch beleuchtet. Nebst einem hermetischen Lexico und Anhang von Gottfried Spes (die Anfangsbuchstaben von Stender, Praepositus emeritus Selburgensis). Moosbrunn, (eine Übersetzung des lettischen Sonnart, suhniš-akka) 1794. Statt eines Titellupfers findet sich eine ziemlich rohe, allegorische Zeichnung mit der Unterschrift: Templum Sapientiae ex arbore vitae. Auf der letzten Seite (in allem sind 160 in 8.) steht: „neu gedacht und geschrieben von einem 80 jährigen Greise, 1794.“

Man sieht daraus, daß es dem sel. St. mit der Vollendung des philosophischen Werkes ein Ernst war; so sagt er im 57sten S. (Adepten mögen ihn verstehen): „Wenn das Sonnenbad im rothen Meer bis 12mal wiederholt wird; so wird sein Feuer überkräftig und führet den Namen der Universalinktur, davon 1 Gran einige 1000 Gran geringer Metalle im Fluß zum höchsten Erstaunen in das feinste Gold verwandelt. Mehrmal zu multipliciren ist gefährlich, daß es sich nicht, wenn das innere Feuer zu hoch wird, wie ein Blitz entzündet und ins Gesicht fahre.“

Und § 59.:

„Wenn Du nun, Du Sohn der Weisheit, das außerordentliche Glück eines seltenen Adepten und Weisen erlangest; so halte es aus weisen Ursachen geheim und beweise in der Stille Dein dankbares Herz vor Gott in heilsamen Stiftungen, und schwinde Dich zu den höchsten Stufen eines Wohlthäters, eines Beglückers der Menschheit hinauf.“

Alchymie war also bey St. die franke Seite seines Verstandes. Aber wie viele, die, freylich auf einem minder geheimnißvollen Wege, wirklich Gold machen, mögen ein solches Herz haben?

3) Unter den Beylagen ist gleich die erste ganz am unrechten Orte und ganz im unrechten Tone. Eine Antikritik gegen eine längst vergessene Recension eines vielleicht auch schon vergessenen Büchelchens (Stenders, des Sohnes, lettisches Schauspiel: Der in einem Edelmann verwandelte Bauer), in einem Tone, an dem man es deutlich merkt, wie wohl sich der Herr Antikritiker befand, seinem Unwillen Lust zu machen und seine vermeintliche dramaturgische Kenntniß zu zeigen. Der Klopffechtereyen haben wir ohnehin nur zu viel; warum läßt man die Todten nicht ruhen?

Mit vielem Vergnügen hat hingegen Ref. die abgedruckten Briefe des sel. Justizrath Tet sch gelesen. Schon als Meierotto einen Brief desselben (wir glauben, an Herrn v. Sacken auf Senten,)

in der Berl. Monatschrift als ein Muster eines leichten und geistreichen Brieftons und Styls abdrucken ließ, mochte mancher im Stillen eine Sammlung Letschischer Briefe im Drucke zu sehen wünschen. Ref. äußert diesen Wunsch laut. Noch leben viele seiner Freunde, welche Briefe von ihm besitzen; wie, wenn sie von Zeit zu Zeit einen in den wöchentl. Unterh. abdrucken ließen? Wir wollen hier einen aus den Beylagen mittheilen. (S. 100.)

Mitau, den 12. July 1787.

„Vergeben Sie es mir, m. B., daß ich Ihren empfindungsvollen Brief jetzt erst beantworte. Wir Leute von der Justiz müssen zuweilen Nachsicht haben. Es ist unmöglich, unter den Geschäften der Residenz die Pflichten des Herzens und der Freundschaft so eifrig zu kultiviren, als man es aus der Provinz thun kann. Hier verdirbt mancher — — einem die Laune des ganzen Tages, und wie wenige Tage hat man in der Woche? Als ich Rüttern das patriarchalische Lied vorlas, welches Sie Ihrer dänischen Tochter singen, so rief er aus: „Gott erhalte unsers Landdichters frohe, tugendhafte Muse!“ und ich fühle dabey das ganze Vaterherz, aus dem Sie gesungen hatten.

Freylich ist es ein decidirender Abschied, den Sie von dieser Ihrer Lieblingin entweder schon genommen haben, oder noch nehmen werden. Wenn ein siebenzigjähriges Alter und ein so großer Theil

des Oceans dazwischen ist, dann singt man wohl den Schwanengesang. Doch statuirt die Natur zuweilen ein Exempel und läßt den frohen, thätigen Greis auch an 80, 90 Jahre leben, und dann ist das baltische Meer für Ihre Tochter nur eine kleine Gränzbäche, die den Hirten von der Heerde scheidet. Sie kann noch immer wieder kommen. Auf alle Fälle respektire ich die klassische Vaterthräne, die Sie bey'm Abschiede weinen werden, und küsse auch die brüderlich auf, die Ihre fromme Tochter an Ihrem Busen fallen lassen wird. Auch ich habe sehr oft von meinem Vater Abschied genommen und wir weinten beyde. Die Thräne war mir Segen, die ich zu guterlezt aus seinen Augen nahm, und von der lebe ich noch.

L.“

Ja auch eine Sammlung Letschischer Briefe, mit biographischen Notizen über den originellen Mann, würden für Kurland ein willkommenes Geschenk seyn, und eine würdige Arbeit für den Todtenanzeiger; nur, wir wiederholen es, daß ja dieses Amt von einem Manne übernommen werde, der demselben gewachsen ist.

e * y

M i s c e l l e n.

Was ist zur Beurtheilung eines Schauspielers erforderlich?

Philosophie und Schauspielkunst haben das Schicksal, daß sich Jeder für einen vollgültigen Richter in Ansehung derselben hält, ob es ihm gleich nur zu oft eben so sehr an Kenntnissen als an Talenten dazu gebricht. Nun ist es zwar wahr, daß es beyde mit dem Thätigen und Lebendigen im Menschen zu thun haben, daß sie dessen Gemüthszustand darzustellen und zu erklären suchen, und daß Jeder etwas in seinem Busen trägt, was dem ähnlich ist, was beyde aussprechen; allein hiermit ist es noch lange nicht gethan, man muß zu jener Absicht nicht allein im Denken geübt seyn, sondern sich auch einen Schatz von Erfahrungen und Bemerkungen eingesammelt haben.

Jedes Schauspiel stellt ein Bruchstück aus dem Menschenleben dar, das organische Einheit und ästhetische Mannichfaltigkeit erfordert. Dieß Ganze wird durch eine fortschreitende Handlung ausgedrückt, die einen Zweck haben muß, weil sie ein Produkt vernünftiger Wesen ist. Dieser Zweck muß Theilnahme erwecken, und interessant seyn: er muß daher wichtig seyn, und auf die Bestimmung des Schicksals der handelnden Personen einen großen Einfluß haben. Alles, was wir thun sehen,

und äußern hören, muß in einander greifen; es muß wie Wirkung und Ursache, wie Mittel und Zweck mit einander zusammenhängen. Alles Fremdartige, alles Nichtzweckdienliche ist daher ausgeschlossen, weil es die Erreichung des beabsichtigten Zweckes stört. Es darf nichts ruhen; alles muß stets fortschreitend, nicht bloß in der Handlung, sondern auch in den Empfindungen und Gedanken, seyn. Alles muß gehörig motivirt, und nirgends ein Sprung bemerkbar seyn; es darf sich kein Zufall, der wohl ein Gauckelspiel hervorbringt, aber kein Kunstwerk schafft, darein mischen. Wenn also die Handlung Einheit und Interesse, die Charaktere Konsequenz, und die Gedanken und Empfindungen Gehalt haben; wenn alles gehörig nach vernünftigen Zwecken zur Erreichung eines Hauptzweckes, z. B. zur Bestrafung des Geizes, zur Lächerlichmachung der Ehrsucht u. s. w., verknüpft ist: so hat das Ganze psychologische Wahrheit; auf diese Art aber wäre ein Schauspiel eine philosophische Charakteristik, und noch kein (ästhetisches) Kunstwerk. Hierzu ist nun erforderlich, daß in jeder Art des Dramas der demselben eigenthümliche Zweck durch ästhetische Mittel befördert und erreicht werde; das Lustspiel hat einen andern Zweck, als das Trauerspiel, so wie auch das Zwittergeschöpf, das Schauspiel. Es soll Wohlgefallen erregt werden; da es aber eben so viele Arten des Wohlgefälligen giebt, als

sich verschiedene Verknüpfungen des Mannigfaltigen zur Einheit denken lassen, so kann sich auch der Schauspieler so viele ästhetische Zwecke vorsezen. Soll etwas ästhetisch seyn, so muß es entweder die Einbildungskraft und den Verstand, oder die Einbildungskraft und die Vernunft in ein freyes Spiel setzen, und trotz des letztern Harmonie bewirken. Bey der Ansicht des Ästhetischen muß sich das Ganze leicht auffassen lassen, es muß gehaltreich und originell seyn; es muß sich als der Ausdruck von Ideen ankündigen, es muß eine stete Beweglichkeit und Lebhaftigkeit der Einbildungskraft unterhalten; es muß dem Verstande vieles zu denken geben, und Ideen aufregen, die sich weder in der Anschauung vollkommen darstellen, noch vollständig in Begriffe auffassen lassen.

Der Schauspieler soll ein Kunstwerk, als solches, darstellen; sein Spiel muß daher 1) wahr und richtig, und 2) wohlgefällig (das Gefühl des Schönen und Erhabenen erweckend) seyn. Zur Erreichung des ersten Zweckes sind nicht allein die feinsten, ausgebreitetsten und mannigfaltigsten Kenntnisse des menschlichen Herzens, sondern auch die größte Herrschaft über den Körper, das Werkzeug der Darstellung, erforderlich. Will Jemand daher den Schauspieler beurtheilen, so muß er untersuchen, wie derselbe seine Rolle aufgefaßt hat, ob die Auffassung des einen Theiles mit dem Gan-

zen in Harmonie steht, und ob sie die richtige ist. Zur Entscheidung über diesen Punkt ist nicht allein die Lectüre des Stücks, vor oder nach dem Spiele, erforderlich, sondern man muß das Spiel auch vom Anfange bis ans Ende mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen, um zu sehen, ob der Schauspieler der Ansicht, die er von seiner Rolle giebt, treu bleibt, und ob er also darin mit sich selbst einig ist. Nicht allein aber die Konsequenz des Ganzen, sondern auch die Verbindung der einzelnen Theile, die Übergänge von dem Einen zu dem Andern, das Verhältniß der einen Rolle zu den übrigen, muß der Zuschauer prüfen: denn er will wissen, ob alles, was er sieht, Wahrheit ist. Wie viele Kenntnisse, wie viele Geübtheit im Denken, wie viele Aufmerksamkeit sind zu einer solchen Beurtheilung erforderlich! und gleichwohl spricht Jeder über das Spiel eines Künstlers ab, weil es vielleicht seinem Gefühle nicht behagt. Allein wenn auch der erste Eindruck, der ein Gefühl erregt, die Grundlage ist, auf welche der Beurtheiler fußt, so muß er doch diese Eindrücke auf Begriffe bringen, und zu einem Ganzen verbinden, und wie leicht kann sich alsdann ergeben, daß dasjenige, was dem Gefühle anfänglich nicht behagte, den Verstand und die Vernunft befriedigt? Was als todter Buchstabe erscheint, muß der Schauspieler lebendig aussprechen; was vereinzelt dasteht, das muß er zu einem Ganzen verbinden; wo der Dichter schweigt,

da muß der Schauspieler durch seinen Körper sprechen; wo jener etwas verzeichnet, da muß dieser die Fehler in Schatten stellen; wo jener übertreibt, da muß dieser mildern; wo jener zu wenig sagt, da muß dieser den Ton, den er angeschlagen hat, fortbewegen, um nicht zu sinken; wo jener etwas leise andeutet, das muß dieser mehr ins Licht stellen, so bald es die psychologische Wahrheit und Richtigkeit der Darstellung seiner Rolle erfordert. Sein Spiel ist zugleich nicht bloß ein Spiel mit Gedanken, die sich in Worten ausdrücken lassen, sondern auch mit Gefühlen, Empfindungen, Affekten und Leidenschaften, die bloß durch Gebärden, Deklamation u. s. w. darstellbar sind.

Alles, was der Schauspieler darstellt, soll aber nicht bloß wahr, sondern auch wohlgefällig seyn. Sein Spiel soll schön, erhaben u. s. w. seyn, es soll ästhetische Ideen erwecken, und ihre Forderungen befriedigen. Es darf daher nicht allein nichts aufnehmen, was diesem Zwecke entgegen ist, sondern muß auch alles ergreifen, was diesem Zwecke entspricht. Seine Aktion darf nicht übertrieben seyn, sein Gebärdenenspiel nicht zur Grimasse ausarten; seine Stimme muß rein und deutlich, sein Ton richtig und angenehm seyn. Der Beurtheiler seines Spieles muß sich nun die Frage lösen können: in wie fern hat der Schauspieler alles gethan, was die Einbildungskraft und den Verstand in eine freye Thätigkeit versetzt, und jene mit diesem in harmo-

nischen Einklang bringt? Will er diese Frage lösen, so muß er untersuchen, was bey jedem Spiele das Schöne sey? Wie sich dieses kund thut? Von welcher Art es in der Darstellung der Handlungen, in den Gebärden, in der Deklamation seyn müsse? So lange Jemand nicht diese Fragen entscheiden kann, ist er auch nicht im Stande, das Spiel eines Schauspielers, in ästhetischer Hinsicht, zu beurtheilen.

Der Lebenssyrup.

Wer könnte etwas gegen den löblichen Zweck einwenden, sein Leben zu verlängern, oder desselben wenigstens frey von allen Übeln zu genießen? Mit dem guten, einfachen Rathe seines Arztes, der Natur gemäß zu leben, kann man ja nicht auskommen! Glücklicherweise schrieb Hufeland über diese Kunst ein Werk, welches auch bis zu dem Augenblicke für recht gut und fast hinlänglich gehalten wurde, wo der Lebenssyrup es entbehrlich gemacht hat. Ich muß zwar fürchten, dem Mittel Glauben und Wirkung zu nehmen, wenn ich ihm einen wahrhaft medicinischen Ursprung nachweise; indessen mache ich ja nur bekannt, daß das Publikum die längst gehoffte Erlösung von seinen zeitlichen Übeln keiner andern Zauberkrast verdankt, als der eines, seinem Zeitalter vollkommen entsprechenden, Receptes in dem alten Wirtem-

bergischen Apothekerbuche! — Die pomp-
hafte Ankündigung dieses, „gegen Sicht, Podagra,
Flüsse, Wassersucht, Stein und Tod unfehlbaren
Mittels, von einem großen General wunderbarlich
erlangt, und menschenfreundlich mitgetheilt,“ ist,
wahrscheinlich lange vor der militärischen Akquisi-
tion, dort in einigen prunklosen lateinischen Zeilen
verborgen; und drey wässrige, wirkungslose Kräuter
konnten in der That nur auf dem eingeschlag-
nen Wege, leider aber auch nur so entstellt, ans
Licht gezogen werden, daß der Enzian, auf dem,
bey einer bessern Behandlung, noch ein guter Nutzen
ruhen könnte, mit gekocht, und nicht einmal
ausgedruckt werden soll! — Um daher diese
Arzneey zu geben, wie sie ohne Fehler und ohne
Aberglauben aussieht, füge ich die Übersetzung
der Vorschrift aus dem Wirtembergischen
Dispens. (Ausgabe vom Jahr 1771) bey:

Syrupus mercurialis. (Syrop de longue vie.)

„Nimm von den ausgepreßten Säften des Bin-
gelkrautes 4 ℞, der Ochsenzunge und des Voretsch
zu gleichen Theilen 1 ℞, vom besten Honig 6 ℞,
koe es und schäume es ab. Digerire dann 2 Unzen
zerschnittner Enzianwurzel, und eine halbe Unze
Friswurzel in 1½ ℞ weißem Wein 24 Stunden
lang; drücke sie hierauf aus, mische sie mit den
Säften und Honig, und koche alles bey gelindem
Feuer zur Konsistenz eines Syrops.“

„Diesem Syrup wird eine besondere prophylaktische, lebensverlängernde Eigenschaft, und die Kraft beigelegt, Podagra, Wassersucht, Stein und viele andere Krankheiten zu mindern und zu heben. — Man nimmt bey nüchternem Magen täglich einen auch 2 Eßlöffel voll.“

Diese officinelle Vorschrift der Wunderarzneey für den Lebensfreund, und — den Arzt, welcher au bout de son savoir ist.

— n —

Übung macht Meister.

Freund! traure nicht, daß Dein Geschick von Lydien
Dich trennt:

Vollendet siehst Du sie einst in der Kunst zu lieben;
Denn sicher, bloß um sich für Dich darin zu üben, —
Das glaube dem, der sie nun endlich kennt, —
Spielt sie schon jetzt, und das zum Applaudiren,
Den artigsten Roman zugleich mit drey bis vieren.

A n z e i g e.

Herr Rathsherr Truhart in Riga ist Willens, mit dem Anfange des künftigen Jahres ein Journal in monatlichen Heften zu 5 Bogen herauszugeben, das, ausser den neuesten politischen Gegenständen, auch noch Scenen und Skizzen aus der vaterländischen Geschichte, so wie Bemerkungen und Nachrichten, die für das deutsche Publikum in Russland Interesse haben können, enthalten soll. Der Prämumerationspreis für den Jahrgang beträgt zehn Rubel B. A., und hier in Mitau werden in der Steffenhagenschen Officin Bestellungen angenommen.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre in Rußland.

No. 45. Mitau, den 6. November 1805.

Habe semper in memoria atque in pectore, ut tamquam scopulum,
sic insolens verbum fugias.

Gellius.

Dondangen und seine Umgebungen.

(Fortsetzung des in No. 43 abgebrochenen Aufsatzes.)

Einige Amtsgeschäfte machten mir eine Reise nach dem 7 Meilen von Dondangen entfernten Domesnees nothwendig. In Begleitung des Herrn Amtsraths Waegner, eines wahrhaft verehrlichen Mannes, dessen Kopf und Herz die innigste Achtung verdienen, und dessen Lob meine vollkommene Überzeugung so gern ganz ausspräche, wenn ich seine Bescheidenheit nicht zu kränken fürchten müßte, trat ich, und ein sehr gebildeter russischer Officier, der in Dondangen in Quartier stand, die Reise Vormittags an. Über einen festen Granddamm rollte der Wagen dahin. In Gypfen unweit dem Meeresstrande aßen wir zu Mittage, und wechselten dort die Pferde. Unser Weg führte uns längs dem so genannten Knabenberge (Puischa Kalnu) vorbei. Dieser Berg, mitten in einem

großen Walde, erhebt sich kegelförmig zu einer ansehnlichen Höhe an der östlichen Seite einer Bergkette, welche sich zwey Meilen weit längs der See-küste hinzieht. Auf der Spitze des Berges liegt ein kegelförmiger Stein von mässiger Größe, der Ähnlichkeit mit einer Menschengestalt hat. Vor diesem Steine haben die alten heydnischen Bewohner der Gegend ihre Opfer niedergelegt, und noch in neuern Zeiten sollen die Letten zuweilen hier geopfert haben; doch schon seit mehreren Jahren ist dieser Aberglaube völlig ausgerottet.

Nicht weit vom Knabenberge befindet sich, dicht neben einem kleinen Flüsschen in einem Sandstein, eine geräumige, zum Theil schon verfallene Höhle, und in derselben ein tischförmiger Stein. Diese Höhle nennt der Lette *fwextas jumprawas kambara* (der heiligen Jungfrau Zimmer). Es soll hier ehemals eine große Heilige residirt haben. Außer der grünen Jungfer hat also Dondangen auch eine heilige — selbst in der Tradition ein reicher Schatz.

Ehe ich Gypfen verlasse, muß ich Sie auch auf die ganz besondere Ordnung und Reinlichkeit aufmerksam machen, mit der hier, in Dondangen selbst, und in allen dondangenschen Beyhöfen, die Viehpacht besorgt wird. Wie sauber ist hier der Milchkeller mit Sand und Blumen ausgestreut, wie weiß geschauert sind die Spänne und Schränke, wie nett die Kleidungen der Mägde! Dafür ist

aber auch die Dondangensche Butter vorzüglich berühmt. Überhaupt muß für einen Freund und Kenner der Landwirthschaft Dondangen schon deshalb ein sehr interessanter Aufenthalt seyn, weil hier die Ordnung und Regelmäßigkeit in der Ökonomie auffallend groß ist.

Nach einem Spaziergange an einem kleinen, lieblichen Bache, der bey Gypken vorbeu fließt, setzten wir uns wieder in den Wagen, und gelangten bald an die Seeküste, von wo wir bis Domesnees noch 3 Meilen am Strande zu fahren hatten.

Schon die Beschreibung der Provinz Kurland *) erwähnt der besondern Sorgfalt, mit der die nördlichen Ufer längs dem dondangenschen Gebiete gepflegt werden, indem man die Sandhügel durch Zäune und Anpflanzungen von Weidensträuchen jährlich befestigt, und so verhindert, daß der vom Sturm aufgeregte Sand nicht Felder und Wiesen verschütten kann; ein Umstand, der hier auch am Strande die Fahrt angenehm macht, indem man, bey dem ewig schönen, erhabenen Anblick der offenen See, selbst die zur Seite am Ufer fortlaufenden Sandhügel mit grünen Weidenhecken, welche Felder und Wiesen schützen, bepflanzt sieht. Der dondangensche Strand ist sehr fischreich, und aus der Gegend von Riga, so wie aus den benachbarten Strandorten kommen jähr-

*) Beschreibung der Provinz Kurland, Mitau, 1805, 4. S. 15.

lich Fischer hierher, die gegen eine bestimmte Bezahlung den Sommer über an diesem Ufer fischen. Sie wohnen in kleinen, an der Küste zerstreuten, nur für den Sommer eingerichteten Häusern, wodurch der Strand an Leben gewinnt. Allenthalben sahen wir Fischerböte, von denen einige sich vom Ufer entfernten, andere eben landeten, und in jedem Bote lag ein Netz voll der schönsten Seefische. Butten, Strömlinge und Dorsche *) fängt man hier am häufigsten. Die doudangenschen Speckbutten und Breitlinge **) sind bekannt. Auf dem Wege von Gypfen bis Domesnees fanden wir bis 50 dergleichen Fischerwohnungen. In einem schönen, heitern Tage, wie derjenige, an welchem ich hier die Reise machte, scheinen diese Fischer ein wahres Idyllenleben zu führen; doch bey Sturm und Regen würde wohl diese Bemerkung nicht passen. Daß die Fischer übrigens hier mit Weib, Kindern und Verwandten ihr Wesen treiben, geht schon daraus hervor, weil ich ihr Idyllenleben bey heiteren Tagen pries, und ein solches sich schwerlich entfernt von den Reizen des schönen Geschlechts denken läßt. Wir traten in eine Fischerwohnung und fanden Groß und Klein, Männer und Weiber mit Reinigung von Seefischen, die zum Trocknen bestimmt waren, beschäftigt; unter

*) Butten, *Plenronectes Flesus*; Strömlinge, *Clupea Harengus*; Dorsch, *Gadus Callarias*.

**) *Clupea Sprattus*.

dem Dache hingen an Stangen eine Menge schon gereinigter Fische, und auf dem Boden loderte ein Feuer, in dessen aufwärts ziehendem Rauche die Fische getrocknet werden. Die Kleidung dieser Fischerbauern, so wie ihre frohen, heitern Gesichter, verriethen Wohlstand und Gesundheit. Die meisten tragen, im Sonntagsstaat, eine Matrosenkleidung mit massiv-silbernen, erhabenen, achteckigen Knöpfen, und an der Brust der Weiber glänzen silberne Breezen *), mit allerhand bunter Arbeit, auch mit unächten Steinen geziert. Wie klein erscheinen, gegen diesen Schmuck, die eben so getragen werdenden Medaillons unserer Damen, mit oft unächten Haaren, welche dergleichen Steinen an Werth so ziemlich gleichkommen mögen! aber freylich haben diese großen Breezen auch mehr zu umfassen und zu bedecken, als jene kleinen Medaillons. Nicht weit von dieser Fischerwohnung, die wir unter einem lauten Lebewohl der Bewohner verließen, landeten bey einer andern eben drey Böte, von denen der frohe Gesang der Fischer und Fischerinnen ertönte. Eine Menge großer und kleiner Möven kreisten um die nahenden Fahrzeuge. Freylich begleitete das Geschrey der Vögel den Gesang der Fischer nicht in schmelzenden Akkorden, aber in jeder reinen Stimme der Natur ist Harmonie. Wenn die Fischer landen, und den

*) Breeze, brauche ich wohl durch Brustschnalle für meine Landsleute nicht zu erklären.

Fang aus den Netzen nehmen, so ziehen immer eine Menge Seevögel herben, um die Überbleibsel des Fischfanges, die weggeworfenen Köpfe oder die an den Netzen hängen gebliebenen Wasserinsekten zu verzehren. Es ist ein schöner Anblick, die weissen Möven, wie Lichtflecke, auf den blauen, finstern Bogen schweben zu sehen. Doch dachte ich:

Schau hier des Lebens finstre Welle,
 Die über einen Abgrund schäumt,
 Indes der Schiffer ruhig träumt; —
 In seiner Phantasie Gestalten,
 Die ihren Flug um ihn entfalten,
 Erblickt er nur des Morgens Helle;
 Doch er erwacht — die Träume fliehen
 Und ängstlich weicht die Truggestalt,
 Und um ein Grab, so tief, so kalt,
 Sieht er den Sturm vorüberziehen.

Näher und immer näher erblickten wir die Feuerbaaken oder Leuchtthürme von Domesnees; doch hier, gegen die Spitze der Erdzunge, waren die Sandhügel nicht mehr durch Zäune und Weiden befestigt, sondern standen, wie Grabmäler einer blühenden Natur, kalt und einsam da. Der leiseste Wind bewegte den losen Sand, und freifelte ihn gleich Schneeflocken umher. Endlich näherten wir uns der Spitze der Erdzunge; die Feuerbaaken, diese wahren Feuersäulen auf dem Zuge in den Hafen und zu dem niemals genug gelobten festen Lande, standen uns gegenüber. Wir lenkten in eine kleine Bucht, wo ein nettes Dorf vor uns lag,

kamen etwas weiter hin einigen Speichern, in welchen von den hier so oft strandenden Schiffen die geborgenen Sachen bewahrt werden, vorbey — und nun hielt der Wagen an der Wohnung des Baakeninspektors. Doch ehe ich weiter von dem, was ich hier in Domešneš sah, Nachricht gebe, wird Ihnen eine kleine geographisch = historische Beschreibung des Riffs und seiner Baaken nicht unwillkommen seyn.

Das Riff bey Domešneš hat bloß sandigen Grund und läuft von der zugespitzten Erdzunge über 12 Werst weit in die See, unter der Oberfläche des Wassers, das sich nur 3 bis 4 Fuß über den Grund erhebt, fort. Diese Erdzunge mit ihrem Riffe scheidet den rigaischen Meerbusen von der eigentlichen Ostsee. Alle Schiffe, die nach diesem Busen, nach Pernau und Riga segeln oder zurückkehren, schiffen hier vorbey. Die Schiffer müssen um die äußerste Spitze in möglichster Entfernung herumfahren, und sich sehr vorsehen, wenn sie nicht auf das Riff gerathen wollen; doch stranden hier alle Jahre wohl 6 Schiffe und mehr. Auf der äußersten Spitze der Erdzunge sind schon in der Mitte des 15ten Jahrhunderts zwey Feuerbaaken errichtet worden, welche früher von Holz waren. Die Stadt Riga zahlt jährlich 2500 Thlr. Alb. an das Kirchspiel Dondangen, wofür vom 1sten August bis zum 1sten Januar alle Nacht auf diesen Baaken ein gehdrigtes Feuer unterhalten

werden muß. Auf der entgegengesetzten Seite des Meeres, auf den Inseln Kunoe und Desel, finden sich ähnliche Erleuchtungsanstalten, welche eben so für die Handlung und Schiffahrt, besonders von Riga, sehr wichtig sind. Bey dem Anfange des Riffs, 34 Faden weit vom nördlichen Ufer, steht auf einem Hügel die erste Baake, in der Gestalt eines viereckigen Thurmes, ganz von Steinen gebaut; die andere Baake, von derselben Bauart, liegt hundert Schritte weiter. Jede hat 4 Quadratfaden Umfang, die eine aber $7\frac{1}{2}$, die zweyte 9 Faden Höhe. Oben auf diesen Thürmen ist ein breiter, mit Ziegeln ausgelegter, und mit einer hölzernen, starken Gallerie versehener Gang. In der Mitte steht der über der Gallerie erhabene, eiserne Krost, auf welchem das Holz mit Binden heraufgeschafft und die ganze Nacht hindurch gebrannt wird. Jährlich werden hier 750 Faden Holz verbraucht. Doch, bevor diese jede Herbstnacht dem Neptun auf hohen Altären dargebrachten Opfer angezündet werden, führe ich Sie wieder zurück in die Wohnung des Baakinspektors. Ich sagte schon vorher, daß nahe bey Domesnees die Küste kein freundliches Ansehen hat, sondern nur beträchtliche weisse Sandhügel den Blick auf das Ufer beschränken. Desto angenehmer wird man bey der Einfahrt in das Dorf und in der Wohnung des Inspektors überrascht. Diese liegt, von Sandbergen, die sie für Stürme schützen, umgeben; aber dem

menschlichen Fleiße, der keine Hindernisse kennt, gelang es auch hier, mitten in einer Sandwüste, eine liebliche Ebene, voll schöner Kornfelder und grünender Wiesen, anzubauen. Starke Weidenstämme verhindern das Bewehen des Sandes, und sind der kleinen Felder Schutzwehr und Zierde zugleich. Wie in einer Insel Felsenburg hört man das, keine halbe Werst entfernte, Meer rauschen, ohne es, von den Hügeln verdeckt, zu sehen; man erblickt es nur, wenn man ein über dem Dache des Hauses errichtetes Observatorium besteigt.

(Die Fortsetzung folgt.)

M e n s c h e n g e f ü h l.

Nein! lästert mir den Götterfunken nicht,
Der in dem Menschen glüht! Durch Nerv' und Adern
bricht

Das heilige Gefühl sich seine Bahn vom Herzen
Zur edlen That; wo tausend helle Kerzen,
Die der Verstand, kalt denkend, angesteckt,
Nicht den Entschluß, nicht Wiedersinn geweckt.
Wer ist der Blinde, den ihr rathlos tadelt,
Ihr, kalten Denker? — Wer entadelt
Den Menschen mehr, als die Sophistery,
Die sich der Selbstsucht Sklaverey
Ergiebt? Weiß Tochter ist sie? — Nicht des Höhern,
Des Göttlichen im Menschen, das, den Sehern,
Den Sehern Gottes, wie der Kinderseel' geschenkt,
Das Aug' zum Himmel auf, das Herz zum Bruder
lenkt!

Nein der Verstand, nur er ist's, der sie zeugte,
Mit der Begier vermält; den Willen neigte

Sein Traumgebild', dem Orkus nur entflohn,
 Mit süßem Gift zu tödten; da der Göttersohn,
 Der auch bey leisem Laut der sündlichen Gedanken,
 Die Wange röthet, und der Kranken
 Imagination den Flug verbeut,
 Das himmlische Gefühl, die Kraft erneut,
 Die Gutes wirken, Menschen segnen soll,
 Und heil'ger Sympathie und Bruderliebe voll
 Das Gute schon gethan, eh' der Sophist erwachet.
 „Ach, ruhig! Gott, der mit uns wohl es machet,
 „Wird ja dein Herz, o Mutter, die du weinst,
 „Nicht hart beschweren; eher, als du meinst,
 „Wird dieß mein kleines Pferd den Ort gewinnen,
 „Wo krank dir liegt der Sohn. Wie deine Thränen
 rinnen,
 „Gilt vorwärts es.“ — So sprach der Edle dort, *)
 Ein Bauer war's — ihm tönte gleich das Wort
 Der Lieb' im Busen; Aufgeklärte standen,
 Und hörten, sprachen bloß, und andre schwanden
 Vorüber. Nicht so des Gefühles Sohn!
 Er handelte, dacht nicht an Müß' und Lohn;
 Drum loben ihn selbst Engel vor dem Thron
 Des Ewigen. — Und wohl uns, daß es deren
 In jedem Stande giebt, die diese Stimme hören!

Ein Blumenthal (o Name, theu'r und werth!
 Dir diese Thräne, die Dein Angedenken ehrt!)
 Ein Arzt, voll Sinn für seiner Brüder Leiden,
 Gilt vom Genuß der karg gemessnen Freuden,
 Gilt, Ruhe = dürstig, um die Mitternacht,
 Nicht achtend des Sophisten, nicht der Macht —
 Der kalten Gründe, die der nöth'gen Ruhe pflegen
 Ihn heißen, um nicht selbst sich krank zu legen

*) S. die Wöchentl. Unterh. No. 35. S. 147.

Auf's Schmerzensbett; er eilt dem Schwachen zu;
 Gießt Balsam ihm in Wunden, schenkt ihm Ruh'
 Und Leben. Drum ertönt zu seinem Ruhme,
 Ob er schon längst verklärt im Heiligthume,
 Ein Heil'ger, schwebt, ihm nach der heiße Dank
 So manches Gatten, mancher Mutter, Lebenslang;
 Und — o Dir tönt, zwar schwach, doch preisend, mein
 Gesang!

Was wollt ihr mehr? Soll ich Dresten und Py-
 laden,

Damon und Pythias, soll ich der Woltemaden
 Erwähnen, die, wenn kalt zu räsonniren sie
 Begannen, leicht sich aller Müh',
 Gefahr und Lieb' entschlugen, in dem Haufen
 Gemeiner Menschen schwanden, statt zu kaufen
 Mit großherziger That der Brüder Heil? —
 Nein, ward ein Herz, o Brüder, euch zu Theil:
 Ihr fühlt es selbst: Wer hatte Recht von beyden,
 Das wie der Blitz durchzitternde Gefühl,
 Das für die gute That und bey der Unschuld Leiden
 Eur' Innerstes durchdrang, und schnell zum Ziel
 Der heil'gen Lieb' euch führte? — Oder waren
 Der kalt erwägende Verstand, die klaren,
 Begriffe, die ihr sammeltet, und die
 Oft Egoismus stimmete, und sie
 Verfälschte, waren sie die Stützen eurer Tugend?
 Verliehn sie euch den Frieden reiner Jugend,
 Der aus dem Herzen quillt? — Gewißlich nein! —
 O denkt, wie fühltet ihr, als Kinder, schon so rein!
 Denkt, wenn dem Kinde, das kaum stammelnd sprechen,
 Nicht tiefer denken konnt', ihr von Verbrechen,
 Von edlen Thaten sagtet: wie so heiß,
 So feurig es dem Edelmüth'gen Preis,
 Dem Laster Straf erkannte, tief gerühret

Dem Guten Beyfall winkt', und triumphiret'
 Ob jeder edlen That; — mit finstern Blick,
 Mit kaum verhaltner Wuth der Bosheit Glück
 Bestrafen, niederreißen wollte! Denkt zurück!
 Ihr fragt alsdann nicht mehr: Wer ist der Blinde?
 Ist's das Gefühl? Ist's der Verstand, der jedem
 Winde

Der Selbstsucht seine Segel leiht? — Es ist
 Nicht das Gefühl, nur der Verstand ist der Sophist! —

O Welch ein Engel aus den Paradiesgefilden
 Rührt mit das Herz, wenn, heil'ge Unschuld! du
 Aus holden Kindern spricht, wenn aus der milden
 Natur der Kleinen Lieb' und Einfalt, Himmelsruh'
 Sich selig ausspricht; wenn die kleinen Hände
 Zum Vater, zu der Mutter traulich streckt
 Das liebe Wesen, daß es zärtlich sende
 Ein gleich Gefühl in ihre Brust! — Dieß weckt
 Den Himmel auf auch in dem härtesten Herzen,
 Erweicht den Sinn, hellt auf den trüben Blick,
 Vermag die Leidenschaften auszumergen,
 Bringt Fried' und Eintracht in's Gemüth zurück;
 Und war das Herz schon weich, in das die Sonne
 strahlet,
 War Unschuld, Lieb' ihm theur'r, schloß sich sein Sinn
 Dem Guten früher auf: in seinem Herzen mahlet
 Die Gottheit selbst sich dann; nimm, Welt! den En-
 gel hin!

Sprichst du sie aus, die seligen Gefühle,
 Die, wenn du einsam in den Tempel Gottes trittst,
 Den hoch umwölbt des Himmels Bau, wenn Kühle
 Des stillen Haines Säufeln, wo du ahnend schrittst,
 Gleich Geisterlispeln dich umfaßt, — die dann den
 Himmel
 Herab in's Herz dir ziehn, den Frieden Gottes dir

Berkünd'gen, schenken, wo das Weltgetümmel
 In Nichts versinkt, und jegliche Begier,
 Der Welt geweiht, verschwind't; und heil'ge Sehn-
 sucht hebet

Die Brust, den Geist empor zu Gott, der ihn ge-
 macht? —

Nein, unaussprechlich sind die Heil'gen; sieh! es strebet
 Vergebens dein Verstand nach Worten; angefaßt
 Von Gottes Geist ein Feu'r, noch reiner, als die
 Sonne,

Brennt's dir im Busen, und verzehret nicht,
 Glüht nur wie Morgenroth, und deiner Hoffnung
 Wonne

Sieht Auferstehung schon, verklärt dein Angesicht!

Was rauscht hier durch die Luft? — Ein Geier!
 ach! er schießet

Mit blut'ger Raubbegier aufs arme Täubchen; sieh!
 Es fällt zu meinem Fuß. Ein Strom von Mitleid
 gießet

Sich mir in's Herz, ich wehr' mit Kraft und Müh'
 Den Wüthrich ab; gerettet läßt das Täubchen
 Sich sonder Müh' ergreifen, an die Brust
 Sich drücken, und es pocht in seinem kleinen Leibchen
 Gleichfalls ein Herz! — Kannst du die Lust,
 Den Nektartrank beschreiben, den du trinkst,
 Wenn auch nur einem Thier' du wohlgethan?
 Wie selig wirst du seyn, wenn du dem Borne winkst,
 Vergießst, und Liebe zeigst, dem, der ja irren kann!

Das himmlische Gefühl weckt dich zu edlen Thaten,
 Es stärkt den Muth dir, wenn die Selbstsucht winkt;
 Und ist der Liebe That dir ganz nach Wunsch gerathen:
 Dann ist es Hochgefühl, das aus dem Aug' dir blinkt.
 Selbst in der Leidenschaft, soll Tugend sie besiegen,
 Nicht Klugheit bloß, die durch den Schein zu trügen

Geübet ist: da siegt nicht der Verstand;
Ein höheres Gefühl ist's, das die Wilde bannt.

So hehr ist das Gefühl, so wichtig Gottes Kin-
dern;
Vom Himmel stammt's, das Böse mächtig hindern,
Das Gute fördern soll's, und Seligkeit
Verbreiten unter Menschen weit und breit.

Doch glaubt nur nicht, ich läst're das Vermögen,
Das uns für's thät'ge Leben so nothwendig ist.
Ich ehr' es hoch, erkenn' mit Dank den Segen,
Der aus dem Erdenlichtquell stärkeud fließt,
Wenn heller gleich der Strahl vom Himmel sich er-
gießt.

Es giebt uns der Verstand im weiten Reich der Dinge,
Viel Kenntniß, herrlichen Genuß und Lohn,
Ist hohes Preises werth, macht, daß es uns gelinge,
Vom Fußeschemmel fast zu nah'n der Gottheit Thron.
Ich ehre den Verstand, der Vorurtheile scheuchet
Und Aberglauben; der das Licht aus Gott
Entfünstert euch, die Hand dem Wandrer reichet,
Der auf dem Irrpfad sonst verdürb' in Müß' und
Noth.

Ich ehre den Verstand, nur wo er recht uns führet;
Das Himmelskind, Gefühl, ist's, dem der Rang
gebühret.

R. G. Elverfeld.

Neue Erfindung bey'm Brodbacken.

Ein berühmter Ökonom zu Durham in Eng-
land, Namens Haggot, hat durch Versuche er-
wiesen, daß das Mehl, mit Kleyenwasser geknetet,

ein Fünftheil mehr Brod giebt, als wenn es mit bloßem Wasser geknetet wird, und die Kleye wird durch das Kochen nicht beschädigt, oder ihrer Bestimmung entzogen. Es wurden zu einem Versuche 5 Pfund Kleyen mit 14 Maaß Wasser gekocht und abgeseiht. Hiermit wurden 56 Pfund Mehl geknetet, und die gewöhnliche Menge Salz und Sauer Teig hinzugethan. Das Gewicht des ganzen Teiges, ehe er in den Ofen kam, betrug 93 Pf. 26 L.; also ungefähr 8 Pf. 20 L. mehr, als die nämliche Menge Mehl auf die gewöhnliche Art geknetet. Im Backen verlor es 10 Pf. 10 L. Die nämliche Menge, mit bloßem Wasser geknetet, verliert 15 Pf. 22 L. So erhielt man also einen reinen Zuwachs von einem Fünftheile Brod, und dieses hatte einen vortreflichen Geschmack. Die Ursachen sind klar: Kleyenwasser ist mehlig und schleimig, und wiegt ein halbes Pfund mehr in einem Maaß, als gemeines Wasser, verdampft auch weniger in der Hitze. Sollte sich dieser Zuwachs an Brod bey einem großen Versuche, den, mit aller Genauigkeit untergehbriger Aufsicht anzustellen, allerdings der Mühe werth ist, bestätigen; so wäre der Nutzen davon für das Allgemeine gar nicht zu berechnen. Die Backöfen würden sich leicht so einrichten lassen, daß sie zugleich einen Kessel zum Kochen des Kleyenwassers heizen könnten; und da die Kleye nicht verloren geht, so verursacht dieses leichte Verfahren beynah keine Kosten, und der mit Recht allgemeinen Klage

über die Kleinheit des Brodes könnte so leicht abgeholfen werden.

An die Mode.

In hohen Pantalons
Läßt Du das kalte Herz erwärmen;
Wirst Du Dich nicht des leeren Kopfs erbarmen?

An z e i g e.

Der erste Jahrgang der Wöchentlichen Unterhaltungen nähert sich seinem Schlusse, und ist, soviel uns bekannt geworden, nicht ohne Verfall aufgenommen. Auch im künftigen Jahre wird diese Zeitschrift ununterbrochen und nach derselben Einrichtung fortgesetzt werden. Wir bitten daher, die Bestellungen auf den neuen Jahrgang zeitig zu machen, und bemerken für diejenigen, welche ausserhalb Mitau wohnen, daß die Pränumeration einzig und allein bey den ihnen zunächst gelegenen Postämtern berichtet werden kann. Hier in Mitau geschieht die Vorauszahlung bey uns, und der Preis für den halben Jahrgang bleibt, wie bisher, für ein Exemplar auf Druckpapier sechs Gulden Alb., auf Postpapier zwey Thaler Alb.; wobey man sich jedoch für das ganze Jahr verbindlich macht. Mitau, den 5. November 1805.

Steffenhagen und Sohn.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre
in Rußland.

No. 46. Mitau, den 13. November 1805.

Livor summa petit.

Ovidius.

Literatur.

Neue Pittoresken aus Norden, oder statistisch = historische Darstellung, aus Esth = und Liefland; nebst einem kurzen Umriß von Moskau. Von einem unparthenischen Augenzeugen. Mit drey Kupfern. Erfurt, bey Knick. 1805. 334 S. 8. in einem gelben Umschlage.

Herr Dr. Merkel hatte seinen literarischen Namen dem bekannten und häufig sehr ungleich beurtheilten Werke über die Letten größtentheils mit zu danken. Fast alle auswärtigen Blätter machten die Lesewelt auf Merkels Schrift aufmerksam. Flugs kam ein Herr Dr. Petri und schrieb, jedoch ohne Merkels Geist und Darstellungsgabe zu besitzen, drey dicke Bände über Esthland und die Esthen. Sie enthalten vielleicht manches wahre, aber auch viel fremdes Eigenthum und überall nichts neues. Sehr häufig stößt man darin auf

Merkelsche Ideen, die in einem Ocean von Worten, wie Brodkrumen auf einer Wasserfläche, schwimmen. Das Ganze gleicht so ziemlich einer Rumfordschen Suppe, an welcher nur das Wasser dem Autor zu gehören scheint. Kurz, wer einen anschaulichen Begriff von der Kunst erlangen will, aus einem Loth Flachs ein Liespfund Garn zu spinnen, der nehme das Petrische Buch zur Hand.

Was die obigen Pittoresken aus Norden anbelangt, so muß jeder auf den ersten Blick in Versuchung gerathen, sie für eine Nachgeburt des Herrn Petri zu halten. Aber bey näherer Ansicht wird man finden, daß dieses Buch größtentheils nur ein trockner Auszug aus jenem sey. — Bedarf es mehr, um es zu charakterisiren?

6.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e .

Dondangen und seine Umgebungen.

(Fortsetzung des in No. 45 abgebrochenen Aufsazes.)

An dem Baakinspektor, einem ehrwürdigen Greise, — der hier, in diesem eigentlichen Winkel Kurlands, seit vielen Jahren lebt, und der so oft, öfterer als mancher Reiche und Vornehme in prächtigen Städten, Gelegenheit suchte und fand, Menschenleben zu retten und Gutes zu thun, — hatten wir einen freundlichen und liebenswürdigen Wirth. Wir waren Nachmittags um 4 Uhr angekommen, und beschlossen, das Dorf und die Speicher zu

sehen. Schon im Hofe des Baakinspektors und rund um die Speicher fallen die Menge Schiffszierathen von gestrandeten Schiffen auf. Hier stand eine hölzerne Sirene — ach! ihre Zauber-
 töne hatten sie nicht vom Untergange gerettet, auß
 Trockne hatte man sie gebracht, und, ohne Barm-
 herzigkeit, an die Wand genagelt. Dort drohten
 hölzerne Kanonen, die irgend ein Schiff statt der
 metallenen einst führte; ihre hölzerne Natur hatte
 sie über dem Wasser erhalten. So, dachte ich, er-
 hebt sich mancher in drohender, nur durch die
 Form zur Waffe geprägter, Gestalt über die Flu-
 then des Schicksals, indeß da, wo Kraft und
 Gewicht die Form mit dem wahren Gehalte ver-
 eint, ein Abgrund sich öffnet, und das Würdige
 zu Boden streckt, der Schwache aber, von einer
 Welle zur andern getragen, das Land erreicht, und
 vielleicht gar einen Ehrenplatz, wie hier vor dem
 Hause, erhält. — Dort lag der Rest eines Schiffsz-
 spiegels, welcher die Inschrift: „Die drey Schwe-
 stern“ trug. In einem Spiegel, und wäre es nur
 der eines Schiffes, drey Damen zu vereinigen, war
 zu gewagt, — das Ganze mußte zu Grunde ge-
 hen, wie hier die Erfahrung lehrte. — Dort lag
 der Kopf einer Minerva, der ehemals auf einem
 Steuer befestigt gewesen war; — auch hier ein
 Beweis, daß Minerva, als Symbol der Weis-
 heit, nicht immer das Steuer richtig zu führen
 vermag, und daß, wo es Riffe und Klippen giebt,

selbst das Haupt der Weisheit strandet. — Die Inschrift eines Schiffs, mit goldenen Buchstaben auf grünem Grunde, wo ich mich recht erinnere: Die Hoffnung, stand, unter mehreren andern, über der Thüre eines Speichers — wahrlich, als redendes Bild einer zertrümmerten; man müßte denn annehmen wollen, daß, als die Hoffnung auf dem Schiffe sank, sie für den Speicher wieder auflebte. — Auch eine zweymastige Freundschaft ist hier so zu Grunde gegangen. Wie manche andere bedarf keines Riffs, keines Sturmes und keiner dunkeln Nacht, um zu scheitern. Sie gewähren einen rührenden Anblick, diese Ruinen, diese Trümmer menschlicher Größe, Glückseligkeit, Hoffnung und Freude. Ein zerbrochener Anker, der hier im Sande lag, vollendete das Bild sprechend und wahr. Fallen Ihnen nicht hier Horazens Verse ein:

Illi robur et aestriplex
 Circa pectus erat, qui fragilem truci
 Commisit pelago ratem
 Primus.

Die Bewohner des Dorfes Kolkon, neben dem Hause des Baakinspektors, dem Strande näher zu, sind größtentheils Fischer, aber keine Letten, sondern Überreste des alten Liven-Stammes. Sie sprechen eine ganz eigene, von der lettischen völlig verschiedene Sprache, obgleich die Erwachsenen alle auch Lettisch verstehen. Sie selbst

nennen ihre Sprache die libische. Ihre Sitten und Kleidung stimmen mit den der Letten in dieser Gegend überein, auch warten sie den Gottesdienst in lettischer Sprache ab, heyrathen jedoch nur unter sich, und pflanzen ihre Sprache sorgfältig auf ihre Nachkommen fort. Man behauptet, daß sie abergläubischer als die Letten wären. Noch giebt es hier am Strande im dondangenschen und popenschen Gebiete acht Dörfer, wo sich diese Liven finden. Sie bewohnen in allem gegen 160 Gesinde *). Außer dem Baakinspektor wohnen hier auch noch ein kaiserlicher Zoll = Gränz = Aufseher und einige Gränz = Reiter.

Sobald wir unsern Spaziergang beendigt hatten, kehrten wir nach unserm Quartier zurück, wo wir in froher Gesellschaft zu Abend speißten. Mancherley Seefische, auf verschiedene Art zubereitet, machten einen Theil unsres Mahles aus, das vorzüglich schmeckte. Ich empfehle vorzüglich die frischen Breitlinge, welche so köstlich nur hier, in der Gegend des Riffs, gefangen werden, und ein wahrer Leckerbissen sind. Sie können, ohne ihren schönen Geschmack zu verlieren, kaum ein paar Meilen verführt werden; man bereitet sie daher sogleich, wenn sie aus dem Wasser kommen. Nach dem Abendessen wanderten wir wieder dem Strande zu. Herr Amtsbrath Waegner ließ da-

*) Man sehe den Aufsatz oben in No. 28 S. 19.

selbst, aus Gefälligkeit für mich, eine Seefischerey veranstalten, welche oft bey Nacht besonders glücklich ausfällt. Bald erblickten wir die jetzt schon angezündeten Feuer auf den Baaken. Sie brennen von Sonnenuntergang bis Sonnenaufgang. Die Dunkelheit der Nacht verbarg die Thürme und erhob das Feuer, das auf ihnen hell-lodernd brannte; so wie oft den Grund, auf dem sich im Menschenleben die glänzendsten Erscheinungen erheben, dicke Finsterniß versteckt. Wie Meteore schienen die Flammen in freyer Luft zu hängen, und warfen auf die zum Fischfange ausgeruderten Bötte, rothe, zitternde Lichtstreifen herab, die sich weit in der nur von kleinen, kreisenden Wellen bewegten See verloren. Es war ein schöner Abend in der Mitte des August-Monats, und die Kühle der See ließ uns ein am Ufer angezündetes Feuer, bey dem wir Zuschauer der Fischerey standen, und das fleißig unterhalten wurde, nicht empfinden. Leise schlugen die Wellen an die Rüste; wie das Rauschen der Bäume, die ein sanfter Wind bewegt, tönte die Brandung und verhallte in der Ferne.

Ich werde nie den herrlichen Abend vergessen, wo Genuß der Freude im gesellschaftlichen Umgange, mit stiller Behmuth und Rührung im Anblick der prächtigsten Naturscenen in meiner Seele rangen.

Über leicht bewegte Wogen
 Hauchte sanft ein Zephyr her,
 Und wie Riesenbilder flogen
 Flammenzüge übers Meer.

Von des Thurmes hoher Leuchte
 Sant die Flamme in die Fluth,
 Und vermält mit kühler Feucht,
 Ward die helle, rothe Gluth.

Streitend so und doch vereinet,
 Einer Menschenseele Bild,
 Wo der helle Geist erscheint
 Und das Niedere sie erfüllt,

Wo in kalten, finstern Tiefen
 Genes Geistes Strahl versank,
 Und, was Götter Stimmen riefen,
 In der Erde Sturm verklang.

Die von den Bötten ausgeworfenen Netze wurden von einigen zwanzig Menschen aus Land gezogen; der Fang war ergiebig ausgefallen. Noch einmal wanderten wir zu den Leuchtthürmen, deren schönen Anblick ich nie genug genießen konnte, und kehrten dann zur Nacht in unser Quartier zurück. Nach so starker Bewegung schläft es sich herrlich. Aber den andern Morgen war unser erster Gang wieder nach der See, wo die, während der Nacht auf den Fang von Strömlingen, Butten und Dorschen *) ausgewesenen Fischer mit ihren Räh-

*) Der Fang dieser Fische geschieht immer des Nachts. Ich führe dies an, um nicht zu der Vermuthung Veranlassung

nen warteten, um uns ihre Beute zu zeigen. Die durchnästen, und daher dunklen Seznetze, zum Theil von feinem Garn, hingen voll schöner Fische. Wie Silber schimmerten unter diesen die Ström-linge, und aus zehn bis funfzehn Bötten, die hier am Ufer standen, wurden eine Menge Fische in hohen Körben aufgeschichtet, und sodann von den Fischern in ihre nahen Wohnungen ins Dorf getragen. Um die Aussicht von den Leuchtthürmen nach der See an einem schönen, heitern Morgen zu genießen, eiten wir, sie zu besteigen. Welchen herrlichen Anblick hatten wir da! Sechzehn Schiffe segelten um das Riff und neben demselben. Einige segelten nach dem rigischen Meerbusen, andere kamen zurück. Der Morgenstrahl der Sonne röthete die aufgespannten Segel; wie lichte Wolken zogen sie längs dem klaren Horizont; eine Menge Fischerböte mit ihren kleinen Segeln schwebten hin und her auf dem Meere. Wir überschauten sie alle, und blickten von der einen Seite in die Ostsee, von der andern in den rigischen Meerbusen hinab. Das Toben und Treiben am Strande, wo allenthalben Fischer beschäftigt waren, so wie die Verschiedenheit der Wellen zu beyden Seiten des Riffs, indem, wenn bey dem Nordwestwinde in der Ostsee das Meer unruhig tobt, die Wellen im rigischen Meerbusen ungleich schwächer sind, und

zu geben, daß unsere Neugierde den armen Fischern eine ungewöhnliche schlaflose Nacht gemacht habe.

umgekehrt beim Ostwinde die Wellen der Ostsee sich kleiner erheben, beschäftigte unsere ganze Aufmerksamkeit. Mit einem guten Fernrohr versehen, konnten wir deutlich die Inseln Runoe und Desel unterscheiden. Auf der letzteren erblickten wir Thürme und Häuser, erstere erhob sich wie ein kleiner, mit Wald bewachsener, Berg aus der See; — so reichte unser Blick und unser Gedanke über die Ferne und Tiefe hinaus. O! wenn auch unser geistige Blick, dem so viele Meister Fernrohre schaffen wollten, mit eben der Wahrheit und Bestimmtheit ein jenseitiges Ufer erreichen — Ferne und Tiefe überschauen könnte. Immer kann freylich hier die Aussicht nicht so lieblich seyn. Ich dachte mir die Scene an einem Herbsttage, wenn finstere Wolken über die brausende, schäumende See ziehen, gegenüber dem gefährlichen, so oft den Schiffen Untergang drohenden, Riffe, wo die hohe Brandung, wie ein fürchterlicher Donner tobt, und jeden Augenblick irgend ein trauriges Schauspiel des Schiffbruchs erwarten läßt, gleich gefährlich für die Unglücklichen auf der See, und für die, welche zu ihrer Rettung herbey eilen. Wie mancher Blick voll Verzweiflung und Todesangst mag hier nicht auf diese Leuchtthürme gerichtet worden seyn, wie manches Angstgeschrey der mit dem Tode Ringenden mag hier nicht der Sturm vorüber getragen haben!

(Der Beschluß folgt.)

Aus Riga.

Den 1sten November 1805.

Gestern wurde zu Schillers Todtenfeyer auf der hiesigen Bühne Don Carlos gegeben. Ehe das Stück selbst begann, hielt Madame Meyrer nachstehenden Prolog:

Der seltne, wunderbare Meister,
 Der müßig nie auf seinem Lorbeer schlief,
 Der stets verschwenderisch die Geister
 Zu neuem, schwelgenden Genuße rief,
 Der seine Tafel nur mit dem, was ewig währet,
 Das Herz erhebt, den Menschen ehret,
 Der Menschheit köstlichem, Gefühl,
 Und Geisteskraft und hoher Tugend füllte,
 Und in Aurorens brennend Farbenspiel
 Die Formen seiner Schöpfung hüllte;
 Der des erhabnen Rufes froh,
 Das Göttliche im Menschen zu vergnügen,
 Stets reich und neu, — nur das Gemeine floh —
 Er ist dahin hinauf gestiegen,
 Von wo er uns zu kommen schien!
 Die Mitwelt klagt — die Nachwelt kennet ihn.

Der Schönheit ewige Gesetze,
 Der Weisheit und Veredlung Schätze
 Bracht' er mit nimmer müdem Fleiß an's Licht;
 Nach andern Schätzen grub er nicht.
 Doch dankbar giebt — zum erstenmal — die Nation
 Dem deutschen Dichter — ach, im Tode! — Lohn.

Die schöne Pflicht des Danks, auch uns vereint sie
 heut.
 Sein Carlos, ein Gebild aus fernen Himmelshöhen,

Der bessern Folgezeit geweiht,
 Soll ißt an Euch vorübergehen.
 Wenn's unsrer schwachen Kunst gelingt,
 Euch herzuzaubern, was der Genius geboren,
 Wenn Euch sein hoher Geist durchdringt,
 Dann ist der Abend nicht verloren.
 Dann wird auch unsre Kunst ein Stein
 Zum Denkmal deutschen Danks, das ewig währe!
 Der späte Enkel freu' sich sein,
 Die Nachwelt nenn' es: Schillers Ehre!

Der Betrag der Einnahme ist, nach dem Bey-
 spiele mehrerer ausländischen Bühnen, zum Besten
 der Familie des großen Dichters bestimmt. Für
 die Logen und das Parquet war das Legegeld der
 Willkühr eines jeden überlassen. Eine schöne Ge-
 legenheit, wo der begüterte Theil des hiesigen,
 ohnehin freygebigen, Publikums seine Gefühle
 gegen die Schillersche Muse besser als — durch
 Händeklatschen äußern konnte, und wirklich äuß-
 ferte; denn es kamen gegen 800 Thaler Ab. ein.
 Über die Darstellung des Don Carlos vielleicht ein
 andermal.

Der Tod als Zwillingbruder des Schlafs.

(Fortsetzung des in No. 43 abgebrochenen Aufsatzes.)

Philosophen und Gottesgelehrte, Dichter und
 Bildner, mögen übrigens in ihren Meinungen und
 Vorstellungsarten über den Tod und dessen Fol-
 gen auch noch so sehr von einander abweichen:
 so werde ich mich doch weder durch schauerliche

oder gar gräßliche Schilderungen in Furcht setzen, noch durch die Verschiedenheit der Meinungen, oder durch ergrübelte Zweifel, in meinem Glauben an Fortdauer meines Ichs, und in meinen Hoffnungen auf immer höhere und höhere Vervollkommnung und Glückseligkeit, den Folgen meines Glaubens an ein allmächtiges, weises und allgütiges, alles zum Besten lenkendes, und alles zur Verollkommnung und Glückseligkeit führendes Wesen, den großen, alles wirkenden und alles beglückenden Urgeist, den Herrn des Weltalls — man möge ihn nun Allvater, Gott, Jehova, Bog, Summal, Jagannatha, Zeus, Kneph, Tien, Brama, Indro, Ddin, Thor, Alla, oder wie man sonst wolle, nennen —

Der die Welten gesondert von Welten und dennoch vereint hat;

Der in seinem unendlichen Plane der Seligkeit Aller Alle Gränzen und Arten der Seligkeiten vereint hat;

Der auf Stufen erhöht und der Vollkommenheit zuführt,

irre machen lassen, da ich überwiegende Gründe für meine Fortdauer und Unsterblichkeit habe *), denen auch die Lehren des Christenthums zur Seite stehen; da ich diesen Glauben für viel vernünftiger halte, als dessen Gegentheil, und da mir dieser Glaube auf alle Fälle Beruhigung gewährt. — Mein Geist strebt empor; mein Verstand kann sich ein künftiges Seyn denken; mein Herz wünscht es, sehnt sich darnach; meine vernünftige Natur, meine Anlagen und Fähigkeiten, und meine Begriffe von Gott und seinen Eigenschaften und von den Zwecken seiner Schöpfung, lassen mich eine Fortdauer und höhere Ausbildung aller seiner Geschöpfe,

*) Die ich bey einer andern Gelegenheit darlegen werde.

Besonders der vernünftigen, erwarten; meine Moralität gewinnt dabey, indem sie noch stärkere Motive erhält; ich fühle mich glücklich in dem Glauben an Unsterblichkeit, in welchem Christ und Nichtchrist, Jude und Muselman, Menschen unter allen Himmelsstrichen, bey allen übrigen Verschiedenheiten ihres Denkens und Glaubens, sich vereinigen und glücklich fühlen; und doch sollte dieses alles weiter nichts seyn, als Träumerey? Phantom des Gehirns? bunte Bilderchen, herbey geführt in der Zauberlaterne der Einbildungsraft? bloßer Wahn? — —

Aber, auch angenommen es wäre so, — obgleich die Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, besonders wenn ich sie alle zusammen nehme, mir einen der Gewißheit sehr nahe kommenden Grad der Wahrscheinlichkeit gewähren: — so lasse man mir immer diesen süßen Traum, der meinem Herzen Zufriedenheit und Trost gewährt; vernichte nicht die lieblichen Bilder, die meine Phantasie zu meiner Beruhigung mir geschaffen hat, durch Scheingründe und Zweifel. Gesezt auch, mein Glaube an unaufhörliche Fortdauer meines Geistes, meine Hoffnungen auf immer höhere und höhere Vervollkommnung und Glückseligkeit, wären auch nur Wahrscheinlichkeit oder Ahnungen; o! so will ich, da ich auf jeden Fall, — selbst dann, wenn ich mich irren würde, — dabey gewinnen und nichts verlieren kann, doch lieber bey Wahrscheinlichkeiten und Ahnungen ruhig, als unter qualvoller Zweifelsucht unruhig seyn; will lieber auf dem ebenen Boden des Glaubens wandeln, als auf den schroffen Gletschern der Zweifel über Abgründen und Bergschlünden herum klettern, wo der Boden unter meinen Füßen wankt, und in deren Tiefe ich nicht ohne

Schauder hinabblicken kann, oder auf dem Meere der Ungewiſſheiten raſtlos herumſchwanken; will da nicht grübeln, wo doch nichts zu ergrübeln iſt; will mich nicht einem Labyrinth anvertrauen, zu dem ich keinen Faden einer Ariadne habe, um mir aus demſelben wieder herauszuſchaffen zu können. Denn, ohne Überzeugung von Sittlichkeit und ihren ewigen Folgen, verbunden mit dem Glauben an ein unendliches, allmächtiges und allgütiges Weſen, die Urquelle aller Weſenheit, aller Wahrheit, und aller Vollkommenheit, und an ſeine väterliche, über alle ſeine Geſchöpfe, beſonders über die vernünftigen, ſich erſtreckende, alles zu ihrem Beſten lenkende Fürſorge, und an Unſterblichkeit, würde dem System meiner Glückſeligkeit ſeine Hauptſtütze fehlen; würde ſelbſt das Glück keine dauerhafte Freude für mich haben.

„Geſetzt auch, dieſer Glaube wäre nur
 Ein holder Wahn; o! was verlier ich denn? —
 Iſt ſo ein Wahn, der mich ſo glücklich macht,
 Mich ſo veredelt, um ſo manchen Schmerz;
 Und manche Furcht mein Leben freundlich täuſcht;
 Der mir im Leiden Muth zuwinket, und
 Im Glück mein Herz ſo ſanft erhebt; der mir
 Die grauenvolle Zukunft ſchön enthüllt;
 Durch ſtille Hoffnung meinen Geiſt entzückt,
 Und Ordnung ihm und Schönheit, Ebenmaaß
 In Handlungen, Gedanken und Gefühl
 In jedem Werke der Natur und Kunſt,
 So liebenswürdig macht: — iſt ſolch ein Wahn
 Denn nicht des Weiſeſten der Menſchen würdig?“*)

„Wir müſſen Gott verläugnen — ſagt Hupel in ſeinen Anmerkungen und Zweifeln über die gewöhnlichen Lehrfäſe vom Weſen der menſchlichen und thieriſchen Seelen — oder die Fortdauer unſers Denkver-

*) Situationen von Friedrich.

müßig erwarten. — Jede Lehre, welche solche Beruhigungen vernichtet, wenn sie auch starke Gründe für sich hätte, verdient Abscheu; unsre Zuversicht stiftet nichts Böses, und macht den Menschen glücklich. Wer ist blödsinnig genug, die beruhigendsten Hoffnungen durch bloße Zweifelsucht in sich zu vernichten? Auch stimmen ja diese Hoffnungen mit den Eigenschaften Gottes, mit unsern jetzigen Empfindungen und Verhältnissen, und mit den übrigen Einrichtungen in der Natur überein.“

Einß von beyden muß doch wohl statt haben; entweder Zernichtung deines Ichs oder dessen Fortdauer. Hast du von jener apodiktische Gewißheit? — — Und wenn du sie nicht hast, wie du sie nicht haben kannst, da hierüber kein Areopagus, keine Amphiktyonen, einen sichern Ausspruch thun können: hast du nicht wenigstens für diese eben so viele Vermuthungsgründe als für jene? — Und senkt sich nicht die Schale der Vermuthungsgründe für diese noch durch deine Hoffnungen und Wünsche? — Und ist es nicht Unsinn, die Hoffnung des ewigen Lebens zu vertauschen gegen ergrübelten ewigen Tod? — — Gott kann wenigstens (dieß wirst du doch wohl nicht in Zweifel ziehen) dich fort dauern lassen; und wenn das ist, so sehe ich keinen Grund, warum er dich nicht fort dauern lassen wollte.

Jede Lehre, die mit den Aussprüchen der gesunden Vernunft und mit den Bedürfnissen des menschlichen Geistes und Herzens übereinstimmt, und dazu abzweckt, den Menschen weiser, besser und glückseliger zu machen, und zu beruhigen, führt schon dadurch eine innere Überzeugungskraft von ihrer Wahrheit für den gesunden Menschenverstand und ein unverdorbenes Herz mit sich, und

ist schon an sich gut und annehmlich. Und welche Lehre hat wohl jene Kennzeichen in einem höhern Grade, als die große, beruhigende Lehre von unsrer Unsterblichkeit? —

(Die Fortsetzung folgt.)

A n e k d o t e n .

Der berühmte David Hume hatte ein Einkommen von einigen hundert Pf. Sterling, theils von Pensionen, theils durch gelehrte Arbeiten. Er wurde von allen Seiten aufgefordert, seine Geschichte von Großbritannien bis auf die jetzige Regierung fortzusetzen. Hierauf gab er zur Antwort: „Meine Herren! Ihr Verlangen ist zwar sehr schmeichelhaft für mich; allein ich kann vier Gründe angeben, warum ich nicht mehr schreibe: Ich bin zu alt, zu fett, zu träge und — zu reich.“

Ein katholischer Geistlicher hielt einem sterbenden Geizhalse ein Krucifix vor. „Ist es von Silber?“ fragte der Geizige. „Nein“ erwiederte der Pater. „Nun so kann ich Ihnen auch nichts darauf borgen.“

Moliere machte man den Vorwurf, daß er in seinem Tartuffe predige. „Ey!“ sagte er, „spielt doch der Pater Maimbourg auf der Kanzel Komödie, warum sollte ich nicht einmal auf dem Theater predigen?“

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 47. Mitau, den 20. November 1805.

Integer animus putat innocentiam suam minui, si periculis suorum desit.

Symmachus

Literatur.

Nordischer Almanach für das Jahr 1806.
Herausgegeben von F. G. Albers. Riga,
bey W. C. A. Müller. Ohne den Kalender, 222
S. 12.

Zu einer Zeit, da wir gewissermaßen in die zerstörende Epoche der Völkerwanderung zurückgesetzt sind, und unserer Sprache und Literatur im mittlern Europa mancher Unfall droht, muß es gewiß einen jeden Deutschen innig freuen, jene immer mehr und mehr im nördlichen Europa festen Fuß gewinnen und sich ausbreiten zu sehen. — Eine deutsche Universität wird in Rußland errichtet. Die übrigen Universitäten dieses Reichs erhalten eine den deutschen ähnliche Form, und werden zum Theil mit Gelehrten der erwähnten Nation besetzt. Edle Männer, wie

Rumänzow, Nowasilzow, Murawiew u. s. w., auf die ihr Vaterland stolz seyn kann, verhehlen es nicht mehr, wie dieß ehemals Sitte war, daß sie deutsche Sprache und Literatur ehren, und geben so ihren jüngeren Landsleuten das schönste Beyspiel zur Nachahmung. In den russischen Ostseeprovinzen zeigt sich ein reger Eifer. Überall vereinigen sich die Liebhaber deutscher Sprache und Wissenschaft in engere Zirkel. Man begnügt sich nicht mehr mit den Schriften des Auslandes, sondern ist bemüht, eigne hervorzubringen. Noch vor wenig Jahren ward hier an die Redaktion deutscher wissenschaftlicher Zeitblätter kaum gedacht. Jetzt besitzen wir deren bereits mehrere, die, wenn sie einander freylich an innerem Werthe nicht gleich sind, doch immer im Allgemeinen ihren Zweck nicht verfehlen, nämlich den: zum Austausch und zur Verbreitung von Ideen mitzuwirken.

Noch war bisher der Wunsch des hiesigen Publikums, in Ansehung eines Almanachs, unbefriedigt, — eines Buchs, mit welchem zwar kein höherer wissenschaftlicher Zweck verknüpft ist, das aber dennoch gar nicht als ganz unbedeutend übersehen werden darf. Von dem Almanache gilt das, was überhaupt von jeder Zeitschrift gesagt werden kann. In demselben findet so mancher Aufsatz seinen Platz, der zu unwichtig ist, um für sich allein ins Publikum zu kommen, und der wiederum zu wichtig ist, um nicht gern in einer Reihe ande-

rer Aufsätze derselben Gattung gelesen zu werden. Dazu hat die gefällige Form des Almanachs noch das Vorzügliche, daß sie demselben bey manchen Personen Eingang verschafft, welchen ihr Stand, oder ihre Berufsgeschäfte jede ernsthafte Lektüre erschweren. Und daß dieses der bey weitem größere Theil des Publikums sey, braucht Recensent wohl kaum zu bemerken.

Unter den erwähnten Beziehungen verdient der Herausgeber des vorliegenden Almanachs, Herr Albers, gewiß allen möglichen Dank, zur Abfassung desselben eine Gesellschaft talentvoller Männer vereinigt zu haben. Rec. darf zugleich hoffen, den Lesern der wöchentlichen Unterhaltungen einen nicht unwillkommenen Dienst zu leisten, wenn er ihnen die Anzeige der wichtigsten in diesem Büchelchen enthaltenen Aufsätze giebt.

Es zerfällt dasselbe in zwey Haupttheile, einen prosaischen und poetischen Theil. Der erstere enthält größtentheils historische Aufsätze. Den Anfang macht die „Geschichte Herzogs Jakob von Kurland,“ eines Mannes, dessen Andenken gewiß noch jetzt jedem braven Kurländer theuer ist. — Sehr gut erzählt und mit treffendem Raisonnement begleitet. — Dann folgen „Schilderungen und Züge aus der nordischen Geschichte.“ Unter dieser Rubrik findet der Leser kleinere historische Aufsätze, Anekdoten, kleine Romane u. s. w. Unter den ersteren hat Rec. die sehr gut ge-

schriebene Biographie Theodor Reinkings, eines Kurländers, der im vorvorigen Jahrhunderte als Staatsmann und Gelehrter an verschiedenen Höfen des Auslandes eine Rolle spielte, mit vorzüglichem Interesse gelesen. Die genannte Biographie giebt manche merkwürdige Ansichten der Sitten und Verhältnisse vergangener Zeiten. — Auch verdienen mehrere andere in einem leichten, gefälligen Styl und mit lebhafter Darstellung geschriebene Aufsätze, wie z. B. die Ahnfrau, die schöne Kolumbula, Patkuls Charakteristik u. s. w., die Aufmerksamkeit des Publikums. Eben so wird Niemand die Geschichte des Hexenprozesses in Schweden, die Beschreibung des Luxus im alten Livland u. s. w. ohne das lebhafteste Interesse lesen. —

Was den poetischen Theil betrifft; so liegt dieser zu weit aufferhalb Rec. Gesichtskreise, als daß er in seinem Urtheile darüber in's Detail gehen könnte. Gewiß sind die Aufsätze nicht alle von gleichem Werthe, und manche darunter würden wohl nicht unter einer kritischen Auswahl von Gedichten ihrer Verfasser Platz finden. Doch das ist mit den besten ausländischen Musenalmanachen der Fall. Dazu versichert Rec., manchen dieser letzteren gesehen zu haben, der an innerem Gehalte dem vorliegenden weit nachsteht. — Herr Prof. Liebau ist dem lesenden Publikum als glücklicher

Dichter schon hinlänglich bekannt. Unter den Gedichten von Broße sind mehrere sehr gut gerathen. Eben dieß ist mit verschiedenen mit A. unterzeichneten Aufsätzen der Fall. — Eine Romanze, die drey Ringe, welche dem Französischen nachgeahmt und B—l unterzeichnet ist, verdient gewiß den Beyfall eines jeden Lesers von Geschmack.

Überhaupt enthält vorliegender Almanach keinen einzigen Aufsatz, dem es gänzlich an Interesse gebrähe. Dazu ist das Aufferere desselben elegant, und mehrere Kupfer, welche theils einzelne Personen, theils ganze historische Scenen darstellen, sind sehr sauber und nett gestochen.

Rec. schließt mit dem patriotischen Wunsche, daß der nordische Almanach in den Ostseeprovinzen recht viele Leser finden möge, damit sowohl Redakteur als Verleger aufgemuntert werden, ein so gut angefangenes Werk auch in der Zukunft fortzusetzen, und demselben wo möglich noch mehr Ausdehnung zu geben.

Chr. v. Schlözer.

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e.

Dondangen und seine Umgebungen.

(Beschluß.)

Die Anstalten sind hier zwar gut; aber doch ist es zu bedauern, daß man gerade an dieser ge-

fährlichen Stelle kein Rettungsboot unterhält. Hören Sie einen merkwürdigen Unglücksfall, der aktenmäßig wahr ist, und Sie werden erstaunen, wie grenzenlos hoch menschliches Elend steigen kann, und wie dennoch zuweilen wunderbare Rettung möglich wird.

Den 16. Oktober 1801 strandete auf der äußersten Spitze des Riffs das schwedische Schiff *Jupiter*, vom Schiffer Niels Gustav Westerberg geführt. Der Sturm war sehr heftig, und das Schiff sank in kurzer Zeit so tief, daß nur noch die Hälfte der Masten über dem Wasser hervorragte. Der Schiffer und die andere Schiffsmannschaft wurden gleich ein Opfer der Fluthen, nur der Steuermann, Erich Gergrén, und noch ein Matrose, hatten sich zur Spitze des Mastes geflüchtet, und mit starken Tauen an demselben befestigt. Hier brachte der unglückliche Steuermann, nur in einem durchnästen Mantel gehüllt, dem schrecklichsten Sturm und Regen ausgesetzt, bis zum 26. Oktober, also 11 volle Tage, zu, ehe von den Fischern entdeckt wurde, daß an den Masten sich etwas zu bewegen schien, und sie zur Rettung herbeyeilten. Sein Leidensgefährte war schon am achten Tage verschieden. Gergrén hatte ein Pfeifenrohr in seiner Tasche gefunden, und dieses, bis auf ein kleines Stück, verzehrt. Der Durst quälte ihn vorzüglich, und mit einem Stiefel, den er an ein Strumpfband knüpfte, schöpfte er See-

wasser, das er trank. Den einen Stiefel rissen die Wellen fort, nur der andere blieb ihm. Er wollte sich, da ein Boot am achten oder neunten Tage vorbeysegelte, ohne ihn zu bemerken als er schon seine Rettung für gewiß gehalten hatte, in die Fluthen stürzen, um seine Todespein zu verkürzen, aber er war zu schwach, die starken Taue, mit denen er sich an den Mast gebunden hatte, zu lösen. Endlich sahe er ein Boot auf sich zueilen, und noch hatte er, wie er erzählte, Besonnenheit genug zu dem festen Entschlusse, sich nicht zu sehr der Freude zu überlassen, damit ihn diese nicht tödten möchte. Als das Boot ihn erreichte, und man ihn von dem Maste losgemacht hatte, sank er ohnmächtig hin. Der sorgfältigsten Pflege, die ihm anfangs nur tropfenweise stärkende Nahrung gab, gelang seine Rettung. In einigen Wochen reiste Gergren nach Riga, völlig hergestellt, um sich auf einem andern Schiffe einen Dienst zu verschaffen. Ist es möglich einen längern Todeskampf zu kämpfen, und doch gerettet zu werden? Zum Andenken dieser merkwürdigen Lebensrettung sind der Stiefel und das Stückchen Pfeifenrohr des unglücklichen Gergren, in Domesnees im Vorhause des Baakinspektors aufgehängt.

Wo ein Mensch litt, wo ihn Unglück, Elend oder Tod in einer merkwürdigen Gestalt traf, da findet man oft Denkzeichen, die der Unglückliche selbst, oder seine Freunde, wenn er unterlag,

errichteten. Das Glück und die Freude, mögen sie auch noch so auffallend erscheinen, erhalten selten ein Denkmal. Es werden mehr Todtenkränze, als Kränze der Freuden gewunden. Sollte die Ursache hiervon nicht seyn, daß auf dem Lebenswege öfterer das Glück und die Freude, als das Elend und das Unglück erscheinen, und diese dadurch mehr bemerkt werden? oder spricht hier das Herz auch die spätere Zeit um Mitgefühl an, und ist ein Denkzeichen des Unglücks etwa ein offener Wechsel an das Menschenherz für alle Zeiten und Völker? Aber wie viele Proteste würden in dem Falle nicht die Armuth und das Fallissement bezeichnen!

Oft sieht man hier auch bey Strandungen merkwürdige Beyspiele von Muth und Entschlossenheit.

Ein englischer Schiffskapitane, der hier strandete, und dem der Weg zu Lande zu beschwerlich war, um nach einem Seehafen zu gelangen, kaufte sich ein ganz kleines Boot, in welchem sich hier kein Fischer über die zweyte Brandung wagt, machte sich ein Segel von einem alten Tuche daran, und schiffte, trotz aller Vorstellungen, und, als man ihn mit Gewalt zurückhalten wollte, heimlich davon. Er langte nach einigen Tagen, obgleich der Wind heftig wehete, in Pernau an, von wo er seine glückliche Ankunft nach Domesnees meldete.

Als wir in die Wohnung des Baakinspektors zurückkamen, fanden wir unsere Gesellschaft durch einige Kaufleute aus Windau vermehrt, mit denen wir einen frohen Mittag verlebten. Auch lernte ich hier den L. N. S**** kennen, dessen angenehme Unterhaltung uns alle sehr interessirte. Er erzählte einen Theil seines Lebenslaufs, und versicherte, er habe mit Ehren gedient, weil er alle Strafen selbst überstanden. Obgleich wir ihm diese Erfahrung nicht beneideten, so konnten wir doch nicht umhin, sie zu bewundern, besonders bey der Versicherung des Herrn L. N., wie viel er an Charakter dabey gewonnen habe. Er zeigte auch eine Sammlung von Hühnern, welche von gestrandeten Schiffen gekauft waren. Neben einem holländischen fetten Hahn — was gerade bey Hähnen sonst selten, und kein Verdienst ist — spazierte ein gewandter Engländer, und, wenn ich nicht irre, so befand sich, unter mehreren andern Nationen, auch ein Spanier hier. Wahrlich eine besondere, recht eigentlich gallische, Nationalversammlung.

Den Nachmittag machte ich eine glückliche Jagd auf See = Schnepfen, deren es hier eine Menge giebt, und die in ganzen Heeren fliegen, so daß man mit einem Schuß bis 20 erlegen kann. Den Morgen darauf fuhren wir über das Irbensche Pastorat, wo wir zu Mittage waren, nach Dondangen zurück. Wir passirten den sogenannten

Sliter-Berg, der sich 300 bis 400 Fuß über die Meeresfläche erhebt. Die Schiffer erblicken ihn weit aus der See her, und haben ihn den blauen Berg benannt. Dieser Sliter-Berg ist ein Theil der längs der Küste fortlaufenden Bergkette, welche wahrscheinlich in der Vorzeit die Ostsee unmittelbar begränzte, wie sich aus den wellenförmigen, abwechselnden Vertiefungen und Erhöhungen nach der Seeseite schließen läßt. Im Sande der Bergkette findet sich, mehr nach dem Strande hin, ein Steinhaufen von ungeheurem Umfange, dessen Entstehung man sich nicht erklären kann; doch die Tradition hat in der Erzählung hiesiger Bauern eine Erklärung gefunden, die sogar dem Teufel eine Beschäftigung dabey anwies. — Der Teufel nämlich, der schon manchen müßigen Einfall gehabt, hatte einst auch den, den rigischen Meerbusen von der Ostsee zu trennen. Er supplicirte um die Erlaubniß, und diese ward mit der Bedingung zugestanden, die Arbeit in einer Nacht zu vollenden. Nun trug er die Steine zusammen; doch der arme Teufel ward vom Morgen überrascht; der Hahn krähete, und die Steine fielen ihm aus der Hand. — Der Teufel hat wohl mehr in einer Nacht gethan — und warum er hier so schwach war, verschweigt die Sage.

Der Weg ist hier, wie allenthalben in dondang-scher Grenze, vortrefflich, und geht durch tiefe Waldungen. Diese umgeben auch das Pastorat

Erben, wo ich den Pastor Ludwig kennen und schätzen lernte. Er ist ein würdiger Greis, der hier einsam und friedlich der stillen Häuslichkeit, seiner Familie und seinen Pflichten lebt. Außer dem 4 Meilen entfernten Dondangen, ist er von allem Umange (denn seine eingepfarrten Letten und Eiben lassen sich nicht mitrechnen) geschieden. Mit edler Gutmüthigkeit erzählte er, wie er sich freue, wenn zuweilen auch nur ein fremder Bettler sich hieher verirre; doch scheint er hier froh und glücklich zu leben.

Der Mensch gleicht der Tanne, die in den tiefsten Wäldern am geradesten und höchsten wächst, selten aber in Gärten gedeiht; und menschliche Glückseligkeit ist wie ein Flötenton, der in Klüften und Bergen zehnfach wiederhallt, und in Städten höchstens nur im einsamen Zimmer, oder in Concerten, von andern Instrumenten übertönt, gehört, oft auch überhört wird.

Ich verließ Dondangen den Tag nach meiner Rückkunft mit dankbarer Erinnerung an die gefällige und freundschaftliche Aufnahme. Keine trübe Erinnerung vernichtete mir das Bild der genossenen frohen Stunden; ich fand dort nur frohe und glückliche Menschen. Die Bauern sind wohlhabend; viele sogar, die große Bienen- und Viehzucht treiben, so wie auch einige Fischer, sind reich. Die jetzige Besitzerin fühlt menschlich und gut, und an den sehr beträchtlichen Einkünften ihrer Herr-

schaft, die der Herr Amtsrath Waegner, im Geiste der erhabenen Fürstin, und übereinstimmend mit seinem eigenen, edlen Gefühle, verwaltet, haftet keine Thräne der Erbunterthanen.

Sie erhalten hier die Resultate meiner Beobachtungen über Dondangen und seine Umgebungen; und, wenn meine Erzählung Beyfall erhält, so könnte leicht eine Beschreibung mehrerer interessanten Gegenden Kurlands folgen.

— b —

Der kurlische Woltemade.

Von dem fürchterlichen Orkane, der am 24. September auf der ganzen Ostsee mit unerhörter Schrecklichkeit wüthete, so viele Schiffe zertrümmerte, und Menschen und Schätze in das tiefe Grab des Meeres warf, sahe man auch an der Küste von Dondangen und Domesnees die traurigsten Wirkungen. Nach einem ziemlich heitern Tage brach der Orkan plötzlich, und ohne daß man seine Nähe ahndete, aus. Die alte Burg zu Dondangen, die so lange dem Sturme der Zeit getrotzt hat, schien jetzt, von den Wogen des mächtigen Luftstromes umspült, beben und sinken zu wollen. In einem Augenblick waren die größten Bäume ungerissen; Dachziegel wehte der Orkan wie leichte Herbstblätter dahin; alles starrte mit banger Erwartung der Folge dieser schrecklichen Naturscene entgegen. So wüthete der Orkan die Nacht hindurch, und kaum graute der Morgen, als, athemlos und vor Schrecken fast der Sprache nicht mächtig, ein Bauer aus einem Strandgesinde in die Burg

stürzte und rief: Schiffe sähe man stranden, viele Schiffe, und auf den hohen Wellen wogten allenthalben Leichen, ertrunkene Pferde und Schiffstrümmer ans Ufer. Der Oberamtmann Baegner, und mit ihm der damals gerade in Dondangen anwesende Kanzeley = Sekretair des piltenschen Landrath's = Kollegiums, Herr Weitler, eilten nach dem einige Meilen weit entfernten Seeufer, um durch jede nur mögliche Sorgfalt die unglücklichen Gestrandeten zu retten. Der Weg war allenthalben von niedergestürzten Bäumen bedeckt, und nur zu Pferde war es möglich, bis an den Strand zu gelangen. Ununterbrochen tobte der Orkan. Hagel und Regen wechselten ab, und stürzten ein Meer aus hoher Luft in die ihr jetzt so fürchterlich verschwisterte Tiefe.

Bey dem Dorfe Irben erblickte man zuerst ein Schiff, das ungefähr nur 2 = bis 300 Schritte vom Ufer entfernt lag. Der vordere Theil war schon ganz ins Wasser gesunken; nur der hintere ragte noch hervor, und man sah auf selbigem Menschen, die ihre Hände ausstreckten, und deren lautes Behegeschrey zuweilen selbst das Toben der Brandung und das Geheul des Sturmes über-tönte. Rettung schien hier unmöglich; alle Bersprechungen, alle Aufmunterung an die am Strande versammelten Bauern blieben fruchtlos. Alle schrien: zwey Schritte in die See und unsre Böte schlagen um — wir müssen ertrinken!

Doch, was ist wahrem Heldenmuth, den ein heiliges Gefühl der Menschenliebe begleitet, unmöglich? Der Küster Fritze, ein Lette und Erbunterthan des Privatgutes Dondangen, der bisher still, in sich gekehrt und schweigend dem schrecklichen Schauspiele zugesehen hatte, trat jetzt feierlich, wie von einem überirdischen Gefühle be-

geistert, aus der Mitte der Bauern hervor; — „ich will die armen Seelen retten, oder sterben!“ sprach der edle Mann, „wer kommt mit mir, ich gehe voraus!“ rief er. Sein Beyspiel wirkte, noch 5 andere entschlossen sich. Ein Fischerboot ward in die See gestoßen; der brave Fritz ergriff das Steuer mit jener heldenmüthigen Ruhe, die nur den Zweck, nicht die Gefahr mißt; die großen entgegen brausenden Wellen schienen das Boot im ersten Augenblicke zu bedecken, alle am Strande Zurückgebliebenen verhüllten unwillkührlich ihr Gesicht — „sie sind verloren!“ Doch nein, ein Genius der Menschheit, der in der Brust eines Ketten sein Heiligthum bewahrte, ebnete vor ihm die stürmische Bahn. Das Fischerboot durchschnitt die schäumenden Bogen, erreichte das Schiff und nahm 9 Menschen auf, mit denen es glücklich ans Ufer kam. Unverzüglich fuhr der brave Fritze wieder ab, und rettete von diesem Schiffe, welches ein kaiserliches Transportschiff mit Kosaken war — zuletzt, als, von der Anstrengung erschöpft, ihn Keiner mehr begleiten wollte, sogar allein — sämtliche auf dem Schiffe noch lebende Menschen, 17 an der Zahl. Die Übrigen hatten die Bogen weggespült, oder sie waren durch Mässe und Kälte in der schrecklichen Nacht umgekommen. Bürger's schönes Lied vom braven Mann erhielt der Nachwelt das Andenken einer gleichen Edelthat.

Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Orgelton und Glockenflang;
Wer hohen Muths sich rühmen kann,
Den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.

Nicht weit von diesem Schiffe war ein anderes gestrandet, das ebenmäffig Kosaken und Pferde

führte. Es war näher an den Strand getrieben und kaum 100 Schritte vom Ufer entfernt. Ein seltnes Beyspiel von Muth und Entschlossenheit hatte, bevor noch Veranstaltung zur Rettung durch Böte gemacht werden konnte, die ganze Schiffsbesatzung glücklich ans Ufer gebracht. Sobald nämlich das Schiff gestrandet war, ließ ein auf demselben sich befindender junger Kosaken-Officier, Namens Mil-lerov, das Berdeck aufhauen, und die Pferde heraufbringen. Er bestieg sodann eines davon, stürzte in die Fluth und schwamm glücklich ans Ufer. Seine sämmtliche Mannschaft mit ihren Pferden folgte ihm. Von letztern ertrank nur eins, mehrere wurden beschädigt. Ebenderselbe Kosaken-Officier zeigte so wenig Bestürzung, daß er den Oberamtmann Waegner einige Meilen am Strande zu Pferde begleitete, um zu forschen, ob unter den ausgespült-werdenden Leichen nicht einige seiner Brüder wären, die sich auf andern Schiffen befanden. In diesem schrecklichen Augenblicke noch Entschlossenheit zu einer solchen gewagten Lebensrettung zu behalten, und ein herzliches Gefühl der Bruderliebe in der durch Schrecken, Kälte und Nässe beengten Brust zu bewahren, ist gewiß der Bemerkung und hoher Verehrung werth. Den vortrefflichen Anstalten, welche fortwährend, theils an der Küste von Dondangen, durch den Oberamtmann Waegner und den Kanzleysekretair Weitler, die in zweymal 24 Stunden sich keinen Augenblick Ruhe gestatteten, theils auch von dem Privatgute Popen getroffen wurden, gelang es, daß von 7 gestrandeten Transportschiffen 197 Menschen und 57 Pferde, so wie von zwey, gleichfalls an demselben Tage gestrandeten, Rauffahrdeuschiffen 7 Matrosen gerettet, und durch sorgsame Pflege erhalten werden konnten.

Diese, auf aktenmässige Berichte und glaubhafte Erzählung der gegenwärtig gewesenen Personen gegründete, Geschichte, verdient gewiß die Theilnahme aller Leser. Schrecklich war der Dr-kan, fürchterlich das Toben der Wellen; aber durch den Sturm der Natur strahlte ein wärmender Sonnenblick unentweihter Menschheit hervor. —

— b —.

Auf den Leipziger Messkatalog.

Die Literatur.

1.

Mähet, ihr Knechte, den Weizen, und bindet mit ihm
auch das Unkraut:
Jener giebt Nahrung und Saat, dieses ist dienlich zur
Streu.

2.

Mähet das Stroh nicht zu kurz! Der Mensch wohl
lebt von den Körnern;
Doch, ist das Grüne vorbei, füttr' ich das Vieh mit
dem Stroh.

3.

Siebet die Körner zur Saat, und reinigt sie wohl von
dem Unkraut!
Sproßte der Weizen nur dicht, würde das Unkraut
erstickt.

Trautvetter.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 48. Mitau, den 27. November 1805.

Loqui ignorabit, qui tacere nesciet.

Ausonius.

Literatur.

Neuverbesserte lettische Kirchen=Agende.
Ein Versuch von A. F. Stender. Mitau,
bey J. F. Steffenhagen und Sohn. 1805. 48 S. 8.

Eine verbesserte lettische Kirchen=Agende ist für unsere Zeiten unstreitig etwas sehr wünschenswerthes. Durch die alte werden manche nachtheilige Vorurtheile und den Aberglauben nährende Vorstellungen zu sehr begünstigt, als daß sie noch jetzt von erleuchteten und wohlmeinenden Predigern unverändert gebraucht werden könnte. Und gleichwohl waren bisher mehrere, theils aus Mangel an Zeit bey ihren ausgebreiteten Geschäften, theils auch wohl aus Mangel an Fertigkeit und richtigem Ausdruck in dieser Sprache, genöthigt, sich, weil es keine bessere gab, der alten zu bedienen. Zwar hatte der verstor-

Vene würdige Herr General-Senior und Konfistorialrath in Lithauen, Konrad Schulz, schon im Jahr 1795 eine verbesserte Kirchen-Agende herausgegeben, welche, neben ihrer Vollständigkeit, besonders in Hinsicht auf Formulare für Amtshandlungen unverkennbar große Vorzüge vor der alten kurländischen hat, so, daß man ihr, auffer minderwichtigen Dingen, nur noch in den Fürbitten etwas mehr Rücksicht auf die eigne eifrige Beobachtung der einem Jeden obliegenden Pflichten, und überhaupt eine reinere Sprache, wünschen möchte, um sie auch für die gegenwärtigen Zeiten und für unser Land hinlänglich zu finden. Einige Prediger bedienten sich derselben zum Theil auch schon mit großem Nutzen; mehrere aber wagten es wohl deshalb nicht, weil die bestehenden Gesetze sie dazu nicht autorisirten. Jetzt, da Seine Kaiserliche Majestät die weisesten, und im ächten, heitern Geiste des Protestantismus abgefaßten, liturgischen Verordnungen für die evangelisch-lutherischen Gemeinen im russischen Reiche, bestätigt haben; jetzt hört diese Besorgniß auf, und wenn in erwähnter Schulzischen Agende nur einiges abgeändert und die Sprache verbessert würde: so könnte dieses treffliche Werk auch den gegenwärtigen Predigern unsers Landes mit großem Nutzen die Stelle der alten Agende vertreten. Da aber dergleichen Abänderungen und Verbesserungen nur

von dem Verfasser einer solchen Schrift selbst, oder von denen, die sonst dazu berechtigt sind, vorgenommen werden können; es auch, wenn man nur, neben dem guten Willen, zugleich das nöthige Talent und die Beharrlichkeit und Ausdauer in eigener Prüfung seines Werks hat, weit leichter ist, ein neues Werk auszuarbeiten, als das eines andern bloß zu ändern: so hat der Herr Probst Stender sich entschlossen, ein solches anzufertigen; und eben dieses Werkchen ist es, mit welchem Rec. das Publikum, welches dasselbe interessirt, hier näher bekannt machen will.

Da in den vortrefflichen, von unserm gütigen und weisen Kaiser Alexander bestätigten, liturgischen Verordnungen für die evangelisch-lutherischen Gemeinen des russischen Reichs, die Grundsätze so vollständig und zweckgemäß angegeben sind, nach welchen unsere Kirchen-Agenden abgefaßt werden sollen: so konnte es für den, der Talent mit gehöriger Muße verband, auch sich, aus Achtung vor dem Publikum, die nöthige Zeit nahm, um etwas so wichtiges nicht zu sehr zu übereilen, eben keine sehr schwere Arbeit seyn, in diesem Fache etwas Borzügliches zu leisten. Um so mehr müssen wir es aber bedauern, daß man in dieser neuverbesserten lettischen Kirchen-Agende die gerechten Erwartungen von einer solchen bey weitem nicht befriedigt findet.

Das Formular für die Abendmahlshandlung ist das erste und beste Stück in dem ganzen Büchlein. Nur was der Prediger nach dem, wirklich sehr gut verbesserten, kurzen Liede: *Al pestitajs, pilns mohkahn* (welches letztere eine dem Dichter erlaubte Ellipse im Lettischen ist, da es sonst *pilns ar mohkahn*, oder *pilns mohku* heißen müßte) zu sprechen, oder vielmehr, nach altem, wohl beyzubehaltenden Gebrauch, zu singen hat, ist, nebst der Antwort des Vorsängers, doppelt fehlerhaft. Für's erste sind die dem Prediger vorgeschriebenen Worte schon wegen des doppelten Hiatus in *Ta augsta*, und *Deewa apfwehtichana*, wie auch wegen des letzten langen Wortes, schwer bloß herzusagen, noch schwerer in einem Athem zu singen; er müßte denn schlecht kollektenmässig die Sylben bloß herzählen wollen. Das alte: *Ta Kunga meers* u. ist besser. Sollte aber auf das Wort *apfwehti*, gegen den Schluß des kurzen Liedes, besondere Rücksicht genommen werden: so hieße es besser etwa folgendergestalt: *Tas Kungs, kà luhdseet, juhš apfwehti*; worauf dann der Vorsänger etwa folgendes antworten könnte: *Un wianna garš muhš wiffus gaismo, zilla!* Zweytens aber ist zwischen den Worten des Predigers und der Antwort des Vorsängers gar kein vernünftiger Zusammenhang sichtbar. Nach der Grammatik und den Regeln des Ausdrucks sagt die Antwort des Vorsängers folgendes:

Des großen Gottes Segen sey auch mit seines Geistes Kraft (so wie zuerst mit euch!) Wer kann das verstehen? Soll des Vorsängers Antwort Sinn haben, so müßte sie ungefähr also lauten: Un wianna fwehtais garb, oder: Un tas spehks ta fwehta garra, oder auf andere Weise. In der alten Agende bezieht sich die Antwort des Vorsängers, die derselbe immer im Namen der Gemeinde oder des Chors spricht, (Un ar tawu garru) auf den Prediger selbst, und drückt den Gegenwunsch desselben Friedens für den Prediger aus. — Die Dankkollekte, die der Prediger nach dem Abendmahl zu singen hat, ist der alten nicht vorzuziehen. Aber die Antwort des Vorsängers ist feyerlicher, und paßt übrigens auch auf die vom Prediger an die Gemeinde ergangene Aufforderung. Indessen ist der Bibelspruch, der in Anklang und Gegenklang von der alten Agende gebraucht wird, unstreitig ein recht herrlicher Spruch.

Die Taufhandlung und besonders die Fürbitzen und Dankgebete sind der schwächste Theil dieser Agende. In der ersten, als Formular selbst zu einer so feyerlichen Handlung, ist der größte Theil für einen solchen Aktus ganz unschicklich. Alle Belehrungen, die hier stehen, können entweder in einer Predigt von der Kanzel, oder in Privatunterredungen, oder auch in einer dem Aktus vorhergehenden Rede gegeben werden, gehen, für einen

solchen Aktus voll hoher Würde, in der That zu sehr ins Detail, und enthalten mitunter einen unedlen Ausdruck, wie S. 11: ka neween behrnu meefas jabarro, der den hohen Ernst, den diese religiöse Handlung fordert, schwächt, und wohl gar durch erregtes unnatürliches Lachen den ganzen Eindruck und die Würde derselben zerstört. Übrigens werden hier die Taufzeugen noch im Namen des Kindes gefragt, aber doch nur ob sie selbst glauben; und so müssen sie denn durch dreymaliges Mehs tizza ein feyerliches Bekenntniß ihres Glaubens für sich selbst, obgleich im Namen des Kindes gefragt, (was hier doppelsinnig klingt) ablegen, und erst zuletzt kommt die Hauptfrage, welche durch Mehs fohlamees beantwortet werden muß, wobey aber die Einschränkungen auf den Fall der Nothwendigkeit und der eignen Möglichkeit, nach eines jeden Verhältnissen, durchaus hätten hinzugefügt werden sollen.

Der erste Artikel des christlichen Glaubens, der im alten nicänischen Symbolum wirklich erhaben und würdevoll ausgedrückt ist, hätte wohl besser umschrieben werden können; wobey auch noch anzumerken ist, daß, außer dem schon geläufigen Nadditajs, die übrigen zu sehr gehäuften substantiva abstracta in dieser Sprache besser in concreto durch die verba gegeben würden. Der zweyte und dritte Artikel forderten eine Umänderung der Worte und Ausdrücke nothwendig, was auch hier

ziemlich gut geschehen ist, aber wohl noch besser hätte geschehen können.

Das Gebet nach der Taufe ist gut, das darauf folgende Lied vortrefflich.

Die Trauungsformel ist ziemlich gut; doch ist folgendes bey derselben zu bemerken. S. 18. No. 2 und 3 hätte manches mit mehr Würde, und dem Anstande der Handlung gemäßer ausgedrückt werden können.

In der Frage an die Braut ist die weise und willige Nachgiebigkeit (siehe S. 59 der allgemeinen liturgischen Verordnungen) weggelassen; was hier um so mehr zu tadeln ist, da auch in der Darlegung der Pflichten des Eheweibes gar nicht daran gedacht worden ist. Bloß gleich im Anfange der 18 Seite heißt es: Tas Apustuls Pawils paweht wiffahm feewahm, faweem wihreem padewigahm buht un klausiht; worauf aber bey der weitem Auseinandersetzung der Pflichten des Eheweibes in No. 3 gar keine weise erklärende Rücksicht genommen wird. Herr General-Senior Schulz hat dieses in seiner Trauungsformel, auffer dem, was er dem Eheweibe vorher als Pflicht an's Herz legt, schon ziemlich gut durch das einzige winnu gohdah (statt par winnu gahdah, was, so absolut gesagt, eigentlich nur dem Manne gebührt) bemerkbar gemacht.

Beim Ringenwechsel ist das alte, sehr gute: par peeminneschannu jubsu derribas un lau-

libas, sehr unnöthig in: par peemineschanu juhfu apsohlichanas, was weit weniger sagt, auch durch die benden so nahen — schanu und — schanas übel klingt, ungeändert. Niesse es doch nur: par peeminneschanu juhfu fwiehtas apsohlichanas, so könnte es noch hingehen. Aber das alte ist besser.

Das Vater unser bey der Trauung, besonders der Letten, ganz wegzulassen, wie hier geschehen ist, dürfte wenigstens für unsre Zeiten noch sehr mißfällig seyn, ja manches Paar betrüben; und wie viel kommt nicht auf Muth und Vertrauen, und auf Meinung an! Da auch in den neuen liturgischen Verordnungen weise Kondescendenz zu der Schwäche, den Einsichten und der Denkart der Gemeinen empfohlen; überdieß auch S. 60 das V. U. bey der Trauhandlung ausdrücklich zu beten erlaubt wird; dieses herrliche Gebet auch unstreitig erhaben feyerlich ist: so müßte es, besonders bey Trauungen der Letten, wenigstens noch jetzt durchaus nicht weggelassen werden. Fürchtet man aber unüberlegtes und unverstandenes Hersagen desselben: so darf man es ja nur, wie es die liturgischen Verordnungen erlauben, ein wenig umschreiben, und dadurch manche Ausdrücke faßlicher machen, auch die Aufmerksamkeit auf den wahren Sinn mehr erwecken.

Die biblischen Ansichten, welche die liturgischen Verordnungen S. 58 für diese Handlung empfehlen, sind weggelassen. R. G. Elverfeld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bermischte Aufsätze.

Briefe aus Italien, im Auszuge.

(Fortsetzung des in No. 42 abgebrochenen Artikels.)

Rom, den 9. Oktober 1805.

Hier, m. Th., spricht die Vergänglichkeit lauter, als irgendwo, ihre belehrenden Worte aus. Pracht und Größe findet man auf jedem Schritte! Die Trümmer der Kaiserpalläste sind jetzt versunkene Wohnungen armer Leute. Wie Riesengerippe eines kolossalischen Körpers stehen sie in malerischer Schönheit da, und wecken durch ihren Anblick mannigfaltige Ideen und Empfindungen. Die Trümmer des Friedenstempels stehen auf den schon versunkenen Trümmern des goldenen Pallastes Nero's. In den Überbleibseln dieses heiligen Tempels werden jetzt Schweine geschlachtet; über diesen erhebt sich ein weibliches Konservatorium, welches auch versinkende Größe andeutet. Es war der Pallast einer erloschenen Familie, und ist nun zu einer Art von weiblichem Erziehungs-kloster eingerichtet. Schon scheint dieser vormalige Prunkpallast auch Ruine werden zu wollen, weil das Konservatorium nicht reich genug ist, alle Gemächer zu erhalten. — Wo nun die hohe malerische Trümmer des Kolosseums steht, welches man zu sehen nie müde wird, und welches so schauervolle Erinnerungen vor die Seele bringt: wo dieser große, in Trümmer gesunkene, Koloss steht, da hatte ehemals Nero seinen See, auf wel-

chem er Wasserkämpfe gab. Nicht weit davon sieht man Konstantins halb versunkenen Triumphbogen, der nun aus seiner Verschüttung herausgegraben ist, und eine Vorstellung von dem giebt, wie tief das alte Rom unter dem neuen begraben liegt. Auf dem Palatin ist, auf einer Stelle der Ruine der Kaiserpalläste, die Villa Farnese wieder Ruine geworden, indeß der Pallast Farnese in Rom in aller Pracht dasteht, und zum Maasstabe der ungeheuren Größe der Peterskirche dient, wenn man weiß, daß der Altar, welcher das Grab des heiligen Petrus deckt, mit seinem Kreuze die Höhe dieses Pallastes hat, und daß gleichwohl dieser Altar in der Peterskirche, gegen die andern ihn umgebenden Gegenstände, so klein erscheint. Der Pallast Farnese ist durch Erbschaft dem Könige von Neapel zugefallen, und steht jetzt öde da. Aus den Trümmern des Kolisseums ist dieser Pallast erbaut. Noch drey andere eben so große Palläste sind aus den Steinen dieses Wundergebäudes aufgeführt worden. Unter Vespasian und Titus mußten die aus Jerusalem herübergeschleppten Israeliten die Steine zum Kolisseum schleifen.

Die neuerliche Überschwemmung hatte alle im Corso zerstreute Bettler auf den spanischen Platz gebracht, und wenn ich da zum Fenster hinaus sah, lagen die Elenden wie Misthaufen hin und wieder zerstreut; nur dadurch, daß sie sich von Zeit zu Zeit bewegten, konnte man sie von den

wirklichen Misthaufen unterscheiden. So hat man hier Pracht und Elend zu gleicher Zeit vor Augen. Ich würde Ihnen, durch M. Brief veranlaßt, auch etwas über die Ruinen des Kapitolinischen Berges geschrieben haben, wenn meine Zeit nicht so beschränkt wäre. Jetzt nur dieß: Auf dem Kapitol steht nun die bronzene Statue von Mark Aurel zu Pferde. Dieß Pferd mit seinem philosophischen Kaiser, der Menschenwohl so innig zu Herzen nahm, ist eins der größten Meisterwerke, und auch aus einer Verschüttung hervorgezogen worden. Auf dem Lateran, wo Mark Aurel geboren wurde und in der Folge seine Villa hatte, fand man diese Statue, und nun steht auf diesem Platze die Scala santa, auf welcher andächtig Büßende auf den Knien hinaufrutschen, und sich so von Sünden zu reinigen glauben.

(Der Beschluß folgt.)

Der Tod als Zwillingbruder des Schlafs.

(Fortsetzung des in No. 46 abgebrochenen Aufsatzes.)

Wie glücklich ist der, in dessen Seele der Glaube an die beseligende Lehre von Unsterblichkeit — die beste, fast möcht' ich behaupten einzige, Stütze in unserm armen Erdenleben — besetzt ist!

Wie voll Zuversicht ist er! Wie ist er voll Wonne!

Wie breitet

Ruh' und Heiterkeit über ihn aus der trostvolle Glaube!

Grab und Verwesung erschüttern ihn nicht! Er lächelt
 dem Sturme
 Der aus nächtlicher Tiefe der Todesthale daher rauscht!

Wie unglücklich muß nicht dagegen der Zustand eines Menschen seyn, den Zweifelsucht und Sophistereien um den Glauben an diese beseligende Lehre gebracht haben, besonders wenn Krankheiten, oder schwindende Lebenskraft, an seinen Tod ihn erinnern, und er nun, rettungslos, schaudernd über den steilen Abhang dieses Lebens hinabschaut in einen tiefen, bodenlosen Abgrund! Was kann der menschlichen Seele schrecklicher seyn, als die Aussicht in ihre Vernichtung; und was elender, als ein Mensch, der, unter Furcht oder Ungewißheit über sein künftiges Schicksal, durch Alter oder Krankheiten, aus seinen bisherigen Zerstreuungen, oder aus seiner Betäubung erweckt, des Todes eisernen Fußtritt sich ihm nähern hört! — wenn das Schiff seines Lebens leck geworden ist, Masten und Segel und Steuer verloren hat, und nun als ein elender Wrack auf dem weiten, unabsehbaren, stürmischen Meere, ohne einmal irgendwo Land zu ahnden, umhertreibt! Er sieht keine Sonne, die in einem andern Leben ihm aufgeht; kennet selbst die Freuden süßer Vermuthungen nicht; nicht den Becher des Trostes, den die Religion dem Unglücklichen mit wohlthätiger Hand darreicht; keinen Hafen, der den Schiffbrüchigen aufnimmt! —

Ungewißheit! du wirfst mit deiner schrecklichsten
 Unruh
 Ihn wie auf Wogen umher, wenn hoch im Sturm sie
 sich thürmen.
 Selbst das eigene Herz verhärtet er gegen sich selber;
 Er verschließt es dem Trost: denn ach! er mag sich nicht
 trösten.
 Nichtseyn forscht sein Verstand. Er denkt der fernesten
 Zukunft

Wie dem Vergangnen voll Zweifelsucht nach. Vor
 Schaut in der Irre des Grübelns er undurchdringliches
 Und kein Strahl, dem Herzen zur Ruh', zertheilset die
 Ängstliche Zweifel nur zeigen sich ihm, vereint, ihn zu
 Und mit ihnen nahet der Tod. Kein freundlicher Aus-
 Und kein Führer, wird ihn den Labyrinthhen ent-
 Kläglich verloren im finstern Gewirr sadducäischen
 Daß kein Engel noch Geist sey, noch Auferstehung
 In den Tiefen der Angst, die seine Seele verschlingen;
 Hier nicht Befreyung vom Tode, und dort nicht Hoff-
 Lieget trostlos er da, auf ihm diese Hölle, von allen
 Ihren Qualen gedrückt! Wie ein losgerissenes Fels-
 Preßt und quetschet sie ihn! sie stürzt in den Abgrund
 Tod auf Tod ihm, ewigen Tod, stets heißer hin-
 Unter Tantalischen Qualen und Sisyphus
 Wird er ein ärgerer Mörder als Cain; er richtet den
 Gegen sein eigenes Herz, und tödtet, ach! selbst seine
 Ruhe. — —

Eingebildete Starkgeister mögen immerhin
 durch Spitzfindigkeiten den mir so theuern Glau-
 ben an Unsterblichkeit zu untergraben und umzu-
 stürzen suchen, oder gar als ein phantastisches Un-
 ding verwerfen; mir gewährt er Trost und
 Beruhigung, und das ist hier für mich genü-
 gend. Möge man auch das ganze Menschenges-
 schlecht für weiter nichts halten, als für Einen
 Zahn in dem großen Räderwerke der Natur, und
 den einzelnen Menschen für eine bloße Faser dieses

Einen Zahn; so glaube ich doch, daß er in diesem großen Räderwerke, wenn es richtig gehen soll, eben so nützlich, wo nicht unentbehrlich ist, als jede Faser an einem Zahne eines richtig abgemessenen und eingerichteten Räderwerks einer Uhr, welches, wenn diese Faser abgerieben oder losgetrennt ist, seinen richtigen Gang verliert. Auch muß ich offenherzig bekennen, daß ich mir eine Nullität und ein Nichtseyn (das Entgegengesetzte des Seyns) überhaupt nicht, und eben so wenig ein Nichtseyn und eine Nullität, als Attribut meiner Seele, die ich für ein unvernichbares, ewig dauerndes, positives Etwas halte, und zu deren Attributen, nach meinen Begriffen, Seyn und Realität vorzüglich gehören müssen, denken könne.

So wenig ich unsre Geisteskraft selbst, sondern nur ihre A u s s e r u n g, oder A u s ü b u n g, von der Beschaffenheit oder von dem Zustande des Körpers für abhängig halte; eben so wenig ist es mir denkbar, daß unsre Geisteskraft, als Kraft oder Streben betrachtet, aufhören werde, wenn ihre V e r b i n d u n g mit diesem Körper, dem bisherigen B e h i k e l ihrer A u s s e r u n g e n, aufgehoben wird. Und obgleich das gegenwärtige Leben, und dessen Genuß und Erhaltung, unsre g e g e n w ä r t i g e Bestimmung ist; so glaube ich doch, aus mehreren Gründen, nicht, daß es unsre e i n z i g e Bestimmung seyn könne, sondern daß unser Ich noch a n d e r e, über dieses Leben hinaus gehende, Bestimmungen haben müsse, die seiner Natur gemäß sind; — daß der Zweck unsers D a s e y n s nicht bloß auf den Genuß oder die Verabscheuung der von uns hier abgeordneten äußern Gegenstände e i n g e s c h r ä n k t sey, sondern daß vielmehr unsre ohnehin immer weiter strebende Geisteskraft, so wie

sie hier durch die äussern Gegenstände in Thätigkeit gesetzt wird, und Stoff zu Vorstellungen, Empfindungen und Handlungen erhält, in andern und erweiterten Sphären ihrer Wirksamkeit, auch andere und erweiterte Verbindungen mit äussern Gegenständen erhalten könne und werde.

Zwar können unsre Ideen über diesen Gegenstand, bey unsern Nachforschungen hier, und in unserm gegenwärtigen Zustande, nicht zu völliger Bestimmtheit und Klarheit gebracht werden; aber das sollten sie auch nicht. Sie gehören zwar zu unserm weitem Zwecke, allein das jezige Leben ist doch unser gegenwärtiger und nächster Zweck. „Sähen wir — sagt Keimarus in seinen Abhandlungen von den vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion — unsern künftigen Zustand so klar vor Augen, als man das Ufer an der andern Seite eines Flusses sieht: so würden wir gewiß immer dahin schielen, und uns des gegenwärtigen Lebens nicht so annehmen, als wir sollen; wir würden das, was in der gegenwärtigen Verknüpfung gethan werden soll, versäumen, oder mit Unlust thun, und die Stufen, durch welche wir gehen sollen, zu überspringen suchen. Es war also sehr weislich und nöthig so eingerichtet, daß in jenen Ausichten noch etwas Schwebendes, mit Nebel Bedecktes blieb. Genug, daß wir schon soviel davon durchschimmern sehen, daß unser Verstand sich zu seiner Würde erheben, und unsre Hoffnung beleben kann.“

Mögen hier, in dem Lande der Einschränkung, bey meinem Forschen nach Wahrheit, auch noch so viel Dunkelheiten und unauflosbare Räthsel für meinen Verstand übrig bleiben: dort, wohin ich auch immer versetzt werden möge, wird, wie ich hoffe, auffer einer dauerhaften Gemüthsruhe, der

nothwendigen Folge meiner immer mehr und mehr erhöhten moralischen Bervollkommnung, ein großer Theil meiner Seligkeit darin bestehen, daß, bey gleichfalls immer mehr und mehr erhöhten geistigen Kräften und verfeinerten Sinnen, meine Kenntnisse immer mehr entwickelt, erweitert und berichtigt werden; daß alles nach und nach klar und aufgedeckt werden wird vor den Augen meines Geistes. Denn:

Wahrheit trinken ist in diesem Thale,
Ist in jenen Höh'n des Daseyns Glück.

Dort hoffe ich zu erfahren, was wahre Philosophie und Religion ist. Hier suche ich Licht, und finde fast überall Finsterniß oder täuschendes Zwenlicht, Schul- und Kompendiantand, geschraubte Systeme, Theorien und Lehrsätze, und viel leeres Gerede: dort wird anbrechen das helle Licht der Erkenntniß; wird mir begreiflich werden, was ich hier noch nicht zu fassen vermochte.

(Der Beschluß folgt.)

Und diese drey sind eins.

Drey Schöppen sind in Samarkand
Und doch nur eins dabey. —
Versuch es und gieb mit Verstand
Sie nehmen alle drey.

Die schon vor mehreren Wochen eingelaufenen „Wanderungen durch Kurland“ können erst im künftigen Jahrgange abgedruckt werden. Ich ersuche aber den Herrn Verf., mir bald möglichst die Fortsetzung oder, noch lieber, den ganzen Aufsatz zusammen zu lassen.

Der Red.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lectüre

in Rußland.

No. 49. Mitau, den 4. December 1805.

Decet affectus animi neque se nimium erigere, nec subjacere
serviliter.

Cicero.

Literatur.

Neuverbesserte lettische Kirchen=Agende.
Von A. F. Stender.

(Fortsetzung der in No. 48 abgebrochenen Recension.)

Nun kommen wir aber zu dem allerschwächsten Theile dieser Agende, die Fürbitten. Diese haben fast nur den einzigen Vorzug der Kürze, der aber gegen weit wichtigere Mängel viel zu gering ist, als daß er selbige auch nur einigermaßen ersetzen könnte.

In dem Gebete für die Täuflinge ist auch nicht der kürzeste Wunsch für die gewissenhafte Erfüllung der unerläßlichen hohen Pflichten von Seiten der Ältern, ihr Kind weise und gottgefällig zu erziehen, enthalten, was doch, in ein herzliches Gebet zu Gott eingekleidet, schon zur Belehrung und Erwärmung der ganzen Gemeinde, und insbesondere

derer in derselben, die selbst Kinder haben, sehr passend wäre. Die Fürbitte für die so genannten Erstlinge, d. h., eben erst konfirmirten jungen Christen, die doch nun, nach den allgemeinen liturgischen Verordnungen, überall öffentlich in der Kirche ihr Glaubensbekenntniß ablegen, und als erwachsene, freywillige Bekenner der Religion Jesu feyerlich aufgenommen und im Glauben bestätigt werden sollen, und die dann zum erstenmal das Abendmahl des Herrn mit der Gemeine feyern, sollte wohl von Rechtswegen nicht so ganz kurz abgemacht, nicht mit der Fürbitte für alle übrige Kommunikanten, ohne Unterscheidung der ersten, verbunden werden, wie es hier geschehen ist. Auch sollte diese Fürbitte für die Kommunikanten überhaupt nicht so dürftig ausgefallen seyn, wie man es hier findet. An ächter, rührender Herzlichkeit ist ohnehin in allen diesen Gebeten fast gar nicht zu denken.

Daß die Fürbitte für die Kranken so abgefaßt ist, daß sie nur für diejenigen paßt, die auf dem Krankenbette das Nachtmahl empfangen haben, ist ein großer Mangel dieser Agende. Soll nur für solche Kranke öffentlich gebetet werden, die unter diese Kategorie gehören: so kann das einen, oft bloß in falschen Vorurtheilen und im Aberglauben gegründeten, und eben daher nicht selten nachtheiligen Gebrauch, den kluge Prediger durch weise Belehrungen immer mehr zu vermindern

suchen, bey den Letten noch mehr befestigen. Oder soll wirklich für andere Kranke, die das Abendmahl in ihrer Krankheit nicht empfangen, gar nicht öffentlich gebetet werden? Rec., für seinen Theil, sieht den Grund davon nicht ein; nur müssen solche, wie alle Gebete, besonders die um bestimmte Gnadenerweisungen der Gottheit, mit Weisheit, d. h. mit Rücksicht auf wahre, heilsame Erbauung für die Gemeine abgefaßt seyn.

Die Formel am Schlusse der Gebete: Dann wollen wir dich preisen u. s. w. (das heißt doch: wenn du unsere Wünsche — deren Erfüllung aber, wenn man sich nicht auf die Weisheit Gottes bezieht, uns oft selbst nachtheilig werden könnte — erfüllst) diese Formel muß in jedem guten Gebete, das uns in jedem Verhältnisse Vertrauen zur Vorsehung einflößen soll, durchaus vermieden werden.

S. 32. No. VI. kommt in der Abkündigung von Sterbefällen sogar auch etwas der römisch-katholischen Seelmesse ähnliches vor. Der Verfolg dieser Abkündigung, dergleichen überhaupt ganz schicklich in ein Gebet für die Leidtragenden und in eine Ermahnung für alle, sich auf ihren Abschied von dieser Welt und ihren Übergang in eine bessere würdig vorzubereiten, übergehen können, paßt aber nur für solche Verstorbene, deren Wandel bekanntermaßen eben nicht der beste gewesen, und wo wir es, selbst nach der christlichen Liebe, nicht

wagen dürfen, über ihr künftiges Schicksal vortheilhaft zu entscheiden. In jedem andern Falle findet es schon die christliche Liebe, die sowohl das Andenken eines Verstorbenen schonet und ehrt, als auch an dem Schmerze der Nachgebliebenen Theil nimmt, und ihn zu mildern sucht, schicklicher, das Leiden der Trauernden durch solche Zweifel nicht zu erschweren, vielmehr dem Hingeschwundenen Ruhe im Grabe, und ein seliges Loos in jener Welt nicht nur zu wünschen, sondern dieß auch von der Gnade Gottes gewiß zu erwarten. Daher wären mehrere Formulare von Abkündigungen dieser Art, so wie auch mehrere Formulare von Gebeten auf besondere Fälle, in einem Buche wohl sehr zu wünschen, das denen Predigern, die aus Mangel an Zeit oder aus andern Ursachen dergleichen nicht selbst aufsetzen können, diesen Mangel ersetzen, und jungen Predigern, wie auch den sich zum voraus übenden Kandidaten zum Leitfaden in solchen Amtsgeschäften dienen soll.

Übrigens drückt alle in dieser Agende enthaltenen Gebete und Danksagungen der Hauptmangel, daß in denselben auf den wichtigen Punkt, der in den neuen liturgischen Verordnungen S. 32 und 33 den Predigern sehr weise aus Herz gelegt wird („Endlich aber müssen alle Fürbitten und „Danksagungen so abgefaßt werden, daß sie immer darauf führen, wie der Mensch nicht müßig „alles von Gott erwarten, sondern eifrig auch das

„Seinige thun muß.“) fast nicht die allergeringste Rücksicht genommen worden ist. Jedes Gebet soll, wenn es werth ist, christliches Gebet zu heißen, und nicht nur im standhaften und freudigen Vertrauen auf Gott, sondern auch in dem redlichen Vorsatze stärken, alle uns obliegende Pflichten, insbesondere auch in Beziehung auf den Gegenstand des Gebets, treu und gewissenhaft zu beobachten; als aus dem Geisterreich entsprossene, Gott verwandte Wesen voll himmlischen Sinnes, der uns das Erdenleben als Vorbereitungs-Zeit und Sphäre betrachten läßt, immer rechtschaffen, fromm und selbstthätig zu seyn; den Beyfall des eignen Gewissens und die Gnade Gottes, die dem Rechtschaffnen nie mangeln wird, für unser größtes Gut zu achten, und so, durch weise und liebevolle Thätigkeit für unser eignes und der Brüder Wohl, und für die Erwerbung wahrer Würde, mit Ernst und Eifer nach dem Höhern zu streben. Auf dieses religiös-rechtschaffene und selbstthätige Verhalten muß nun vor allen Dingen in den Fürbitten und Dankgebeten, welche öffentlich vor der Gemeinde geschehen, und in einer Menge Menschen richtige Begriffe und heilsame Gedanken und Entschließungen erwecken sollen, Rücksicht genommen werden. Solche Gebete müssen, insbesondere wenn sie von Schwachen, aber dabey Wohlmeinenden, die sich in einer bestimmten Angelegenheit dem Schutz und Segen des Höchsten empfehlen, gefordert werden,

die fromme Gefinnung und Absicht der ein solches Gebet wünschenden Person kurz darlegen, oder wenigstens darauf hinwinken und zu frommen Entschlüssen und Vorsätzen in Beobachtung alles dessen ermuntern, was dem Menschen selbst zu thun obliegt. Auch das, was auf das bloß Zeitliche und Irdische in solchen Gebeten, die man bisweilen der menschlichen Schwäche nicht versagen kann, Bezug hat, muß von der Seite und auf diese Weise behandelt werden, daß es auf Herz, Gefühl und Verstand wohlthätigen Einfluß hat, sowohl für den die Fürbitte verlangenden selbst, als auch für die ganze Gemeine. Wo dieses verabsäumt wird, da nützen solche Gebete nicht nur gar nichts, sondern sie stiften unstreitig auch bedeutenden Schaden; indem sie den müßigen Aberglauben, der auf unvermittelte, wunderbare Hülfe hofft, unterhalten, und zu keiner eignen Anstrengung und klugen Thätigkeit, zu keinem Streben nach wahrer Würdigkeit ermuntern. Bloß die große Wichtigkeit des Gegenstandes hat es dem Rec. zur Pflicht gemacht, sich darüber weitläufiger auszulassen, als man es vielleicht bey der Beurtheilung eines so kleinen Werks erwartet hat.

Die übrigen Formulare und Vorschläge dieser Agende, in Beziehung auf die Introduction der Prediger, auf die Einweihung neuer Kirchen, und auf Kirchenvisitationen sind recht gut.

Nun aber wird es auch nöthig seyn, eine sehr

schwache Seite in dieser Abgunde zu rügen, und diese ist, die häufige Fehlerhaftigkeit der Sprache. Zwar ist der Styl meist überall populär und verständlich; aber so manches fehlerhafte, oder doch unrichtig gebrauchte Wort, so manche falsche Verbindung hindert bisweilen auch die letzte gute Eigenschaft des Styls; und dann ist ja doch die erste Anforderung, die man an jedes schriftstellerische Werk, besonders aber an ein solches, das zum Gebrauch für Gelehrte — denn die Prediger sind es ja — bestimmt ist, mit Recht machen kann: Richtigkeit der Sprache. Dieser Mangel aber muß hier um so mehr und ausführlicher gerügt werden, da man sonst dem Rec. unerwiesenen Tadel vorwerfen und überdieß das Beispiel dieser Abgunde, so wie mehrerer andern lettischen Schriften desselben Verfassers, der, als der Sohn des ersten Begründers der lettischen Literatur, und selbst großen lettischen Schriftstellers, unsers verewigten ehrwürdigen alten Stenders, schon ein günstiges Vorurtheil für sich hat, auch andere leicht zu schrankenloser Nachahmung, und zu gleicher Nachlässigkeit in dieser Sprache verleiten könnte. Es ist wirklich zu bedauern, daß der Herr Verfasser dieser Abgunde, ein übrigens sehr achtungswerther Mann, der auch insbesondere in der lettischen Sprache sehr viele Fertigkeit hat, sich zu wenig Zeit nimmt, gar zu sehr mit seinen schriftstellerischen Arbeiten zu eilen scheint, und

daher nicht nur, was den Inhalt betrifft, unvollkommnere Werke liefert, sondern auch auf grammatikalische Richtigkeit, auf den richtigen Ausdruck, und auf die Eigenheiten der lettischen Sprache oft so wenig Rücksicht nimmt.

Hier folgen nun die Belege zu der Behauptung, daß man an der lettischen Sprache des Hrn. Verf. der Agende mit Grunde sehr viel auszufehen findet.

Das Wort *kreetš*, das S. 18, 19, 39 zweymal und S. 40 vorkommt, ist gar kein lettisches Wort. Dem ehrwürdigen Gründer der lettischen Literatur, unserm nun schon aus höhern Sphären auf uns herabsehenden alten Vater Stender, und jedem ächten Kenner des Lettischen, so wie jedem National-Letten, heißt es *kreetnš*. Allein die Bedeutung dieses Wortes ist nicht gerade: gut, ächt, rechtschaffen; sondern: anständig, wohl anständig, auch von feinen, äußern Sitten und ganzem Betragen, worauf auch schon die im Stenderschen Lexikon angegebene Bedeutung des Gegentheils, *nekreetnš*, hinweist. Und somit wäre auch selbst dieses richtige Wort, in allen Stellen dieses Buchs, wo es vorkommt, unrichtig angewandt. An dessen Stelle muß allenthalben, wo hier sein unächter Bruder gebraucht wird, entweder *ihšš*, *pateefišk*, *taifnš*, oder auch, wie S. 8 u. 19, *firfnigš*, und wo es S. 39 zum zweytenmale vorkommt,

gohdigß, oder auch gudrß un gohdigß gesetzt werden.

K. G. Elverfeld.

(Die Fortsetzung folgt.)

Bermischte Aufsätze.

Vulkans Hunde, welche die Gabe hatten, Keusche und Unkeusche zu unterscheiden.

Auf dem Berge Aetna befand sich ein dem Vulkan geweihter Tempel, welcher von Hunden bewacht ward, die, wie die Geschichtschreiber sagen, einen so ausnehmend feinen Geruch hatten, daß sie unterscheiden konnten, ob die Personen, die dahin kamen, keusch oder unkeusch waren. Den Keuschen liefen sie freundlich und wedelnd entgegen und schmeichelten ihnen, als Freunden ihres Herrn, des Vulkan; die Unreinen aber fielen sie wüthend an, und hörten nicht eher auf zu beißen und zu belzen, als bis sie diese aus dem Tempel verjagt hatten.

In dem bekannten und zu seiner Zeit sehr beliebten „Englischen Zuschauer“ wird, aus einem angeblich alten Manuscript, das der Herausgeber jenes Blattes jedoch selbst nicht für ächt, sondern für das Werk eines neuern Sophisten hält, folgendes von den erwähnten Hunden gemeldet:

„Diese Hunde wurden dem Vulkan von seiner Schwester Diana, der Göttin der Jagd und der Keuschheit, geschenkt. Sie waren von der Zucht

einiger ihrer eignen Jagdhunde, an denen sie diesen natürlichen Instinkt und feinen Geruch bemerkt hatte. Man glaubte, sie habe es der Venus zum Poffen gethan, die, wenn sie nach Hause kam, ihren Mann, den Vulkan, immer bey guter oder übler Laune fand, je nachdem sie von seinen Hunden empfangen ward. Sie lebten verschiedene Jahre lang im Tempel, waren aber so beißige Kläffer, daß sie die meisten, welche sonst den Tempel zu besuchen pflegten, wegschreckten. Die Weiber von Sicilien schickten daher eine feyerliche Deputation an den Priester und ließen ihm bekannt machen, daß sie nicht ferner mit ihren jährlichen Opfern zum Tempel kommen würden, falls er seinen Bullenbeißern keinen Maulkorb anlegte. Endlich verglichen sie sich mit ihm dahin, daß das Opfer künftig immer durch ein Chor junger Mädchen, deren keins über sieben Jahr alt wäre, gebracht werden sollte. Wunderbar war es anzusehen (sagt der Verfasser) wie die Hunde diesen kleinen Jüngferchen auf eine ganz andere Art begegneten, als vormals ihren Müttern. Ein König von Syrakus, der ein junges Frauenzimmer geheirathet hatte, und sehr eifersüchtig war, soll durch vieles Geld die Priester des Tempels dahin vermocht haben, ihm einen jungen Hund von dieser berufenen Zucht zu überlassen. Der kleine Kläffer war anfangs so ungezogen gegen die schöne Dame, daß sie ihren Gemahl bat, ihn fortzuja-

gen; aber der gute Herr fertigte sie ganz kurz mit dem alten sicilianischen Sprichworte ab: Liebst du mich, so liebst du auch meinen Hund. Auch die andern Damen von Syrakus mußten sehr viel von ihm ausstehen, und verschiedene, die im besten Ruf standen, wollten durchaus nicht eher wieder an den Hof kommen, als bis er fortgeschafft wäre. Es gab zwar einige, die seiner feinen Nase trotz boten; allein man bemerkte demungeachtet, daß, wenn er sie gleich nicht biß, er sie doch sehr böshaft anknurrete. Doch, wieder zu den Hunden des Tempels zu kommen: nachdem sie hier lange Jahre in großem Ruhm und Ansehen gelebt hatten, trug es sich zu, daß sie einen der Priester selbst, welcher bey einer auf dem Vorgebirge Lilybeum wohnenden Wittwe einen mildthätigen Besuch abgelegt hatte, als er des Abends spät nach Hause kam, mit der äußersten Wuth anfielen, und ihn zerrissen haben würden, wenn seine Mitbrüder ihm nicht zu Hülfe geeilt wären; worauf man denn die Hunde, weil sie, wie hieraus ganz offenbar erhellt, ihren ursprünglichen Instinkt verloren hatten, insgesammt aufhing.“

Der hãmische Herausgeber des Zuschauers setzt noch hinzu: „Ich wünschte, daß wir einige Hunde von dieser Zucht in Großbritannien haben möchten; sicher würden sie unsern Landsmänninnen Gerechtigkeit, ich sollte sagen, Ehre, widerfahren lassen, und der Welt zeigen, welch ein

großer Unterschied zwischen heidnischen Frauenzimmern und solchen ist, die in gesunden Grundsätzen der Tugend und Religion auferzogen sind.“

Mag dieß damals in England wünschenswerth gewesen seyn! Wir kennen unsre heutigen Damen gewiß zu gut, um jenes Hundetalent nicht ganz überflüssig zu finden.

¶

Der Tod als Zwilling Bruder des Schlaf.

(Beschluß.)

Höhere Abstraktionen und apodiktische Gewisheit — so scheint es — liegen, so lange wir hier wallen, aufferhalb der Sphäre unsrer Erkenntniß, scheinen nicht für dieses Leben geeignet; wir können sie jetzt noch nicht tragen. Mit allem unserm Philosophiren, Spekuliren und Grübeln, kommen wir hier doch nur selten, und nur in wenig Fällen, außs Reine; dort, glaub' ich, werden wir über manches lächeln, worüber wir uns hier die Köpfe zerbrochen, uns wohl gar gezankt und angefeindet haben, und werden alles klarer sehen. Hier scheint die Wahrheit, ohne Schleier, unser nur für ein schwaches Licht gebildetes Auge zu blenden. Hier ist mein Geist gleich dem Schiffwächter im Mastkorb auf dem weiten wogenden Ocean des Lebens, unter Brandungen und Klippen, wo der reißende Strom uns aus einer Charybdis in eine Scylla zu schleudern droht: über ein Kleines hoff' ich glücklich einzulaufen in den ersehnten Hafen der Sicherheit und Ruhe.

Wie erhaben und schön, und welche Aussicht an Aus-
sicht

Immer ins Ewige! Welch' ein steigender Tempel,
 Über die Sonnen hinaus, zum Throne gebaut; — doch
 ruht er
 Auf der Natur!

Ha! wie erhob sich mein Herz, wenn ich an einem
 schönen Frühlingmorgen, bey'm Schimmer des
 freundlichen Morgenroths, da stand, auf einem von
 Deutschlands hohen Gebirgen: über mir das blaue,
 ätherische Himmelsgewölbe; — vor mir, und um
 mich, eine weit ausgebreitete Landschaft, noch ein-
 gehüllt in ein dämmerndes Zwenlicht, das sich nach
 und nach in hellen goldnen Sonnenschein auflösete;
 nach und nach hervortretend aus dem über sie aus-
 gebreiteten Nebel; allmählig entfaltend die man-
 nigfaltigen Schönheiten der wieder erwachenden,
 wieder auflebenden Natur, in ihrem schönen, dem
 Auge so erfreulichen, grünen Gewande, mit dem
 Brillantenglanze der tausend und tausend Thau-
 tropfen, die an Blättern und Halmen und Gräsern
 schimmerten, mit der Blüthenweihe, mit Flüssen und
 mit Dörfern und Städten mit ihren hervorragenden
 Thürmen: — vor mir, und um mich, weidende
 fröhliche Heerden und Jubelgesänge der Vögel,
 emsiges Gewühl des Landmanns und Wiederhall
 der Freude, und die Natur in ihrer Pracht und
 Fülle; das lebende Wehen der Lüfte und das sanfte
 Säuseln des Windes durch die Blätter und in den
 Wipfeln der Bäume, als wenn mich Geister um-
 rauschten: — einathmend die reinen, erfrischen-
 den, die Lebenskraft stärkenden Lüfte, und die aus
 Gebüsch und Auen emporsteigenden, balsami-
 schen Düfte: — in der unabsehbaren, bläulichen
 Ferne, Berge und Wälder, die meine Aussicht be-
 gränzten. Dann erhob sich mein Auge, gestärkt
 und erquickt durch den Anblick dieser herrlichen
 Scene, langsam empor, nach dem schönen, azur-

nen Himmel, und mein Geist schwang sich in glühender Andacht hinauf zu dem Allgütigen, der diese Freuden uns schuf; mein Herz strömte über von Wohlgefühl; entzückt vergaß ich der Gegenwart, und versank in den großen, nicht zu fassenden Gedanken an Ewigkeit, und in den unermesslichen Raum. — Oder, wie ich vor einigen Jahren, an einem schönen Sommerabende, heilige Stille um mich her, mit Moseß Mendelssohns Phädon in der Hand, auf der Anhöhe von Strelna *) da saß, den Pallast — ein Bild der Hinfälligkeit, aber doch noch die Spuren dessen an sich tragend, was er vormals gewesen war, — hinter meinem Rücken; vor mir den Finnischen Meerbusen, in den sich die prächtige Sonne allmählig untertauchte, und nach ihrem Untergange noch eine Zeitlang einen sanften Schimmer am Horizonte zurückließ; und dann, nach einer kurzen kaum bemerkbaren Dämmerung, schon wieder anbrechende Morgenröthe und werdender Tag und neues Erwachen der Natur, — ein schönes Bild des allmählichen Hinschwindens unsers Lebens, des Seelenschimmers auf dem Antlitz des Verstorbenen, und des Übergangs in einen andern Lebenszustand. — Meine Seele, durch das Lesen des Phädon, und durch diesen herrlichen Anblick, zu höhern Ideen gestimmt, erhob sich, gleichsam entkörpert, in die Wohnungen höherer Geister, in ein Land jenseits, wo ein ewiger Frühling blüht, und alles schön und entzückend ist. Nachdem ich nach dieser Extase mich wiederum in dem auch schönen Lande diesseits gewahrte, stand ich auf, ging

*) Ein dem Großfürsten Konstantin zugehöriges, 18 Werste von St. Petersburg entferntes, jetzt wieder ausgebautes Lustschloß, mit schönen Anlagen, nahe am Finnischen Meerbusen.

in den Vorhof des Pallastes, wo ein Echo die Stimme des Rufenden mehrmals deutlich wiederhallet; rief: schlafen und wieder erwachen! sterben und auferstehen! — und: schlafen und wieder erwachen! sterben und auferstehen! hallte es wieder vom mehrfachen Echo. — Dann setzte ich, mit einem gleichsam überirdischen Gefühl, das mein ganzes Inneres durchglühte, mich wieder hin auf die Anhöhe, und sah, erfrischt durch die Kühle des Morgens, die herrliche Sonne, das schöne erquickende Bild dessen, der nicht fern ist von einem Jeden unter uns, und in welchem wir leben, weben und sind, mit verjüngtem Glanze in der Ferne allmählig wieder hervorgehen, die ganze Natur nach und nach gleichsam von neuem erwachen und auferstehen, und genoß, in diesen feyerlichen Stunden der Andacht und Herzensergießung, eine Sonne, deren Andenken noch jetzt meine ganze Seele erfüllt.

Weit entfernt also, daß der Tod mir schrecklich seyn sollte, ist er mir vielmehr Absonderung meines Ichs von seiner gegenwärtigen Hülle; Vollendung meiner hiesigen Laufbahn; Übergang zu einem fortgesetzten, verfeinerten, vollkommnern und glücklicherm Seyn; — ein Untertauchen der Sonne, um wieder hervorzubrechen hinter Gebirgen; und sein personificirtes Bild — nicht ein hohlleibiger Knochenmann, sondern der holde, freundliche Jüngling, der Bruder des Schlags; der Wegzieher des Vorhangs, der vor der Zukunft hängt; unsers Asmus Freund Main, der sanft und linde löset die Schmachtsriemen dem Waller.

Elevogt.

Vom ewigen Frieden.

Als ich von meinem Weibe mich geschieden,
Da erst begriff' ich Kant „vom ew'gen Frieden.“

Suum cuique.

Die Recension meines nordischen Almanachs in No. 47 der W. U. könnte vielleicht manchen glauben machen, daß an ihm nur das Titelblatt und die Vorrede mir gehören, indem es darin heißt: „ich hätte eine Gesellschaft u. s. w. zur Herausgabe desselben vereinigt.“ — Suum cuique! Und da kann ich nur folgende Aufsätze als solche nennen, die ich einer fremden Hand danke: Herzog Jakob, ferner Theodor Reinking, nebst der Beschreibung des letzten Kupfers (Ansicht des Schlosses zu Bauske), und Patkuls Charakteristik. Zu allen übrigen hingegen muß ich mich als alleinigen Verfasser bekennen, mit Ausnahme von ein Paar liefländischen Anekdoten, die mir ihrem wesentlichen Inhalte nach zur Einkleidung mitgetheilt worden sind. Der kleine Anhang von Gedichten charakterisirt sich schon durch die Überschrift als eine — Lese. Dasselbe möchte ich indeß nicht gern von dem ganzen übrigen Büchlein gelten lassen, weil sonst mancher verleitet werden könnte, es für eine literarische Sparbüchse zu halten. Ich bemerke dieß hauptsächlich der Schwachen wegen, und weil ich alle freywillige milde Gaben — der verrufenen Scheidemünze und der vielen Heller und Pfennige wegen — fürchte.

Albers.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 50. Mitau, den 11. December 1805.

Scire tuum nihil est, nisi te scire hoc sciat alter.
Persius.

Literatur.

Russischer Merkur. Eine Zeitschrift, herausgegeben vom Probst Heideke, Riga, bey C. W. A. Müller. Drittes Stück, 170 S. mit 2 Kupf. Viertes Stück, 166 S. mit dem Plane von Odessa und einer Karte. Fünftes Stück, mit der fortlaufenden Seitenzahl des vierten Stück's von 167 bis 302. und einem Kupf. gr. 8.

Dieses Journal, das mit seinem Fortgange auch seinen Ruhm und den Beyfall, den es gefunden, immer mehr bewährt, bedarf jetzt, wo es überall gekannt und verbreitet ist, keiner weitem Empfehlung. Indem man sich daher auf die Beurtheilung der beyden ersten Stücke desselben in No. 29. der B. U. bezieht, und auf die ehrenvolle Anzeige, die es in mehrern auswärtigen Blättern erhalten hat, hinweist, begnügt man sich hier bloß, das

Publikum von der Erscheinung der obenangeführten Stücke zu benachrichtigen, die, wo möglich, noch gehaltreicher als ihre Vorgänger ausgefallen sind. Aus dem dritten Stücke wollen wir nur auf den Artikel „Über das Schicksal der nach den Nertschinskischen Bergwerken in Sibirien Exilirten“ und aus dem vierten, auf die „Briefe über Italien, verdeutsch von Lächner in Moskwa,“ so wie auf „Lafonin's Verweisung nach Sibirien“ aufmerksam machen. Das fünfte Stück aber hat in einem Aufsatz des Herrn Hofraths und Professors v. Schlözer zu Moskwa: „Über die Ursachen der im russischen Reiche immer höher steigenden Theuerung der Landesprodukte, und die Mittel, solche wiederum zu vermindern,“ der den größten Theil des Hefts einnimmt, eine Zierde erhalten, die ihm den Rang vor allen andern sichern dürfte. So wenig auch die übrigen Artikel (als: Gegenstände für Künstler aus der russischen Geschichte; Andreew's Exil; des Grafen Kasumovskij botanischer Garten in Gorinka u. a. m.) dem erwähnten Aufsätze an Gehalt und allgemeinem Interesse nachstehen; so möchte doch er vorzüglich unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. — Man sieht mit Ungeduld den folgenden Heften entgegen, und bedauert nur, daß das Journal so langsam fortrückt und die

Stücke — wenigstens in unsern Gegenden — so spät erscheinen.

— 8.

Neuverbesserte lettische Kirchen=Agende.
Von A. J. Stender.

(Fortsetzung der in No. 49 abgebrochenen Recension.)

S. 12, Patgalwiba, dusmas un niknumš, tikko rahdahš, lausamš un apflahpštamš. Ohne hier noch zu erwähnen, daß, da hier mehrerer Unarten gedacht wird, die Participia im Plurali stehen müßten, wollen wir nur die Unrichtigkeit der Wörter lausamš und apflahpštamš rügen. Alle participia fut. pass. werden vom praes. activi nach den Regeln der lettischen Sprache formirt, und da dieses von laust, lauschu heißt: so muß hier das particip. fut. pass. lauschamš heißen. Apflahpht ist ein verb. neutr., und zwar potentiae passivae. Solche Verba können schon ihrer Natur nach kein partic. fut. pass. haben. Hier aber ist ein wirkliches, vom transitivo abgeleitetes partic. fut. pass. erforderlich; das transitivum aber, welches das hier erforderliche geben kann, heißt apflahpht, dessen praes. apflahpeju; folglich muß es hier apflahpejamš heißen.

Auf derselben Seite: no winna augstu gohdu, ist falsch, und muß heißen augsta gohda; da no

nur den Genitiv regiert. S. Stenders lettische Grammatik von 1783. S. 127.

S. 16, in: par ko wiņš, atmohdees 2c. geht, nach den Regeln der Sprache überhaupt, wiņš, auf das subst. agens, oder das Subjekt: Deews, was doch nicht seyn soll. Es muß daher heißen: par ko šis, oder: par ko Adams 2c.

S. 17 würde, statt: ar to brihniskū augloščanu, (welches letztere Wort ohnehin mehr einen aktiven Sinn hat,) besser das verb. concret. gebraucht worden seyn. Am schicklichsten aber wäre hier die Anführung der eignen Worte der Schrift: auglojeetes und wairojeetes. — Statt zilwežibas, welches im Lettischen mehr die menschliche Natur bedeutet, wäre hier auch wohl besser: tabš zilweku=tautā. — Hier findet sich auch, beyläufig gesagt, ein richtiges Beyspiel, daß der Lette wirklich einen Artikel hat, und daß taš, ta nicht immer ein bloßes pronom. demonstrat. ist. Zwar ist es richtig, daß der Lette den Artikel sehr selten braucht; aber er braucht ihn doch auch bisweilen, und dieß geschieht besonders auch in dem Fall, wenn der Genitiv hinter das subst. regens gesetzt wird, als welcher dann immer den Artikel bekommt, mit der einzigen Ausnahme, daß es nur dann nicht geschieht, wo wegen eines, den Artikel immer ausschließenden, vor dem Genitiv stehenden pronom. possess, derselbe nicht statt finden kann. Gewöhnlich setzt der Lette den Genitiv vor

daß subst. regens, und da muß der Artikel immer wegbleiben; denn der Genitiv verfließt mit dem regierenden Substantiv fast zu einem Worte. Wo aber entweder vor dem regierten Genitiv noch ein anderer Genitiv, oder ein Adjektiv steht, auch wohl wo, wie hier, daß subst. regens noch ein Adjektiv vor sich hat: da folgt der Genitiv meist immer hinterher, und muß dann den Artikel haben. Auch wenn mehrere Genitive regiert werden, müssen sie alle erst folgen, und der erste bekommt den Artikel. Von den beyden ersten Fällen mögen hier die beyden Beispiele stehen: par panahšchanu tahš Deewa schehlastibas, und: par eemantofchanu tahš muhschigas dšihwofchanas, wo der Lette wohl weit seltner: par Deewa schehlastibas panahšchanu, und: par muhschigas dšihwofchanas eemantofchanu, sprechen wird. Wären in der Stelle quaest. zilweziba und auglofchana die rechten Wörter, so könnte es allenfalls auch wohl heißen: ar to brihnischku zilwezibas auglofchanu. Härter wäre es schon, wenn man sagte: ar to brihnischku zilweku = tautas auglofchanu. Der dem regierenden Substantiv vorgesezte Genitiv macht mit ersterem, wie gesagt, im Lettischen fast ein einziges Wort, was aber, wenn drey Wörter zu einem einzigen verbunden würden, gar zu schwerfällig klingen würde. — Wir kehren nun zu unserm Gegenstande zurück.

Auf derselben S. 17, unmittelbar dem eben bemerkten folgend, finden wir: To apdohmadami,

laulateem draugeem peenahkähš. Hier ist, wie Jeder, der Lettisch versteht, und die Logik in ihrer unveräußerlichen, gebietenden Macht anerkennt, der nominat. participii falsch. Der casus participii muß sich nach dem subst., worauf es sich bezieht, (hier laulateem draugeem) richten, und es muß mithin heißen: To apdohmadameem.

Noch auf derselben Seite muß es nach lizzees (likfuschees) nicht mehr heißen: ušfaukt e eš, sondern bloß ušfaukt. Der Grund hiervon ist zu klar, als daß ich ihn hier noch anführen sollte. Wiederrum auf derselben Seite, gegen das Ende derselben, steht: t à laimigi. Diese Verbindung des t à mit einem Adjektiv ist ganz gegen die lettische Sprache, welche das deutsche so vor einem Adjektiv immer nur durch das Pronomen tahdš, oder das Adverbium tik, niemals durch t à ausdrückt, welches nur vor einem Verbum stehen kann. Auch vor einem andern Adverbium darf nie t à, sondern immer nur tik gesetzt werden, wenn irgend eine Vergleichung, oder ein Grad, oder eine Art und Weise, die wir Deutsche durch so geben, ausgedrückt werden soll. Dieses wohl zu bemerken, bittet den Hrn. Verf. der Rec. sehr; indem dieser Verstoß gegen die lettische Sprache, mich deucht, noch ein Paar Mal in dieser Agende, und noch öfters in den Dseefmas stahstu = dseefmas 2c. vorkommt.

S. 18 ist das auf seewahm sich beziehende:

padewig eem statt padewig ahm, wohl nur ein Schreib- oder Druckfehler.

Ferner S. 18 — — buhš par tahdeem uš-
škattitees, wo denn das letzte Wort: sich be-
trachten, sich ansehen, als u. s. w. bedeu-
ten soll. Dieß ist dem Lettischen zuwider. Die
erste Bedeutung von ušškattiht ist: aufbli-
cken, ohne noch an einen Gegenstand zu denken.
Wenn dieses Aufblicken nun einen Gegenstand er-
hält, und mithin durch die Anschauung die Re-
flexion, eine Geisteshandlung, ein Beziehen auf
sich, hervorgebracht, oder eine Vernunftidee ge-
weckt wird: so druckt der Lette dieses Auf sich
Beziehen, ihm gleichsam die Farbe seiner
Vorstellung leihen, durch das reciproc.: uš-
škattitees aus, wo aber nur die praep. uš vor
den Gegenstand gesetzt wird. Findet der reflekti-
rende Verstand irgend einen Begriff, das höhere
Vermögen, die Vernunft, eine Idee dadurch er-
weckt, oder entdeckt die Phantasie und der Witz eine
Ähnlichkeit des Gegenstandes mit etwas anderm,
ihm schon bekannten: so druckt der Lette dieß durch
die Partikel kà, nie durch par aus; z. B.: Es
ušškattohš uš debbesim (ich blicke auf zum
Himmel) kà uš wišsu zilweku tehwa=sem-
mi, kurp teem atkal noet ja fataifahš; oder durch
die Phantasie und den Witz vermittelt: kà uš to-
nekusti naja mu welwi, kaš fauli un swaigsnes
turra, ka tahš, šawu zellu eedamaš, jo semmu ne

laischahs, nedſjo augſti zellahs. Hier findet auch der ganz nahe Begriff des Betrachtens, Ansehens statt. Aber immer muß dann die praep. uſ vor den Gegenstand, und das adverb. kà vor das diesem etwa in dem Begriff und der Idee, oder in der Phantasie Korrespondirende gesetzt werden. — Dann aber geschieht das Aufblicken auch mit einer Absicht, und zwar der, daß dadurch irgend ein Zweck, wozu äußere Kräfte, und deren Zusammenwirken erforderlich sind, erreicht werde. Hier heißt nun uſſkattiht dem Letten: aufsehen, die Aufsicht führen, damit der Zweck realisiert werde; und diesem verbo act. werden die mitwirkenden Kräfte, auf die sich die Aufsicht beziehen soll, im Akkusativ hinzugefügt. Da aber hier ein beständiges Beziehen auf den Zweck, den der die Aufsicht führende hat, oder haben soll, statt findet: so drückt dieß der Lette gewöhnlich durch das reciproc.: uſſkattitees aus; werden dabey die wirkenden Kräfte genannt, so steht die praep. uſ vor denselben; daß aber der Zweck erfüllt, und vollkommen erfüllt werde, dieser Gedanke wird immer durch die conjunct. ka, daß, damit, mit dem Vorhergehenden verbunden. Aber uſſkattiht, oder uſſkattitees par ko, oder par kahdeem, ist dem Begriff dieses verbi ganz fremd; es sind heterogene Dinge zusammengefügt, bloß weil in dem zunächst angeführten Begriffe von uſſkattitees auch ein Betrachten liegt, und man im Deutschen

das Wort Betrachten, in der durch den Verstand, die Vernunft, oder den Witz vermittelten Bedeutung, nur mit als (wie), auch wohl mit für (was besonders bey ansehen, achten, paßt) verbinden kann. Aber schon die Zusammensetzung mit us, und die reciprokale Form jenes lettischen Wortes, zeigt deutlich, daß es weder mit seinem Gegenstande eben so verbunden werden, noch auch, daß dem Gegenstande Vergleichene mit der praep. bey sich haben könne, als das deutsche Betrachten, ansehen. Und das act. usskattih, heißt nur, aufblicken, oder, mit einem Zweck verbunden, aufsehen, die Aufsicht führen. Kurz, es ist nun klar, daß usskattitees und usskattih nie für das deutsche Betrachten, ansehen als oder für etwas, gebraucht werden könne. Für etwas halten, achten, ansehen, als etwas betrachten, heißt im lettischen turreht; folglich muß es hier: par tahdeem turretees, heißen. Zwar hat par weenu turretees auch den Sinn: für Jemand kämpfen, streiten; jemand in Schutz nehmen; allein auch der Ausdruck ist ächt lettisch: Es wiannu par labbu zilweku turru; der Zusammenhang zeigt auch gleich, in welchem Sinne das turreht, oder turretees hier genommen werden könne und müsse, und somit ist denn auch das turretees in dem hier nöthigen Sinne gerechtfertigt.

Auf derselben Seite No. 3, Bet tàpat ir fee-

wahm peenahkähš — — winnu labbumu mekledam a š 2c. Hier ist gerade derselbe Fall, wie bey: To apdohmadami, laulateem draugeem peenahkähš 2c.; und aus eben dem bey jenem angeführten Grunde, muß das partic. nicht im Nominativ, sondern im Dativ (da es sich auf seewahm bezieht) stehen, folglich mekledam a h m heißen. Da aber theils die Menge der nahe auf einander folgenden m, theils die zu große Entfernung des regierenden Dativs hier einen befremdenden Klang hervorbringen scheint, der durch die vielen m gar widerlich wird: so giebt uns hier die Sprache selbst eine schickliche Auskunft; indem sie erlaubt, an die Stelle des partic. das so genannte gerund. meklejohht zu setzen.

Auch ist hier das bald folgende Weena vor seewa nach dem Geiste der lettischen Sprache überflüssig. Eher könnte statt dessen das Pronomen tahda stehen. — Ferner ne wehrta, welche vielleicht nur als ein Wort zu lesen ist; besser aber wäre doch nau wehrta.

R. G. Elverfeld.

(Der Beschluß folgt.)

V e r m i s c h t e A u f s ä t z e.

Artemis nicht Selene.

Herr Boß hat in seinen Mythologischen Briefen (2r Th. Br. 41) festgesetzt: „Homers Apollon

ist nicht Helios, und eben so verschieden sind Artemis und Selene.“ — Was den Apollon betrifft, so ist der Unterschied zwischen ihm und dem Sonnengotte in den homerischen Gesängen höchst auffallend, und ich behalte mir vor, dieses zu einer andern Zeit in diesen Blättern auseinander zu setzen. Jetzt verweile ich nur einen Augenblick bey einem kleinen homerischen, an Artemis gerichteten, Hymnus (dem achten in der Wolfschen Ausgabe der Werke des alten Sängers) durch welchen bestätigt wird, was der angeführte Schriftsteller behauptet. — Hier ist er in der Uebersetzung:

An Artemis.

Artemis singe, Muse, des Fernhertreffenden Schwester
 Sie, die Jungfrau, froh des Geschosses, ernährt mit
 Apollon.

Hat sie die Rosse getränkt am tiefbeschilften Meles; *)
 Schnell durch Smyrna hin lenkt sie den goldenen
 Wagen

Zu der weinreichen Klaros, **) wo mit dem silbernen
 Bogen

Weilt Apollon, der fernhertreffenden Jägerin harrend.

Und so sey mir gegrüßt im Lied mit den Göttinnen
 allen,

*) Fluß bey Smyrna in Jonien, von dem Homer zuerst Melesigenes hieß, (Herod. Leben Homers. 3.)

**) In derselben Landschaft — eine kleine Stadt, zwischen Lebados und Kolophon, mit einem berühmten Tempel und Orakel Apollons.

Doch Dich preis ich zuerst, von Dir beginn' ich zu
singen.

Hab' ich begonnen mit Dir; dann nahet mein Hymnus
den andern.

Wer mit dem Charakter des griechischen Hymnus, mit der Geschichte und dem Wesen der Göttinnen Artemis und Selene nur einigermaßen bekannt ist, der dürfte wohl kaum in diesem Lobliede auf die erste einen Zug finden, welcher der letztern mit ihr gemein wäre; es müßte denn seyn, daß er den goldenen Wagen, welchen Artemis durch Smyrna gen Klaros lenkt, dafür halten wollte. Doch dieser Wagen ist den Göttern Homers so gemein, daß er nicht für eine besondere Ähnlichkeit dieser beyden Göttinnen gelten kann. Aber angenommen, er wäre eine solche; so sehe man die große Verschiedenheit. Selene, (Hom. Hymn. XXXIII.) in Okeanos Fluthen gebadet, angethan mit einem Lichtgewande, mit goldener Krone auf dem Haupte, deren Strahlen die Finsterniß der Nacht erhellen, treibt die hohen, schimmernden Kasse am Himmel daher und giebt den Sterblichen wahrsagende Zeichen. — Ist hier nicht mehr als der einfache, goldene Götterwagen, auf welchem Artemis, die Jägerin, daher fährt? *)

Unverkennbar aber ist der Hymnus das Werk

*) Sie heißt auch Iliad. 6. 204. Χρυσήμιος Ἀρτεμις.
Artemis, die mit goldenen Zügeln ihr Gespann lenkt.

eines ionischen Sängers, der die Gegend, in welcher er lebte, vielleicht Smyrna, seine Vaterstadt, wo der alte Homeros geboren seyn sollte, auch dadurch zu verherrlichen unternahm, daß er die jungfräuliche Artemis den Fluß Meles besuchen ließ. An die Tochter Letos richtete er den Gesang unter den Göttinnen zuerst, entweder weil ihr und ihres Zwillingbruders Dienst in jener Gegend vorzüglich heilig war, *) oder weil ihr Pfeil, welcher das Weib in der Blüthe der Jahre tödtet, hoch gefürchtet wurde, und man also von ihr ersuchen mußte, daß sie mit Huld nahe.

Liebau.

Bereitung der türkischen Rosen-Essenz.

Einer der gelehrten Orientalisten in Paris, Herr Langles, hat vor kurzem ein interessantes Werkchen herausgegeben, welches interessante Forschungen über die so kostbare türkische Rosenessenz und ihre Entdeckung enthält. Wir wollen die daraus im Journal des Lurus u. d. Moden, (Julius 1805) gegebene Notiz für unsere schönen Leserinnen hier mittheilen.

Das Wort Nther, womit die Araber, Türken und Perser das Rosenöhl, oder die Rosenessenz,

*) Man erinnere sich, daß die Stiftung des Dianentempels von den Alten sehr hoch hinauf, in und vor die Zeiten des Theseus, gesetzt wird.

ohne den Namen der Blume hinzuzufügen, bezeichnen, ist arabisch, und bedeutet überhaupt ein kostbares Parfüm oder Aroma. Man darf aber die Rosenessenz nicht mit dem Rosenwasser verwechseln; letzteres erhält man bekanntlich, indem man bloß Wasser über Rosenblätter destillirt. Dieses ist nur die Vorarbeit zur Rosenessenz. Wenn man nämlich eine beträchtliche Menge vom destillirten Rosenwasser hat, so stellt man es in einem großen Gefäße der Sonnenhitze und dann der Kühlung der Nacht aus, und den darauf folgenden Morgen findet man eine sehr kleine Partie Rosenessenz (N'ther) im gefrorenen Zustande auf der Oberfläche des Rosenwassers schwimmen. Die Menge der zu erhaltenden Essenz hängt von der Güte der Rosen ab. Die Rosen von Schiras, von Kermân und Kaschmir sind die vorzüglichsten.

Syrien, Fayum und einige Länder der Küste der Barbaren liefern auch viel Rosen, allein die daraus gezogene Essenz ist lange nicht so gut, als die aus Persien und Kaschmir. — Die erste Entdeckung und Bereitung der Rosenessenz vor nicht ganz 200 Jahren führt Langles aus Manucci's Werk über die Staaten des Groß-Moguls an. „Man machte die Entdeckung bey einem wahrhaft orientalischen Feste, welches die Prinzessin Mour-Djihan ihrem Gemal dem Mogul Djihângur im Jahr 1021 der Hegira (1612 unserer Zeitrechnung) gab. Vergnügungen und Genüße aller Art waren

allenthalben reichlich verschwendet; die Prinzessin trieb den raffinirten Luxus so weit, daß sie einen kleinen Kanal in den Gärten mit Rosenwasser anfüllen ließ. Als nun der Kaiser mit seiner Gemalin längs dem Kanal hinging, bemerkte sie eine Art Schaum, der oben auf dem Wasser schwamm. Man ließ ihn behutsam abschöpfen, und fand, daß es eine öhliche Rösensubstanz sey, die die Sonne aus dem Wasser zusammen gezogen hatte. Der ganze Serail stimmte darin überein, daß diese öhliche Substanz der feinste, schönste Parfüm sey, den man nur irgend in Indien finden könne. In der Folge wiederholte man nur durch Kunst das, was hier die Natur durch Zufall gebildet hatte.“ —

Ein Arkanum.

Daß alle Mädchen fast mich ihre Freundin nennen,
 Und daß so mancher hochbejahrte Mann
 Mich plötzlich lieb gewann
 Und meine Klugheit pries, dieß wird man mir doch
 gönnen?

Berdienste sind es nicht, nicht wundervolle Gaben,
 Durch die ich mir so manches Lob erwarb;
 Manch kluges Mädchen starb,
 Das Prosa nicht und Vers als klug gepriesen haben.

Bieleicht auch pries man sie in zwanzig Lobgesängen
 Als Muster der Vollkommenheit;
 Doch dieß erregt nur Neid,
 Und die nur sind geliebt, die andre nicht verdrängen.

Als Kind schon pflegt ich gern, was schön ist, schön
zu nennen,

Und möchte meiner Freundin gern,

Bei Damen und bei Herr'n;

Vor mir Bewunderung, und Lob und Vorzug gönnen.

Auch horcht' ich fleißig zu, wenn im vertrauten Kreise

Ein alter Mann von seiner Jugend sprach;

Kein Wörtchen unterbrach

Dann seiner Rede Strom, und trieb ihn aus dem
Gleise.

Die Kunst versteh' ich noch: — Wenn aus der Schönen
Heere

Dort Eine sich allein vorn an die Spitze stellt,

Und hier ein weiser Greis mein Ohr gefangen hält, —

Ich sitze schweigend da — und horche seiner Lehre.

Der ewige Frieden.

Pythia.

Müde des ewigen Kriegs, verlanget ihr ewigen
Frieden?

Thoren! was ihr begehrt, wahrlich ihr wisset es nicht.

Mitten im ewigen Krieg bestehet der ewige Frieden:

Strettender Töne Verein bildet allein Harmonie.

Trautvetter.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre
in Rußland.

No. 51. - Mitau, den 18. December 1805.

Non multum oportet consilio credere, quia suam habet fortuna
rationem:

P e t r o n.

Literatur.

Neuverbesserte Lettische Kirchen=Agende.
Von A. J. Stender.

(Beschluß der in No. 50 abgebrochenen Recension.)

S. 19 finden wir: dšihwoht gribb, aplaimoht
warr, wo nach dem Lettischen, welches gern das
verb. finitiv. voraussetzt, und mit dem infinit.
schließt, an beiden Stellen die Wortfolge umge-
kehrt werden, und es heißen muß: gribb dšihwoht,
warr aplaimoht. So auch S. 30 nicht saudeht
spehj, sondern spehj saudeht. Nur in Gedichten,
wo etwa das Söhlbenmaaß es fordert, bindet diese
Regel nicht; auch giebt es seltne Fälle, wo es der
Wohlklang auch in Prosa fordert, etwa einen ein-
sybligen infinit. voranzusetzen; doch ist dieß nicht
bey jedem einsybligen infinit. der Fall.

Ebendasselbst No. 5 steht: saws patš pohstitajs, ist aber unlettisch, und muß heißen: sew pascham par pohstitaju, oder besser: patš sewim par pohstitaju; worauf es denn auch im Verfolg, um des Parallelismus und Numerus willen: un seewai un behrneem par bendu buht, heißen muß. — Ebendasselbst No. 7: us prahta zillaschanas un skaidras Deewa atsihschanas, muß, weil hier das auf etwas Beabsichtigtes, künftig werdendes Gehende, bey der praep. us den Akkusativ fordert, us prahta zillaschanu in skaidru Deewa atsihschanu heißen. Hierbei die Anmerkung: sollte das hier in Kurland eben so wie das un sehr gebräuchliche in nicht auch in denen Fällen mit Recht in die Büchersprache aufgenommen werden, wo das vorhergehende Wort sich mit einem u endigt, wodurch denn so wohl der Übelklang, als die widrige Anstrengung der Kehle vermieden würde?

S. 20, To wehledame es, heißt hier, da die erste Person darauf folgt: dieses mir wünschend; sonst könnte es auch: dieses uns wünschend, heißen. Das verb. wünschen, wenn der Wunsch einen andern, als den, oder die Wünschenden selbst betrifft, drucken die Letzten nicht durch das reciproc. wehlet ees, sondern durch das activ. wehlet aus. Es muß also hier heißen: To žums wehledams, wo auch wohl vor dem verb. noch das firsnigi ganz schicklich hinzugefügt werden könnte. — Die Antwort des Bräutigams und

der Braut: Ja — teefcham ist nicht ächt=lettisch; das Gribbu ist im Lettischen die richtigste Antwort, oder auch: teefcham gribbu.

Zu der Aufschrift No. IV. S. 22, wird es auch wohl nöthig seyn, eine zwar scheinbare Kleinigkeit in der Sprache, die aber doch auch fehlerhaft ist, zu rügen; indem auch noch andere, sehr gute lettische Schriftsteller denselben Fehler begehen. Die praep. (um doch bey dieser einmal auch für solche Partikeln, die man mit einer wahren contradictio in adjecto, praepositiones postpositivas nennt, angenommenen Benennung zu bleiben) also die praep. dehl oder dehl ist im Lettischen postpositiva, und darf nie vor, sondern muß immer nur hinter den von ihr regierten Genitiv gesetzt werden, den sie, ganz abweichend von den wahren praep., auch im Pluralis behält. Es muß also diese Aufschrift heißen, nicht wie hier: dehl wiffadahm waijad sibahm, sondern wiffaduh waijad sibuh dehl. Und da diese Gebete Fürbitten sind, die der Prediger von der Kanzel sprechen soll: so hätte auch dieses in der Aufschrift wohl bemerkt werden können.

S. 23, Preefsch heißt zwar wohl auch für, aber nur um die Bestimmung auszudrücken, daß etwas jemandes seyn oder werden, oder ihm angehören soll, auch wohl, was jemand betrifft, wo der Lette aber doch lieber den Dativ setzt, z. B. preefsch man (denn in dieser

Bedeutung hat preeksch im Singular immer den Akkusativ) tas gan labbi, besser mannim tas gan labbi, oder auch labs, nach Bewandniß der Umstände. Schließt aber das für in dem Sinne von: was jemand betrifft, einen ursachlichen Begriff, der etwa auch mit wegen gegeben wird, oder ein hindern oder nicht hindern wollen, in sich: dann drückt es der Lette durch par aus, z. B.: Par manni winsch warr eet, winsch to warr darriht, was aber der Lette auch durch das hinterher gesetzte pehz oder dehl giebt: Mannis pehz (dehl) winsch warr eet. Sobald für aber an jemandes Stelle, zu jemandes Besten oder Vortheil bedeutet, braucht der Lette par, und dieß ganz besonders in den verbis: luhgt, pahrluhgt, aisluhgt, in dem vorliegenden Sinne. Nur die Deutschen, die das für in seinen verschiedenen Bedeutungen nicht unterschieden, oder auf lettische Eigenthümlichkeiten zu wenig achteten, setzen statt des hier einzig richtigen par das preeksch, worin ihnen nun auch schon die lettischen Hofleute nachahmen, und es wohl gar hier und da in die Gesinder verpflanzen.

S. 23, wie auch S. 30, 37 u. 43 kommt us preeksch u in der Bedeutung von forthin, fernerhin, in Zukunft vor. Nur in bildlicher Redensart könnte dieß allensfalls passiren; sonst ist es nicht genau richtig, denn es heißt eigentlich:

nach vorne zu, drauß loß, muthig, vorwärts, letzteres bildlich, wie in der Redensart: us preekschu flucht, vorwärtskommen, gut fortkommen; also doch gar nicht in temporaler, meist immer in lokaler, oder davon abgeleiteter, physischer und ökonomischer Bedeutung. Forthin, fernerhin, wenn es eine ununterbrochene Fortsetzung der Gegenwart bedeuten soll, heißt: jo prohjam, auch turplikam; wenn es aber in Zukunft, oder etwas, das erst in künftiger Zeit geschehen soll, bedeutet; so heißt es: jo turpu, jo turpak, turpma. Überdies ist das allaschin un us preekschu S. 23 ein Pleonasmus, der besser durch jo prohjam weenmehr, oder ar weenu, oder jo prohjam allaschin, oder auch allaschin allein vermieden worden wäre.

S. 27 ist eeksch to wahrdu, weil hier kein motus ad locum statt findet, unrichtig; eeksch muß hier den Genitiv haben, folglich heißt es eeksch ta wahrda. — Eben aus demselben Grunde muß es S. 38 nicht preeksch Jesus teefas-krehflu, sondern krehfla heißen.

S. 31, pamihsch. Das pa= in den compositis vermindert die Bedeutung; was sollte aber hier, wo von Gottes Beyfall die Rede ist, das ein wenig lieb, ziemlich lieb, bedeuten? Die Gabe an die Kirche, in schlechter Absicht gegeben, kann Gott gar nicht gefallen; die geringste Äußerung der guten Absicht aber ist Gott

immer wohlgefällig. Besser also schlechtweg mihišch, oder, wenn es etwa dem Numerus der Stelle zuwider scheint, mit Hinzufügung des sonst mit Recht ausgelassenen irr, oder auch statt dieses Ausdrucks am besten patihš, auch wohl patihšamš.

S. 35 unten wäre, um die folgende Negation, die nun wie ex abrupto kommt, vorzubereiten, daß nei, weder, schon in der ersten Hälfte des Satzes vorzusetzen, also: Bet kad nei wišch šawu šwehtu ammatu ic.

S. 34, Šawadi, heißt wohl nur: auf besondere, eigene Weise, auch wohl anders. Hier aber müßte wohl šewiški oder ihpašchi stehen.

S. 37, Ra wiššas draudšes apfahrt to peenemšchanu pee šchiš (nämlich draudšes) nomannidam. Hier muß es erstlich nomannidamas heißen; und dann würde es vielleicht in concreto mehr dem Geiste der lettischen Sprache gemäß gegeben seyn, wenn es hieße: nomannidamas, ša šchiweenmehr wiššadâ garrigâ šwehtibâ peenemmahš. Auch heißt peenemšchana eigentlich: Annahme, Aufnahme, nicht das Zunehmen, Wachsen. Und überhaupt wäre gegen die Substantiva in šchana, wenn sie von verbis reciprocis gebildet werden, mit Grunde sehr viel einzuwenden, indem die Substantiva in šchana eigentlich nur von verbis activis zu bilden sind, und so nicht

neutrale, nicht passive, nicht reciproke, sondern nur allein aktive Bedeutung haben können. Doch bey vielen solchen, von *verbis reciprocis* abgeleiteten Substantiven, ist der Gebrauch schon unterschieden, z. B. bey *augšchamzelschana*, die eigentlich das an einem andern verrichtete Erwecken bedeutet, aber auch schon als Auferstehung angenommen ist.

Auf derselben Seite steht auch *neapnizzis*, was auch schon S. 36 vorkommt, welches aber gar kein lettisches Wort, und von *apnikt* sehr übel formirt ist. *Neapnizzis* ist das rechte Wort, eigentlich das *partic. praet.*, mit der hinzugefügten Negation; statt dessen kann man auch sagen: *ne apnikdamš*, oder *beš apnikšchanas*. Die *casus obliqui* und der *plural.* von *apnizzis* nehmen das primitive *k* statt des *z* wieder an, und so heißt der Genitiv *apnikkufcha* u. s. w., der Pluralis *apnikkufchi*, fem. — *šchaš*. Ein Adverbium von *neapnizzis* giebt es gar nicht, es müßte denn *ne apnikkufchi* heißen. Hier steht aber in beyden Stellen das *Particip* ganz dem Genie der lettischen Sprache gemäß, und es muß S. 36 heißen: *neapnikkufchu*, S. 37 aber *neapnikdamš*, oder *neapnizzis*.

S. 39 müßte vor dem schon oben gerügten *freetas*, welches hier mit *ihstas* oder *pateefigas* zu vertauschen wäre, das *weenas* weg-

fallen, und statt dessen der Genitiv des bestimmten Artikels *tahs* gesetzt werden.

Auf ebenderelben Seite steht auch *negohdigas pelnas*, welches unrichtig ist, indem hier das subst. masc. gen. ist. Der Nominativ desselben in der einfachen Zahl, *pelns*, wird zwar selten, oder vielleicht nie gebraucht, wohl aber alle Casus obliqui in der einfachen Zahl, und die ganze vielfache. Hier muß es heißen: *negohdigapelnadehl*.

S. 10 ist *draudsu* im genit. plur. ebenfalls unrichtig; das Wort gehört zur fünften Deklination, und es muß hier heißen: *draudschu*. (S. Stenders lett. Grammat. 1783. S. 37.

Mir deucht, *preekschrunnas* könne, wie sein simplex, *runnas*, nur in der mehrfachen Zahl gebraucht werden.

S. 32 u. 44 sind *Mosluddinaschana* und *spehka* statt — *schana* und *spehku* gewiß bloße Druckfehler.

S. 46, *Ko mehš ne behdajam*, wohl richtiger: *par ko mehš u*.

S. 47, *Lai mehš un muhsu pehznahkami — ne = kad ne saud*; hier muß es, da in allen Sprachen die erste Person allen andern vorgeht, heißen: *ne = kad ne saudam*. — *Jöpohst* heißt auch rein ausfegen, ausräumen, weßwegen S. 48 in *Jöpohst tohs zeenigus Rungus*, wohl ein

unzweydeutigerer Ausdruck hätte gewählt werden sollen.

Übrigens fehlen dieser Agende noch so manche, zu einer solchen gehörige, wichtige Stücke, z. B. die Konfirmationshandlung; die von dem Prediger vor dem Altar abzusingenden Kollekten, die Rec., wenn der Inhalt derselben der Feyerlichkeit angemessen, voll Kraft und Würde ist, wie z. B. in der herrlichen Wehrt'schen Agende, und der Prediger sie auch mit Würde absingt, viel zu feyerlich und die Andacht belebend findet, als daß sie bey den öffentlichen Gottesverehrungen abgeschafft werden sollten; und dann noch mehrere Formulare von Fürbitten u. s. w. auch für ähnliche Fälle.

Mit aller Hochachtung vor dem würdigen Hrn. Verf. der hier beurtheilten Agende, den Rec. nicht persönlich kennt, der aber durch seine Belehrungen ausgebreiteten Nutzen in seiner Gemeinde stiften soll, der auch durch herausgegebene Schriften zu nützen strebt, und der bey mehrerer Muße das Publikum gewiß mit ganz vorzüglichen Produkten seines schriftstellerischen Fleißes beschenken würde, ist Rec. aber doch genöthigt, den Wunsch zu verbinden, daß es dem Hrn. Vf. gefallen hätte, sich zur Anfertigung seiner Kirchen-Agende etwas mehr Zeit zu nehmen; indem wir dadurch gewiß ein in diesem Fache vollkommnes Werk erhalten hätten.

R. G. Elverfeld.

Vermischte Aufsätze.

Empfehlung einer vortreflichen Art Fußböden.

Es wird vielleicht manchen Lesern dieser Blätter nicht unwillkommen seyn, hier mit der Bereitung eines Estrichs zu Fußböden bekannt zu werden, der an Wohlfeilheit, Dauer und Güte nicht nur den Lehmschlag, sondern auch alles, was man zu diesem Zweck aus Ziegelmehl, gestoßenem Gyps u. s. w. mühsam und künstlich bereitet, weit übertrifft, ja in vieler Rücksicht selbst bretternen Dielen vorzuziehen ist. Wenn der Gebrauch desselben auch nicht neu seyn sollte, — in St. Petersburg sind die mehresten Kirchen und Palläste, letztere im untern Stock, mit dieser Art Fußböden versehen, — so ist er doch bey uns, wenigstens dem größeren Theile des baulustigen Publikums nach, unbekannt.

Wem sind nicht bey Besichtigung des prächtigen neuen Hauses in Mesothien die saubern Fußböden im untern Stocke aufgefallen? Man tritt wie auf einen geschliffenen Stein, der mit den glatten Wänden aus einem Stück gehauen zu seyn scheint. Schreiber dieses dachte sich die Bereitung derselben mühsam und kostspielig; als er aber letzterer benzuwohnen Gelegenheit hatte, beschloß er, davon, bey einem so eben bis zu den Fußböden vollendeten hölzernen Wohngebäude, ebenfalls Gebrauch zu machen, und der Erfolg sei-

nes Versuchs, macht die Allgemeinwerdung dieser Art Fußböden nur noch empfehlungswerther.

Die Bestandtheile sind bloß Kiesel, Grand und Kalk. Die Zubereitung aber ist folgende: Man nimmt den Kiesel, den man gewöhnlich schon in der erforderlichen Mischung mit Grand antrifft, wie man ihn findet. Ist er zugleich mit andern Erdarten gemischt, so wird er davon vorher, in einem geräumigen Gefäß, mit Wasser gesäubert. So gereinigt, thue man ihn in ein anderes Gefäß, etwa einen Gypskasten, schütte auf $\frac{3}{4}$ Kiesel und Grand $\frac{1}{4}$ reinen trocknen Kalk. Diese Bestandtheile werden nun mit Wasser so lange umgerührt, bis ein wohlgemischter dicker Brey daraus entsteht, und das Material ist fertig.

Nachdem das Zimmer, welches man mit diesem Fußboden versehen will, vorher gehörig planirt, und die Erde in demselben überall angestampft worden, nimmt man eine Latte von $2\frac{1}{2}$ Zoll, deren Breite die Dicke des Estrichs bestimmt, schneidet sie zu der Länge von 4 bis 6 Fuß, je nachdem das Zimmer und die jedesmalige Portion des bereiteten Breyes groß ist, und setzt sie quer auf der hohen Kante vor dem äußersten Winkel des Zimmers, füllet den innern Raum des Winkels, der durch die vorgelegte Latte geschlossen wird, mit dem fertigen Brey wohl aus, so daß derselbe überall die Höhe der vorgelegten Latte gewinnt, und planiret mit einer Mauerkeule jede

Unebenheit, die noch übrig geblieben ist. Der zu einem dicken Brey bereitete Estrich wird nun nicht mehr auseinander fließen, wenn man die Latte wegnimmt, um sie zur Schließung eines neuen Raumes weiter anzusetzen. Da aber nun die gefüllten Stellen nicht mehr betreten werden können, so richte man sich beim Füllen und Ansetzen der Latte so ein, daß man bey dem immer enger werdenden Raum des noch ungefüllten Bodens, endlich vor der Thürschwelle zu stehen kommt, wobey denn diese zuletzt die Stelle der Latte vertritt. —

Nachdem das Zimmer mit dem Estrich überall zu der Höhe der $2\frac{1}{2}$ zolligen Latte ausgefüllt und mit der Kelle geebnet ist, verhüte man wohl, daß niemand vorß erste den noch weichen Boden betritt, indem ein leichtes Huhn jetzt tiefe Fußstapfen zurückläßt, die nun eintrocknen und schwer auszubebnen sind. In warmen Sommertagen gelangt der trocknende Estrich in drey Tagen zu so einer Härte und Konsistenz, daß man, in Strümpfen, ohne Spuren zuzückzulassen, darauf gehen kann. Man nehme diesen Zeitpunkt wahr, um die letzte vollendende Hand anzulegen. Der Estrich wird nämlich nun theilweise mit einem Brette von der Gestalt, deren sich die Dachdecker beim Ebnen der Strohdächer bedienen, mit der scharfen Kante dicht hinter einander ins Kreuz kräftig und behende geklopft, so daß von jedem Schlage die Spur einen halben Messerrücken tief zurückbleibt. Ist man

mit dem Flächeninhalt eines Quadrats, von der Länge des Brettes, womit geklopft wird, fertig, so muß dieser Theil, bevor man mit dem Klopfen weiter geht, mit einem Reibbrette wohl abgerieben werden, worauf sodann eine kleinere Handfelle, mit der man dieselbe Stelle nochmals hin und her bestreicht, die vollkommenste Glätte hervorbringt. — Die beim Trocknen entstandenen Risse werden durchs Klopfen geebnet, der Kiesel senkt sich vermöge seiner Schwere auf den Boden, und dient nun zur Grundlage; der Grand legt sich über den Kiesel und füllt die Unebenheiten desselben aus, während daß der feinere Kalk beim Streichen mit der Kelle sich auf dem Grand legt; so, daß seine Oberfläche jetzt glatt und sanft wie Seife anzufühlen ist. In wenig Tagen kann man nun den neuen Fußboden betreten, ohne daß eine Spur zurückbleibt, und in 8 Tagen hat er völlig die Härte eines Steines erreicht.

Dieser Fußboden hat ein weißes und nettes Ansehen, liegt an den Wänden wie angegossen, und gestattet weder der Luft und Feuchtigkeit, noch irgend einer Art von Ungeziefer den Zugang. Die mit demselben versehenen Zimmer werden vollkommen trocken, und sind warm, weil der Boden wenigstens nicht mehr als die mit Kalk ausgeschlagenen Wände kühlt, und der Kiesel an die Oberfläche des Bodens nicht gelangt. Jede noch übrig gebliebene Bedenklichkeit, diesen Fußboden in Wohn-

zimmern zu gebrauchen, wohin besonders die gehört, daß er stauben möchte, wäre damit vollends gehoben, wenn man ihm, welches der Kalk sehr wohl verträgt, einen Anstrich von Öhlfarbe gäbe. Auf ein Gebäude von 10 Faden Länge und 5 Faden Breite sind 2 Last Kalk zureichend, und machen den ganzen Kostenbetrag aus, wenn man die Arbeit nicht in Anschlag bringt. In Gegenden, wo der Kiesel nicht anzutreffen ist, würden gestoßene Ziegel und andere Steine jene ersetzen. Jeder Stein, wenn er in dem $2\frac{1}{2}$ Zoll dicken Estrich Raum findet, ohne hervorzuragen, ist zu diesem Zwecke tauglich. Man sieht leicht, daß dieser Fußboden auch in Ansehung der Dauer keinem andern nachstehen kann. Vorzüglich wäre er in Vor- und Domestiken-Zimmern — versteht sich wegen seiner Last nur im unterm Stock — in Küchen und Handkammern, in Kirchen, Dreschtennen, Krügen und Kleeten zu empfehlen und die Allgemeinerwerdung desselben würde zugleich die wohlthätigste Holzersparniß zur Folge haben. —

— r —

Aus Mitau, vom 11. December 1805.

Herr Field gab uns gestern ein Abschieds-Konzert, wenn man es so nennen will; denn Pauken und Trompeten kamen darin nicht vor. Auch ein eigentlich sogenanntes Konzert bekamen

wir nicht zu hören, ob uns gleich der Zettel Hoffnung zu machen schien, zu dem schönen und großen Konzert, (wenn wir nicht irren aus C moll) womit Dussek zu Leipzig und an andern Orten so viel Beyfall einärndete. Indes Herr Field ist auch als Solospieler im Stande, die Aufmerksamkeit der Hörer zu fesseln. Im Gegentheil, wer hätte nicht gern länger, als eine Stunde, sein aufmerksamer Zuhörer seyn mögen? und was dann die entbehrte Instrumentalmusik betrifft, nun so ist es Herrn Field's Schuld nicht, daß man von einer großen Symphonie oder von einem großen Konzert nicht, wie von den kolossalen Statuen des Kastor und Pollux in Rom, Abgüsse in Miniatur liefern, oder sie allenfalls in einem treuen Kupferstich ans Licht stellen kann.

Herr Field spielte: 1) eine Sonate von Dussek, 2) eine Doppelsonate, komponirt von ihm selbst (der sekundirende Liebhaber ist Herrn Field's Schüler, und macht seinem Lehrer gewiß große Ehre), 3) eine Komposition von Steibelt, 4) eine russische Arie, variirt von Cramer (in der lieblichen Manier, wie alle seine Sachen), 5) ein Rondo, von ihm selbst gesetzt, welches einen sehr angenehmen Eindruck bey uns zurück gelassen hat. — Wir hatten keine Recensentenohren mit in dieß Konzert gebracht. Aber auch noch längere, als die des Midas, königlichen Andenkens, würden schwerlich einigen Tadelstoff entdeckt haben, so glücklich auch sonst unsere Zeiten in Entdeckung oft nicht vorhandener — nur angenommener — Stoffe sind. Über Herrn Field's vortreffliches Spiel ist unter uns schon längst nur eine Stimme, und ein zahlreich versammeltes Publikum war ihm belohnender Beyfall. Nur

Ein: Herrn Field's Vortrag ist wie der eines guten Quartetts, d. h. die Stimme, welche die Melodie führt, tritt immer als Hauptstimme hervor, es sey eine äußere oder mittlere Stimme. Warum mischte er unter die angenehmen Sachen nicht auch etwas Großes, eine Händelsche Fuge, die er doch so meisterhaft vorzutragen versteht? Wir wissen aus Erfahrung, daß so etwas selbst bey Nichtkennern — wenigstens Staunen erregt. — Seine angenehmen Töne werden noch lange in unsern Herzen wiederhallen; möge sein Geist in zahlreicheren Kompositionen auch aus der Ferne noch zu uns schweben!

Anwendung der Schädellehre.

Seht, was schon Gall's System genügt!
 Wo euch die schwache Stelle sitzt,
 Dahin bau't ihr, als festen Damm,
 Den kühn gewölbten Habentamm.

D r u c k f e h l e r :

E. 207. B. 2 ist statt Homers, Homeros; und ebenfalls in der Note B. 2 nach dem Worte „Dianentempels“ zu lesen: zu Ephesus.

Wöchentliche Unterhaltungen

für

Liebhaber deutscher Lektüre

in Rußland.

No. 52. Mitau, den 25. December 1805.

— — Dum loquimur, fugerit invida

Aeras: carpe diem —

H o r a t i:

Literatur.

Kurze, faßliche und methodische Anleitung zur Bestellung eines Küchengartens. Nach den durch eigene Erfahrung bewährt gefundenen Grundsätzen der besten Schriftsteller über den Küchengartenbau entworfen von einem Liebhaber dieser Wissenschaft. Mitau, 1805, bey Steffenhagen und Sohn. 84 S. 8.

Der Herr Verf. dieses gemeinnützigen Werkes, welcher seinen Namen dem größern Publikum nicht hat bekannt machen wollen, ist ein sehr thätiger, kenntnißreicher, praktischer Land- und Gartenwirth, und hat sich durch die Herausgabe dieser Anleitung um den Gartenbau in unsern Gegenden ein wahres und bleibendes Verdienst erworben. So gute und zweckmäßige Gartenbücher, von denen der Herr Verf. selbst einige anführt, wir

auch besitzen, so geräth derjenige, der sich bey uns unbedingt nach ihnen richten wollte, durch die Abweichung unsers Klima's und unsrer Witterung, doch immer in Verlegenheit, Mißgriffe zu thun, so lange er nicht eigne Erfahrungen gesammelt hat. Es ist daher zweckmäßig und nothwendig, für jede besondere Provinz auch eine eigene Anweisung zum Gartenbau zu entwerfen; durch die Erscheinung der gegenwärtigen hat der Hr. Verf. einem wesentlichen Bedürfniß unsers Vaterlandes abgeholfen, wenn wir gleich diese seine Absicht nicht, wie wir gewünscht hätten, auf dem Titel, sondern nur in der Zueignung einigermaßen angezeigt finden. Die Abhandlung war eigentlich für den zweyten Theil des Duloschen Lehrbuchs der kurländischen Landwirthschaft bestimmt, ist indeß nunmehr besonders abgedruckt worden, und der Edelmuth ihres Verfassers hat den reinen Ertrag derselben einer wohlthätigen Wittwen- und Waisenanstalt bestimmt, weswegen wir dem Buche einen reichlichen Absatz wünschen.

Nach einer kurzen Einleitung werden in elf Abschnitten die wichtigsten, in den Küchengartenbau einschlagenden, Materialien abgehandelt, und die Leser über die zum Küchengarten erforderliche Lage und die Beschaffenheit des Bodens, über dessen Eintheilung, über die Gartengeräthschaften, über die verschiedenen Zweige der Bearbeitung, über die Eintheilung und Wartung der Gartenge-

wächse, über die Feinde der Gärten, über Saamenzucht und Mistbeete belehrt; den Beschluß macht ein Gartenkalender. In alle diese Fächer findet man nur das Nothwendigste eingetragen, und dieß in gehöriger Kürze, doch plan und meistentheils vollständig und gründlich, abgehandelt, dabey so viele Berichtigungen unserer gewöhnlichen Art der Gartenpflege, daß vorzüglich einige Anweisungen nicht zeitig genug befolgt und nachgeahmt werden können.

Dahin gehört gleich im 2ten Abschnitt die Lehre vom Düngen und Umgraben des Gartens, worin wir der Meinung des Hrn. Verf., durch Erfahrung überzeugt, vollkommen beypflichten. Selten wollen die Landwirthe gerne Dünger zum Garten hergeben, weil sie meinen, ihren Feldern dadurch Eintrag zu thun; allein bey einer theilweisen, regelmäßigen Gartendüngung können sie eher ihren Überschlag machen, und in Ökonomien, wo feine Gewächse in Mistbeeten gezogen und abgesetzt werden, kann man leicht die Einrichtung treffen, daß nur der im Frühjahre zu den Mistbeeten gebrauchte Mist im Herbst auf die Quadrate gefahren, und dem gemäß die Größe der Mistbeete und des Gartens nicht nur mit einander in Verhältniß gebracht, sondern auch doppelter Vortheil vom Dünger gezogen wird.

Der Abschnitt über die Gartenarbeiten ist sehr vollständig, und zur genauesten Befolgung zu em-

pfehlen. Vorzüglich unterschreibt Rec., was der Hr. Verf. über das Fäten und das dadurch entstehende Ungemach für die armen, dazu gewöhnlich gebrauchten, Knechteweiber, anführt. Noch mehr, als die oft schwangern Weiber, leiden bey dem Fäten ihre Kinder, die manchmal Wochenlang bey kühlem Wetter auf der feuchten Erde im Garten liegen oder kriechen müssen, sich heiser schreien und manche Krankheit zuziehen, besonders wenn sie, wie es so häufig der Fall ist, mit Ausschlag behaftet sind.

Wo es kein anderes als Brunnenwasser giebt, da ist das Aufstellen eines großen Gefäßes, worin sich dieses Wasser an der Luft und Sonne erwärmen kann, zu empfehlen.

Sehr triftig sind die Gründe, aus denen der Herr Verfasser die Abwechslung mit den Gewächsen empfiehlt; so wie es unläugbar ist, daß gegen diese Regel oft sogar vorsätzlich aus Vorurtheil gesündigt wird. — Die Anweisungen zur Kultur eines jeden Gewächses sind kurz, verständlich und gründlich. — Die Haltbarkeit der Sämereyen ist angemerkt; vielleicht wäre die Zeit des Aufkeimens anzuführen, nicht überflüssig gewesen.

Was der Herr Verfasser über die Gartenfeinde, über die Erziehung von Sämereyen und Mistbeeten gesagt hat, ist so wahr und deutlich, daß wir zum Schluß dieser Anzeige schreiten können. Die S. 73 gegebene Regel ist für viele gewiß neu, aber

wohlgegründet. Für Anfänger wäre die Warnung, daß sie die zum Saattragen bestimmten Pflanzen ja nicht auf derselben Stelle in Saat gehen lassen sollen, wo sie anfänglich standen, ausdrücklich zu wiederholen, nicht überflüssig.

Unser Leser werden nun über den Werth dieses kurischen Gartenbucheß urtheilen können, und sich hoffentlich mit dem Rec. freuen, daß der Fleiß des würdigen Verf.ß unsern Wirthschaften dieß zweckmäßige und brauchbare Geschenk gemacht hat. Der Herr Verf. verspricht der nächsten Auflage neue Erfahrungen und Beobachtungen hinzuzufügen. Vielleicht entschließt er sich, diese neue Auflage mit einer Anweisung zum Einkellern der Gewächse, und wohl gar durch Aufnahme solcher ökonomisch-officinellen Pflanzen, die zu den Hausmitteln jeder Wirthschaft gehören, als Kamillen, Liebstock, Salbey, Münze, Raute u. s. w. zu bereichern. Zur Herausgabe eines lettischen Gartenbucheß wünschen wir dem Herrn Verf. viele Aufmunterung; wir werden, bey der Überzeugung von der Güte dessen, was wir zu erwarten haben, ihm gewiß mit Freuden entgegensehen, bitten aber den Herrn Verf., aus mehreren Gründen, in diese lettische Anweisung auch die Zucht der Obstbäume und Fruchtsträucher mit aufzunehmen.

M i s c e l l e n .

B r i e f e a u s I t a l i e n , i m A u s z u g e .

(B e s c h l u ß .) *)

R o m , d e n 25 . F e b r u a r 1805 .

Hier ist jetzt alles in lustiger Bewegung. Der Karneval treibt bunte Menschenmassen durch die Strassen. Dieses Nationalfest begeistert den Römer zu einer ausgelassenen Freude. Es beginnt gewöhnlich, und begann auch dießmal mit der Hinrichtung einiger Verbrecher. Die Regierung scheint dadurch dem Volke, welches im Begriff ist, sich der zügellosesten Freude zu überlassen, einen bedeutenden, schauerhaften Wink geben zu wollen. Von diesem gräßlichen Schauspiel springt das Volk über einen Zwischenraum von ein Paar Stunden unmittelbar in das Gewühl der unbeschränktesten Lustigkeit hinüber. Mit Galgen und Henker verschwindet die wirkliche Welt, mit allen ihren Verhältnissen. Diese steckt nun auf acht Tage hinter einer bunten Wand von Masken. Um 2 Uhr Nachmittags wird mit einer Glocke das Zeichen gegeben: und nun flüchten Ernst und Vernunft hinter verhüllende Larven. Rom ist wie ausgestorben. Der Corso lebt. Diese Strasse, die vom Platze del Popolo ausläuft, ist beynabe eine halbe deutsche Meile lang, nur fehlt es ihr an ver-

*) Jedoch nur für diesen Jahrgang; der folgende wird eine Fortsetzung des interessanten Briefwechsels liefern.

hältnißmäßiger Breite. Hier fluthet nun mit lautem Getöse ein Stroh von Gestalten, wie eine alles vor sich herwälzende Überschwemmung, auf und ab; falsche Stimmen, falsche Gesichter, tolle Musik durchkreuzen einander. Je toller, je bunter, je besser. Selbst die Häuser des Corso müssen eine Art von Maske annehmen; sie sind mit allerhand bunten Tapisserien und seidenen Decken behangen, die aus allen Fenstern und von den Balkonen herabflattern. Die Luft scheint sich sogar in einen Genius der Fröhlichkeit verwandelt zu haben, der neckend mit den an den Wänden schwebenden Tapeten spielt, und scherzend von Fenster zu Fenster fliegt. Dort schreitet gravitatisch im Talar ein finsterner Philosoph einher, und deklamirt aus einem großen Buche Unsinn. Neben ihm tappt ein rauher Bär, den er zum Menschen philosophiren will und der doch ein Bär bleibt. Dort zielt ein Arzt mit einer Klystiersprütze nach den Balkonen hinauf. Hinter ihm hüpfst am Arme seiner Nymphe ein Stutzer mit einem Affengesichte; das holde Paar ist mit Liebenswürdigkeiten über und über beklebt. Jetzt tanzt ein liebliches Gruppo von ländlichen Mädchen daher; sie tragen an den Armen Körbchen mit Blumen gefüllt, und werfen, vermittelst eines Instruments, welches sich in die Höhe dehnen läßt, bis in das zweyte und dritte Geschos der Häuser Blumenküsse hinauf. Ihnen folgen unwillkürlich die Blicke nach, und alles

wünscht, von ihnen geneckt zu werden. Aber nun, welch ein Kontrast! wälzt sich ein Bauch daher, ein gewaltiger Bauch! Mein, dieß Magenfutteral können zwey Füße nicht tragen, es hat deren vier. Oben bewegen sich zwey Köpfe, die nur der Fresswerkzeuge wegen da sind. Dort schwanke eine Riesengestalt, der Kopf ist hohl, aber die Nase trägt er hoch. Jetzt wieder ein Bär, aber ohne Philosophen und folglich ohne alle Moral; seine Moralität ist die Kette, die ihn auf rechtem Wege erhält. Hier ist ein leichtfüßiger Gesell an ein altes Mütterchen angefroren. Die warmen Blicke, die er nach jüngern Augen durch die Lorgnette wirft, thauen ihn unvermerkt los; er verliert sein ehrliches Mütterchen vom Arm, die ihn aber keifend wieder zurückschreyt. Er trippelt ihr zu, giebt ihr den erheiratheten rechten Arm, aber die Augen schielen links. Dort zieht eine lange Schleppe einen Gedankenstrich durch das gedankenlose Gewühl. Hier schattet häßlich ein Schornsteinfeger; er will seine Leiter an die Köpfe setzen, um aufzuräumen; man protestirt. Hinter ihm tappt eine Gestalt, die das Gesicht hinten trägt; sie wundert sich ewig über die Vergangenheit und trabt blind über die Gegenwart hin. Eine andere Gestalt hat hinten und vorne ein Gesicht, ist aber darum nicht weniger ein Narr. Jetzt erhebt sich aus der Masse eine mächtige Nase; der Körper ist nur das Gestell dazu. Sie begegnet einem Wagen, worin eine

maskirte Prinzessin sitzt, die eine etwas starke natürliche Nase hat. Jene springt an den Wagen hinauf und spricht: Ha principessa, che nasi! Ha Princessin, was für ein Paar Nasen! die können sich sehen lassen! Die Princessin muß lachen. Es ist Karneval, man nimmt nichts übel. Die Wagen werden mit falschen Bonbons beworfen, die wie Schloßen auch zu den Fenstern hinauf fliegen. Jetzt tönt fern eine Musik herauf, die aber vor dem Getöse kaum hörbar ist. Eine sich fortbewegende Laube ist mit bunten Musikanten besetzt, die einen Götteraufzug ankündigen. Nun schimmerts näher, der ganze Olymp fährt daher. Ein Götterwagen, von glänzenden Rossen gezogen, bewegt sich majestätisch langsam fort. Jupiter, der höchste, ragt vor allen empor, neben ihm die hochthronende Juno. Neptun mit goldenem Drenzack scheint die Fluthen zu theilen. Venus lächelte schalkhaft auf ihren Gürtel, Minerva war wenig zu sehen. Das, glaube ich, war ein böshafter Zufall. Hinter dieser Himmelserscheinung zieht ein Wagen voll weiblicher Gestalten, sämmtlich mit scheußlichen Affenköpfen, welche den Olymp, und besonders den Vater der Götter und Menschen zu lästern scheinen. Ein ganzer bunter Thorenschwarm schließt sich jenem Zuge an. Es ist ein Chaos, das noch nicht zu einer vernünftigen Welt gedeihen kann. In dieser schwebenden Fluth schwimmen nun zwey Wagenreihen langsam und

oft angehalten fort. Auch die Wagen sind mit den seltsamsten Erscheinungen angefüllt, und es fliegen falsche Bonbons aus einer Karosse in die andere. Es ist eine tolle Nummeren. Statt der Lakaien stehen weibliche Figuren hinten auf den Wagen. Weiber sind Männer, Männer Weiber! Alles wird geneckt, jeder Stand, jedes Verhältniß, der geistliche Stand ausgenommen. Aber Gutmüthigkeit ist der Geist, der das Ganze beherrscht. So bunt und durchkreuzend fluthet alles durcheinander. Die Balkone und Fenster sind voll Zuschauer, welche die wilde Fluth, wie Trümmer, aus hohe Ufer ausgeworfen zu haben scheint. Gegen Sonnenuntergang wird durch verschiedene Kanonenabfeuerungen das Zeichen gegeben, daß die Wagen den Corso verlassen sollen, denn nun wird der Corsospaß durch ein Wettrennen der Pferde beschloßen. Acht bis zehn Pferde stehen vor den Schranken und toben vor Ungeduld, ablaufen zu können. Kaum können die Knechte sie noch halten. Eins springt mit den Vorderfüßen über die Schranken, das nächste wird nun noch ungeduldiger, es will nach; mit jedem Moment wird die Unruhe der Thiere größer, sie steigt bis zum Tumult. Jetzt fallen die Schranken — die Rosse stürzen fort, sie fliegen, unter ihren Füßen sprühen Funken, es ist als würden sie auf Flammen getragen. Noch sieht man die Funken; es ist ein Moment und sie sind dem Auge entschwunden. Nun

stöhmt alles, wie ein ausgelassener See, aus dem Corso, und das Ganze endet mit dem Festino, das ist, einer Redoute. Alles dieß wiederholt sich acht Tage; Freytag und Sonntag sind Ruhetage. — Verzeihen Sie mein langes Geschwätz. Ich bin u. s. w.

I — e.

Die Kunst zu scheinen.

Wer bloß das seyn will, was er ist, der hat heut zu Tage in den Augen der Welt keinen Werth. Jeder muß entweder mehr, oder etwas anderes seyn wollen, als er ist. Wer in der Kunst zu scheinen die mehreste Erfahrung und Geschicklichkeit beweist, der darf sich schmeicheln, alle Frauenzimmer zu Lobrednern und die meisten Männer zu Bewunderern zu erhalten. Nichts verräth mehr Kurzsichtigkeit und Einfalt, als wenn man nur nach Realität strebt. Der Schein ist der Götze, dem man huldigen muß, — der Ehre und Belohnung austheilt. Madame A. frisiert die Bierzige, sie spricht, handelt, tanzt und kleidet sich aber wie ein Mädchen von 18 Jahren; vier Liebhaber sind ihr in der Regel zu wenig. Herr B. giebt täglich ein Paar Stunden im Katechismus und den Anfangsgründen der lateinischen Sprache Unterricht, und die ganze Welt nennt ihn den fleißigsten Lehrer. Herr C. hat eine Fibel geschrieben, und da er darin

die Wörter: Anschauung, Unendlichkeit, Idealität, Tendenz häufig braucht, so preist ihn Jedermann als den einsichtsvollsten Erzieher, obschon er durch sich selbst darthut, daß er gar nicht weiß, was an dem Menschen auszubilden ist. Herr D. hat das Kind eines vornehmen Herrn vom Schnupfen geheilt und der Gräfin von *** einen Leichdorn ausgeschnitten; wer wagt es mehr, zu bezweifeln, daß er ein zweyter Hufeland und Meckel sey! Herr E. hat Kants Kritik der reinen Vernunft, sauber gebunden, in seine Bibliothek gestellt, und nun sind Leibnitz und Spinoza gegen ihn Kinder am Verstande. Herr F. jagt seinen Bedienten an einem Vormittage sechsmal auf die Post, um ja die Zeitungen früher als jeder andere zu erhalten; dafür gilt er aber auch für den scharfsichtigsten Politiker. Herr G., der zu Hause aus Langerweile stundenlang den Staub von seinen Meublen wischt, erscheint in allen Gesellschaften zuletzt, weil ungeheure Geschäfte ihn jedesmal zurückhalten. Nicht die Sache macht den Mann, sondern der Schein der Sache; nicht die Wahrheit gefällt, sondern der Scheinglanz, den man um sie wirft; nicht das Recht verschafft Freunde, sondern die Gnade, die man sich für seine gerechte Sache ausbittet. Im Herzen sind die meisten Menschen etwas anders, als was sie äußerlich scheinen. Wer daher den Einfall hat, sein Inneres zur Schau zu tragen, sich nicht mehr Werth benzulegen, als er wirklich

besitzt, in der Meinung Anderer nur in dem Grade gelten zu wollen, als er es verdient, der mag wohl ein ganz guter Mann seyn, aber für einen Weltkennner wird ihn Niemand gelten lassen. Auf seinen väterlichen Fluren mag diese Geradheit gefallen, allein in der Stadt und in der großen Welt ist sie nicht mehr mode, und er wird ausgelacht. Wäre er hinter seinem Ofen geblieben, so hätte man sich nicht um ihn bekümmert; allein so hatte der Mann den tollen Einfall, im öffentlichen Leben immer gerecht, immer wahr seyn zu wollen, und diesen Dünkel verzeiht ihm kein Mann von Kopf und keine Frau von Geist.

†.

A n e k d o t e n.

Der Abbé Boisrobert hatte einen Neffen, den er dem Cardinal Richelieu vorzustellen wünschte. Eines Tages lustwandelte der Cardinal im Garten seines Palastes in der Gegend eines Bassins, war aber mit so vielen Höflingen umringt, daß der Abbé sich vergebens in den Haufen hineinzudrängen suchte, und endlich alle Hoffnung aufgab, sich und seinen Neffen auf die gewöhnliche Art bemerkbar zu machen. Endlich, nach langem Hin- und Hersinnen, ergreift er diesen, der am Rande des Bassins neben ihm steht, und wirft ihn ins

Wasser, aus dem er jedoch gleich wieder heraus und aufs Trockne sprang. Der Vorfall machte natürlicherweise unter dem Gefolge des Kardinals vieles Aufsehen. Einige schrieten, andere lachten. Der Kardinal wendet sich um und will wissen, was es ist. „Es ist mein Neffe“ sagte Boisrobert, der sich unterdessen bis zum Kardinal vorgedrängt hatte, „den ich Ew. Eminenz vorstelle und zu Gnaden empfehle.“ Diese ganz neue Art Jemanden zu präsentiren kam dem Kardinal sehr lustig vor. Er ließ bald darauf den Abbé rufen und sagte zu ihm: „Sind Sie nicht närrisch, daß Sie mir Ihren Neffen in dem Aufzuge vorstellen, wie er heute war?“ „Ich weiß, was ich thue,“ erwiederte der Abbé, „hätte ich ihn Ew. Eminenz wie jeden andern vorgestellt, so würden Sie nicht auf ihn geachtet haben; aber durch diese kleine Wendung, hoffe ich, werden Sie sich seiner erinnern und nicht vergessen, etwas für einen Menschen zu thun, der sein Leben daran gewagt hat, um das Glück zu haben, Ihnen vor die Augen zu kommen.“ Wirklich erhielt der Neffe nach wenigen Tagen eine einträgliche Pfründe.

Der Dichter Rabelais verlangte auf seinem Sterbebette einen Domino anzuziehen. „Aber um des Himmels Willen“ fragte ihn einer seiner anwesenden Freunde, „was wollen Sie im Augen-

blick des Todes mit dem Domino?“ „Wissen Sie denn nicht“ erwiderte Rabelais „daß die Schrift sagt: beati qui moriuntur in domino.“ (Selig sind die in dem Herrn — domino — sterben.)

Empfindungen bey einem schönen Har-
fenspiel.

Sonett.

Kamt ihr vom Himmel, Harfen-Silbertöne?
Sanft, hörbar kaum noch, schwebet ihr hernieder,
Als kündeten die Engel ihre Lieder
Den Tiefgefallnen, daß der Geist sie söhne.

Wir glaubten nicht, daß tief ins Herz es dröhne
Bey Deiner Saiten Rauschen, nur die Glieder
Erbeben; — aber leise gabst Du wieder
Des Seraphs Anhauch, daß uns Sehnsucht kröne,

Und Himmelsliebe! Sanft ergreift sie Herzen,
Nicht stürmend; wann ein guter Geist von oben
Sich gießt in Busen, fühlst Du süße Schmerzen.

O, daß mein Ohr, vom frankem Stoff umwoben,
Den zarten Himmelslaut, der Engel Scherzen,
Nicht ganz vernimmt! Staub! sinkst du? Winkts mir
droben?

R. G. Elverfeld.

B i t t e .

Den kleinen Antheil Lebensfreude
O! laßt ihn mir und stöhrts nicht;

Denkt, daß ich fühle, wenn ich leide,
 Aus meinem Aug' die Thräne bricht.
 Mir ward ja auch ein Herz gegeben,
 Das menschlich, so wie eures, schlägt,
 Und das mit herber Angst und Beben
 Die schwere Last des Kammers trägt.

Die Erde hat genug des Raumes
 Für Wege, die wir alle gehn;
 Laßt mir den Reiz des kurzen Traumes,
 Der Schlummer ist so süß, so schön:
 Und wenn ich einst erwachen werde,
 Blick' ich auf meine Ruhstatt,
 Auf diese schöne, liebe Erde,
 Die mich im Schooß gewieget hat.

Und bis ich lebe, will ich trauen
 Der lieben brüderlichen Hand,
 Will ruhig auf die Menschheit bauen,
 Ihr durch Gefühl und Herz verwandt.
 O! hört, ihr Brüder, meine Bitte,
 Belohnet mein vertrauend Herz;
 Laßt mir den Frieden meiner Hütte,
 Laßt mir die Freude und den Scherz.

Schlippenbach.

Verbesserungen.

In No. 48 ist S. 358, Z. 6 statt unnatürliches, unwillkürliches; S. 359, Z. 2 v. u. statt Ringenwechsel, Ringeswechsel zu lesen. Auch liegt der Grund, der mit dem Schluß- und Anfangsworte der Seiten 353 und 354 zu kontrastiren scheinenden ersten Zeile der 355 darin, daß dem Recensenten der Tod des Hrn. Gen. Senior Schulz unbekannt geblieben war, und daß gedachte zu S. 353 u. 354 gehörende Wort „verstorbene“ zur Berichtigung dieses Umstandes hinzugefügt worden ist.